




DIE  T E M P E L R I T T E R

H A N N S K N E I F E L

Die  
GEHEIMNISVOLLEN  
PERGAMENTE

ROMAN



DIE  T E M P E L R I T T E R · D I E  T E M

**Hanns Kneifel**

**Die  
geheimnisvollen  
Pergamente**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe  
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften  
Copyright © 2007 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin  
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln  
Einbandabbildung: akg-images/VISIOARS  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2007  
Buch-Nr. 088700  
[www.derclub.de](http://www.derclub.de)

Henri, Uthman und Joshua haben sich auf ein beschauliches Leben in Jerusalem eingerichtet, doch die scheinbare Idylle bekommt schnell Risse. Während sie auf Seans Besuch aus Schottland warten, wird ihre Lage immer bedrohlicher. Sie fühlen sich observiert und werden mit rätselhaften Botschaften konfrontiert. Schließlich versammelt sich ein rasender Mob, gesteuert von einem mächtigen Feind, vor ihrem Domizil. Da kommt Hilfe von ganz unerwarteter Seite...

## *Anno Domini 1324: Auf der Straße nach Jerusalem*

Schon seit dem Augenblick, als er seinen Rappen über die breite Planke vom Schiff geführt hatte, war Sean of Ardchatten sicher, von zahlreichen Augenpaaren beobachtet zu werden. Akkons Hafen, der einstmals prächtig und vom regen Treiben der Händler erfüllt war, erstreckte sich entlang einer Reihe von verfallenen, ruinengleichen Häusern. Vor den Häusern standen die Tische weniger Händler unter zerschlagenen Sonnensegeln. Sean führte sein Pferd zum Brunnen, ließ es saufen, sattelte es und band Satteltaschen und den Sack fest, in dem einige seiner Waffen versteckt waren.

Sean trug einen Turban, der sein helles Haar verbarg, und einen Burnus. Seine Haut war sonnengebräunt, trotzdem wirkte er nur auf den ersten Blick wie ein reisender Muslim. Es waren seine blauen Augen, die ihn als Fremden verrieten. Er wusch den Ziegenbalg und füllte ihn mit frischem Wasser. Von einem fliegenumschwirrt Händler kaufte er getrocknete Feigen, scharf gebratene Hühnerkeulen, Datteln, Käse und einen Beutel Nüsse.

Er stieg in den Sattel und ritt langsam an. Einige Fischerboote und zwei Schiffe hatten längsseits an der langen Hafentmole angelegt. Auch der Mole waren noch immer die Spuren der Zerstörung deutlich anzusehen. Die Mamelucken hatten die alte Kreuzritterstadt gründlich zerstört. Montmusards Mauern waren niedergerissen worden. Montmusard – so hatte die tiefer gelegene Vorstadt einst geheißen, und Sean wusste von Henri, dass es in der Stadt damals 60 Kirchen gegeben hatte. Aber

nun sah er keinen einzigen Kirchturm inmitten der Stadt, in deren Trümmern Büsche und Bäume wild wucherten. Er ritt weiter und hoffte, unbehelligt aus der Stadt zu kommen. In leichtem Trab wich er den wenigen Händlern und deren hochbeladenen Eseln aus.

Am Ende eines Wellenbrechers stand ein halb zerfallener Leuchtturm. Im Gewirr der Trümmer, links von Sean, hatte einst die Kathedrale zum Heiligen Kreuz gestanden. Wer heute in den Ruinen dieses mächtigen Gotteshauses lebte, wollte sich Sean lieber nicht vorstellen. Unter dem Rand des Turbans hervor beobachtete er aufmerksam die Umgebung, aber er sah nichts außer Zerfall und Elend. Ein Windstoß wehte den Geruch von Brackwasser und faulendem Fisch über die Hafestraße.

Sean wurde das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Der uralte Turm, dem er sich näherte, bildete gewissermaßen den Endpunkt der inneren Mauer, und eine schmale Straße führte durch kleine Felder, zwischen denen einzelne Dattelpalmen wuchsen, auf einen Torturm der äußeren Mauer zu. Auch dieser Teil der Mauer war vor langer Zeit niedergerissen worden.

Zu seiner Linken, hinter den Ruinen und den zwischen den Trümmern wild wuchernden Pflanzen, lag auf dem Felsplateau die Oberstadt. Aus Henris Erzählungen wusste Sean, dass die Johanniter einst ein riesiges Hauptquartier in der Unterstadt erbaut hatten. Jetzt wurden die Stadt und das Land von den Mamelucken regiert, und alles lag in Trümmern. Vor über drei Jahrzehnten, im Mai 1291, hatte Sultan Qualawuns Sohn, el-Aschraf Khalil, mit ungefähr 100 000 Kämpfern Akkon erobert und verwüstet. Zu dieser Zeit, dachte Sean erstaunt, war Henri de Roslin ungefähr so alt gewesen wie ich selbst jetzt.

Er trabte durch die Felder, auf denen trotz der unbarmherzigen Hitze gearbeitet wurde. Die Bauern wirkten ärmlich und ausgemergelt.

Die Außenmauer zog sich bis weit ins Meer hinaus. Vor dem Tordurchgang zügelte er seinen Rappen und ritt im Schritt weiter. Zwei lanzentragende Wächter standen im kühlen Halbdunkel.

Einer von ihnen fragte ihn mit rauer Stimme auf Arabisch: »Wohin willst du, in Allahs Namen?«

Sean legt die rechte Hand auf die Brust. Er sprach Arabisch leidlich gut, aber noch immer fehlerhaft und antwortete wahrheitsgetreu: »Auf die Straße nach Nazareth und nach Jerusalem.«

»Was willst du in Jerusalem?«

»Die heiligen Stätten sehen, zu Gott beten und Freunde besuchen.«

»Inshallah. Reite zu, die Straße ist frei von Gefahren. Wir haben nichts von Räufern und Strauchdieben gehört.«

»Salaam.« Sean hob grüßend die Hand und duckte sich, als er durch das halb geöffnete Tor ritt.

Er blinzelte wegen der grellen Sonnenstrahlen und ließ das Pferd galoppieren. Nach einigen Momenten sah er sich um. Er war erleichtert, die überwucherte Stadtmauer und die stark beschädigten Türme hinter sich zu lassen und kleiner werden zu sehen.

Sean erinnerte sich, während er ritt, an Henris Erzählungen vom letzten Gefecht der Tempelritter in Akkon. Henri hatte einen Angreifer, einen Sarazenen, unter Trümmern hervorgezogen und dessen Leben gerettet. Der Araber war Henris Freund geworden und hatte ihm einen Talisman geschenkt. Henris Leben war mehrere Male dank dieser Münze gerettet worden. Er würde sie auch jetzt bei sich haben, in Jerusalem, wo er mit Uthman und Joshua auf ihn wartete.

Vor Sean erstreckten sich lange Baumreihen, magere Weiden und Felder. Er ritt in den Schatten hinein und wusste, dass er auf dem langen Ritt weder der Hitze noch dem Durst entrinnen konnte, denn jenseits von Nazareth gab es, den Erzählungen Henris zufolge, weder schattenspendende Bäume noch reichlich sprudelnde Quellen.

Als der Rappe wieder in Trab fiel, schlugen der Bogen und der Köcher nicht mehr so hart gegen Seans Schulter. Die Straße war leer, trotzdem wusste Sean, dass sein Ritt für ihn gefährlich werden konnte, wenn er sich nicht vorsah. In einer Lederschlaufe am Sattel steckte griffbereit seine Axt, und in einem Lederbeutel klirrte die Kette des Morgensterns. Den großen Reitermantel, der ihm nachts als Unterlage und Decke diente, hatte er über den Satteltaschen zusammengerollt und mit Lederriemen befestigt.

Ich hätte mich besser einer Karawane angeschlossen, dachte er und folgte der Straße. Sie schlängelte sich von der Höhe des Strandes in weiten Halbkreisen leicht aufwärts, noch immer durch Felder und kleine Haine mit Obstbäumen. Große Wolken kamen vom Meer her und warfen ihre wandernden Schatten über das Land. Sean dachte an Henri und Joshua.

Dann hatte Sean plötzlich wieder ein merkwürdiges Gefühl, und er spähte nach links und rechts, aber er sah niemanden. Sein Verdacht, beobachtet zu werden, blieb jedoch.

Als die Schatten länger geworden waren und es nicht mehr ganz so heiß war, verließ er die Straße und ritt auf einige niedrige Hütten zu, die sich im Schutz von Palmen und Ölbäumen wie eine Insel in den Feldern und Weiden zusammendrängten. Ziegen und Schafe grasten dort, und kleine Hühner pickten im Staub. Als Sean neben einem Ziehbrunnen das Pferd anhielt, rief er: »Salaam!«

Ein barfüßiger Junge sprang aus der Tür eines Hauses und sagte: »Salaam. Was willst du, Fremder?«

Sean zeigte auf den Brunnentrog und antwortete: »Wasser für mich und mein Pferd und ein wenig Ruhe.«

Er erwartete nicht, dass sich plötzlich ein Dutzend Bewaffneter auf ihn stürzen und ihn ausrauben würde, aber er war auf alles vorbereitet. Ohne Henri neben sich fühlte er sich allein. Nicht schutzlos, doch ein wenig gefährdeter, Tag und Nacht. Jetzt rechnete er mit der Gastfreundschaft der Muslime, auf die man sich in der Regel trotz aller Armut verlassen konnte.

Der Junge, der einen schmutzigen Turban und ein löchriges Hemd trug, tauchte in die Dunkelheit des Hauses ein und kam kurz darauf wieder daraus hervor. Er zog einen zahnlosen Greis hinter sich her.

Der Alte rief mit fistelnder Stimme: »Allah schützt den Wanderer! Nimm dir Wasser, Fremder.«

»Schukran«, sagte Sean und stieg aus dem Sattel. »Danke.«

Er holte den gefüllten ledernen Wassersack mit dem Zieharm herauf, kippte ihn in den Trog und löste die Trense aus dem Maul des Rappen. Mit drei weiteren triefenden Säcken füllte er den Trog und seinen Wassersack aus Ziegenhaut. Er wusch sein Gesicht und seine Hände und trank gierig. Der Greis und der Junge sahen ihm schweigend zu. Sean setzte sich an den Rand des Trogs, wickelte seinen Proviant aus und aß etwas Brot, einige Datteln und eine Hühnerkeule. Er packte die Reste wieder ins Tuch, verstaute das Bündel in der Satteltasche und erleichterte sich hinter einem dicken Ölbaumstamm.

Er zwängte die Trense ins Maul des Pferdes, verbeugte sich vor dem Alten und wiederholte seinen Dank. Dann zog Sean sich in den Sattel, winkte und wendete den Rappen. Wenige Augenblicke später war er wieder auf der Straße und ritt seinem eigenen Schatten hinterher, in der Hoffnung, ein brauchbares Nachtlager zu finden.

In der Dunkelheit hörte man zwar die Laute der Lasttiere und der Pferde, aber nur dann, wenn die Flammen höher aufloderten, traten die Körper hinter den gestapelten Packlasten als bewegte Halbschatten hervor. Die Männer saßen in einem Kreis um das Feuer, über dem ein Kräutersud im Kessel summt. Die Flüssigkeit roch nach fremdartigen Kräutern, Honig und Gewürzen, die Sean nicht kannte. Die Sitzenden redeten leise miteinander, aber hin und wieder ertönte ein kehliges Lachen. Sean versuchte zu verstehen, worüber sie sich unterhielten.

Er hatte sich außerhalb der niedrigen Stadtmauer von Samaria einer kleinen Karawane angeschlossen, die Salz, Datteln und Korn nach Sichern brachte. Jetzt hockte er zusammen mit elf Turbanträgern am Feuer, kaute Datteln und sah den Funken zu, die aus der Glut in die Höhe schwirrten. Zwischen seinen Stiefeln hatte er den leeren Becher in den Sand gebohrt.

Sean hatte mitbekommen, dass die Karawane in Sichern umkehren und viele Tonkrüge nach Samaria bringen würde. Abdul, der Karawanenführer, winkte ihm und deutete auf den Holzbecher. Sean ging zum Feuer, ließ sich den Becher füllen und kehrte an seinen Platz zurück, der nicht mehr war als eine Vertiefung im Sand. Er wartete, bis der Sud abgekühlt war, und trank mit vorsichtigen Schlucken.

Eine lange Reise lag hinter ihm. Von Roslin in Schottland über Land nach London, von wo aus er einen Segler nach Zypern nahm. Dort fand er ein Schiff, das ihn nach Akkon brachte. Stadt und Hafen wurden von den Mamelucken beherrscht, aber man hatte ihm keine Schwierigkeiten dabei gemacht, hier an Land zu gehen.

Er war braun gebrannt und ausgeruht, und im Schutz der Karawane hatte sich seine Beklemmung gelegt. Während er

den zweiten Becher leerte, dachte Sean an Henri de Roslin, seinen Meister, seinen großen Freund, der ihn an Sohnes Statt angenommen hatte. Alles, was er wusste und konnte, hatte er von Henri gelernt. Nun ja – fast alles. Ein Gefühl großer Dankbarkeit stieg in Sean hoch. Er stand auf, hob einen Speer auf und sagte: »Ich übernehme die nächste Wache!«

Sein Arabisch war nicht besonders gut, aber die wichtigsten Redewendungen hatte er inzwischen gelernt. Er wünschte eine gute Nacht, und die Männer am Feuer murmelten. Sean entfernte sich vom Feuer, seine Schritte knirschten im Sand. Nach zwei Dutzend Schritten hob er den Kopf. Von den Flammen und der Glut nicht mehr geblendet, sah er die Sternbilder des Nachthimmels über dem Heiligen Land. Sie schienen anders zu sein als die über Schottland, und auch heller.

Im Gebirge, ein gutes Stück jenseits von Sichern, begann sich die Sonne hinter den baumlosen Bergen, hinter Felsen und jenseits der Felsstürze des ausgetrockneten Flussbetts zu verstecken. Sean ritt wieder allein und dachte an die vielen Abenteuer, die Wölfe und die französischen Soldaten in Roslin, an seinen ehemaligen Herrn Henri und die schöne, tote Jeanie, an die geheimnisvollen Höhlen, König Roberts Kampf gegen die Engländer und an die Räuber, die Joshua gefangen genommen hatten und fast getötet hätten. Zweimal war es ihm gelungen, sich kleinen Karawanen anzuschließen, zu denen auch bewaffnete Wächter gehörten.

Die Straße folgte den schroffen Windungen einer Schlucht. Tiefe Schatten wechselten sich mit dem rötlichen Sonnenlicht ab, das von zerklüfteten Wänden widerstrahlte. Immer wieder schallte das Echo der Hufschläge vom Gestein zurück. Es klang wie Schwertschläge auf splitterndem Granit. Sean war

vor kurzem erst abgestiegen und hatte den Bogen gespannt und den Köcherriemen festgezurt. Eine Hand hatte er auf dem Griff seines Dolchs liegen.

Es roch nach dem warmen Gestein, und bisweilen fuhr ein heißer Windstoß zwischen den Felsspalten hindurch und wirbelte eine Sandhose auf. Vielleicht konnte Sean die Händler noch einholen, die schon nachts in Sichern aufgebrochen waren, wie ihm die Torwächter berichtet hatten. Aber er sah hier nicht einmal Spuren der Karawane.

Sean trabte weiter, durch Schatten und Licht. Die kaum sichtbare Straße, die aus festgebackenem Sand bestand, führte eine leichte Anhöhe hinauf. Die Felswände strebten auseinander, die Schlucht weitete sich. Zuerst waren es nur große und kleine Geröllbrocken, die neben dem Weg lagen, aber zunehmend wurden die Trümmer größer und kantiger. Als endlich ein flaches Tal vor Sean lag, war der Weg von haushohen Felsen gesäumt, die aus dem Boden herausgewachsen zu sein schienen.

»Hier kann sich ein kleines Heer verstecken«, flüsterte er mit trockenen Lippen. Die Ohren des Rappen, dessen Fell ebenso staubbedeckt war wie Seans Kleidung, bewegten sich aufgeregt. Beruhigend klopfte er den Hals des Tieres und kitzelte es mit den Sporen. Der Wallach fiel in Trab, die Echos der Hufschläge verloren sich in der steinigen Umgebung.

Seans Unruhe nahm zu. Er war in seinem Leben schon wegen weit weniger als einem guten Pferd überfallen worden. Er setzte sich im Sattel zurecht und versuchte, hinter die Felsen zu spähen. Aber er sah nichts als Sandwirbel und Splitter, die sich vom Gestein lösten und zu Boden fielen. Die Schatten waren länger geworden; es begann zu dunkeln.

Weit vor sich sah er Palmwedel zwischen Sandhügeln. Ein Anblick, der ihm ein ruhiges Nachtlager zu versprechen schien. Doch an dieser Aussicht konnte er sich nicht lange

erfreuen. Als er sich umdrehte, nahm er zwischen den Felsen eine undeutliche Bewegung wahr. Er blinzelte den Staub aus den Augen und blickte schärfer hin. Aber nun schien sich nichts zu bewegen.

Er ritt weiter, aber plötzlich schienen sich jeder Schatten, jeder Umriss in etwas Bedrohliches zu verwandeln. Alle Dinge wirkten auf einmal gefährlich. Sean wandte den Kopf nach rechts und links. Da war jetzt tatsächlich etwas. Hinter ihm preschten zwei Reiter heran, die sich offensichtlich hinter Felsen versteckt hatten. Er rammte die Stiefel in die Steigbügel, spornte den Rappen und zog einen Pfeil aus dem Köcher. Mit einem Ruck riss er den Bogen von der Schulter, legte den Pfeil auf die Sehne und spannte die Waffe.

Als er den Kopf hob, erkannte er, dass ungefähr einen Bogenschuss weit vor ihm zwei Reiter und zwei andere Gestalten aus ihren Verstecken heraus auf ihn zukamen. Er zielte und schoss den Pfeil auf den rechten seiner Verfolger ab. Ein Schmerzensschrei sagte ihm, dass er getroffen hatte.

Sean stieß einen Fluch aus, warf sich den Bogen auf die Schulter und galoppierte weiter. Die Entfernung war zu gering für einen zweiten Schuss.

Er zog den Morgenstern aus dem Beutel, packte entschlossen den Griff und ritt mit der gleichen Geschwindigkeit weiter. Seine Verfolger schrien Unverständliches. Die Räuber, die zu Fuß näher rannten, hielten kurze Lanzen in den Händen, die Reiter schwangen Krummschwerter. Sean wollte zwischen ihnen hindurchreiten, aber sie wichen nicht auseinander. Die Spitzen ihrer Waffen zielten auf ihn. Er schwenkte langsam die Stachelkugel an der unterarmlangen Kette. Die Verfolger hatten augenscheinlich ausgeruhte Pferde, denn sie kamen schnell näher. Sean hob die Waffe, ritt auf einen der Lanzenträger zu und führte einen waagrechten Schlag aus. Der

Morgenstern traf das Holz, die Lanze zerbrach, ihre Spitze wirbelte durch die Luft.

Als er sich kurz umwandte, sah er, dass sein Pfeil in der Schulter eines Verfolgers steckte, der nun einige Pferdelängen zurückgefallen war. Von beiden Seiten drangen jetzt die Räuber mit den Schwertern auf ihn ein, und gerade, als er ein Schwert mit der Kette klirrend zur Seite schlug, packte der Waffenlose rechts von ihm seinen Fuß, um ihn aus dem Sattel zu zerren.

»So einfach bekommt ihr mich nicht!«, schrie er, ließ das Pferd hochsteigen und auf der Stelle drehen. Seine Waffe beschrieb wilde Kreise und Halbkreise. Er traf die Handgelenke dessen, der an ihm zog. Der Räuber heulte auf und ließ los. Ein Schwert fiel klirrend zu Boden. Jetzt umringten ihn vier Männer und versuchten, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen. Das Pferd drehte sich und wieherte schrill, die Räuber verständigten sich mit kurzen Rufen.

Sean ahnte, dass der Kampf hart werden würde und dass die Übermacht zu groß war. Aber er kämpfte mit aller Kraft weiter, duckte sich zwischen den Hieben, wich ihnen aus und schmetterte die Stachelkugel in einen Pferdeschädel. Das Tier brach auf der Stelle zusammen und schleuderte den Reiter aus dem Sattel. Er überschlug sich in der Luft und fiel schwer auf den Rücken. Seans Rappe setzte über das gestürzte Tier hinweg. Überall wurden Staub, Geröll und Sand aufgewirbelt. Die Dunkelheit nahm zu.

Ein Hieb traf Seans Handgelenk. Seine tauben Finger konnten den Morgenstern nicht mehr halten. Er versuchte, den Stiel in die Linke zu nehmen, aber mit dem anderen Arm hatte er weder genügend Kraft noch genügend Übung. Er rammte den Griff der Waffe hinter seinen Gürtel und zog mit der Linken den Dolch aus der Scheide.

Der zweite Räuber, der zu Fuß kämpfte, sprang an Sean hoch und umklammerte seine Arme. Ein Hieb mit der flachen Klinge traf den linken Oberarm des Angreifers, der wie gelähmt von ihm abließ. Sean zog den Fuß aus dem Steigbügel und trat zu. Es gelang ihm, einen Reiter links von ihm so schwer zu treffen, dass er aus dem Sattel rutschte. Aber dann packten mehrere Männer seine Arme, und einer fiel dem Pferd in den Zügel. Der Kampf schien für Sean erfolglos und schmerzhaft zu enden.

### *Abu Lahabs Schwertschmiede bei Al Quds*

Zwei Meilen südlich der Stadtmauer von Al Quds, das die Juden Yerushalayim und die Christen Jerusalem nannten, stiegen Tag und Nacht Rauch und Dampf in den Himmel. In den Ruinen, von denen manche sagten, dass sie älter als tausend Jahre waren, unterhielt Abu Lahab ben Taimiya eine Eisenschmelze und einige Schmieden. Aus allen Orten rund um die Stadt kamen fast täglich Karawanen mit schwer beladenen Kamelen zu den offenen Feuerstellen und den überdachten Schmieden und brachten Holz und Roheisen, Holzkohle, eisenhaltiges Gestein und zerbrochene Eisenwerkzeuge aller Art.

Die Schmelzöfen, angefacht und betrieben von großen Blasebälgen, loderten ohne Pause. Im weiten Umkreis der Gebäude rieselte ununterbrochen schwarzer Staub vom Himmel und färbte die kümmerlichen Pflanzen, die Dächer und selbst die Haut der Sklaven und Arbeiter. Der Geruch nach nassem Leder von den Gerbern aus der Nachbarschaft, kaltem Rauch und Aschestaub wehte bei Südwind bis zu den gelben Mauern der Stadt.

Abu Lahabs Lager der fertigen Waffen war in einem niedrigen Steinhaus untergebracht, das mitten in einem Viereck aus blattlosen Ölbäumen mit schrundigen, aufgequollenen Stämmen auf römischen Fundamenten stand. Unter dem lang gestreckten Gebäude, das mit schwärzlichen Steinplatten gedeckt war, dehnten sich große Kellergewölbe. Der Besitzer hatte sie vom Schutt befreien und die Wände dick

mit Kalkbrei tünchen lassen. Im Sommer herrschte angenehme Kühle, im Winter blieb es wohligh warm. Hier unten war das ständige Geräusch der Schmelzen und Schmiedehämmer nur schwach zu hören.

Abu Lahab, ein gedrungener, schwarzbärtiger Araber aus Antiochia, hob prüfend eine Klinge in das Licht, das Dutzende Kerzen und Öllampen verbreiteten. Die Flammen schienen auf der silberglatt geschliffenen Doppelschneide zu tanzen.

»Bei Allah. Schwerter und Dolche – man wird sie immer brauchen. Also kann ich sie auch immer schmieden lassen.«

Seine Stimme klang satt und zufrieden. An seinen Fingern, auf denen sich schwarze Haare kringelten, funkelten schwere Ringe. Er lenkte das gespiegelte Licht der Klinge in Nadschib ben Sawaqs Gesicht. Lahabs enger Vertrauter zuckte nicht zurück. Zwischen den Männern standen Trinkschalen auf einem kniehohen Tisch.

»Nun ja«, antwortete Nadschib nachdenklich, »einerseits hast du Recht. Auch das Buch spricht vom Schwert des Propheten, vom Schwert des Islam.« Er lachte kurz. »Aber der Prophet hat wahrscheinlich nicht die Schwertschmiede gemeint.«

»Wahrscheinlich nicht. Vielleicht lass ich Töpfe, Messer, Pfannen und Nägel schmieden, wenn uns Allah ein paar Jahre Frieden gönnt. Irgendwann wird der Kaiser des Abendlandes wieder seine Krieger ausschicken.«

Die Männer saßen in rostigen Stühlen aus Eisenstäben, Leder und schmutzigen Schafspelzen. Das Hämmern aus der Schmiede drang als schwaches Dauergeräusch bis in die kühle Höhle aus uralten Ziegeln. Sie unterhielten sich darüber, dass erst vor einigen Tagen die Mamelucken und die Mongolen Frieden geschlossen hatten. Dies würde der Stadt und dem Land Ruhe bringen und den Bewohnern ein besseres Leben ermöglichen.

Nach dem Fall und der Eroberung Akkons im Mai des Jahres 1291 nach dem Kalender der Ungläubigen hatten die Mamelucken unter al-Ashraf Khalils Führung die Hafenstadt erobert und danach ihre Herrschaft auf einen Küstenstreifen ausgedehnt, der von Caesarea im Süden bis nach Antiochia reichte.

Von Osten her hatten die Heere der mongolischen Khane die islamische Welt bedroht. Und nun war es gelungen, mit dem Enkel des gefürchteten Eroberers Dschinghis Khan, Hülägü Khan, Frieden zu schließen. Er herrschte über das Reich der Ilkhnane südlich und östlich von Bagdad. Nadschib seufzte, hob seine Schale und trank einen großen Schluck.

»Friede!«, sagte er und breitete, nachdem er die Schale abgesetzt hatte, die Arme aus. »Endlich, nach so vielen Jahrhunderten der Kämpfe gegen die Christen! Die Christen, die nur Salah ed-Din Yusuf – den sie in ihrer Sprache Saladin nannten – aufhalten und zurückdrängen konnte.«

Der Sultan hatte Jerusalem zurückerobert, und seither war es in der Hand der Muslime. Trotz der geänderten Lage hatte Abu Lahab darauf bestanden, hauptsächlich Schwerter und Dolche schmieden zu lassen.

»Sieh dich um«, sagte Nadschib und deutete auf die Wände. »Du kannst mit deinen Schwertern ein kleines Heer ausrüsten.«

Eisenstangen waren in die Wände getrieben und mit hölzernen Brettern belegt worden. In diesen Vorrichtungen lagen, einzeln oder zu mehreren in ölgetränkte Tücher eingewickelt, kurze und lange Schwerter, gerade Waffen und solche mit geschwungenen Klingen. Abu Lahab grinste und zeigte in seinem Bart schneeweiße Zähne. Neben dem linken Schneidezahn war eine Lücke zu sehen, was Abu Lahabs Lächeln etwas Verschlagenes verlieh.

»Ich werde deinen Rat bedenken. Schließlich weißt du genau, wie viele es sind.«

»Es sind nie genug«, entgegnete Nadschib und nickte. Er lächelte wissend. »Mit den Schwertern ist es genauso wie mit deinem Reichtum.«

»Allah hat die Reichen nicht verdammt.«

Abu Lahab wischte die öligen Finger an seinem Burnus ab, nahm den Krug und füllte die Schalen.

»Einige letzte Schlucke, mein Freund. Bald beginnt der Ramadan. Und dann gibt es nur Schweiß, Schwerter und Durst. Und nach Sonnenuntergang keinen Wein, nur Wasser.«

Nadschib zuckte mit den Schultern und roch an dem Getränk, das der Prophet angeblich verboten hatte, wie manche Gelehrten versicherten. Andere aber, und an deren Auslegung hielten sich Nadschaf und Abu Lahab, sagten, der Koran ließe es zu.

»Im Ernst, Freund und Gebieter der scharfen Schneiden«, begann Nadschib erneut, »es sind mehr als 500 verschiedene Schwerter, die du hier hortest. Sie bringen viel ein, wenn du sie verkaufst.«

»Ich weiß.« Abu Lahab nickte zufrieden.

»Verkaufe die Waffen, und dein Vermögen wird noch viel größer werden.«

Abu Lahabs Nicken wurde stärker.

»Und dann lass nützliche Dinge schmieden, und wenn es nur Nägel sind. Denn wenn Friede herrscht, wird man allerorten Häuser bauen, und wer dann keine Nägel zu verkaufen hat, wird sich voll Wut den Bart raufen.«

»Diese Entwicklung ist mir durchaus nicht entgangen.«

»Also...?«

Abu Lahab stand auf und trug ein Bündel aus grauem Wolltuch, das nach Ruß, Schweiß und altem Olivenöl stank, zu

einem der Wandbretter und legte es zu anderen Schwertern. Dann blies er zwei Kerzen aus.

»Allah ist mit den Sparsamen«, sagte er. Sein Grinsen wurde breiter.

»Also, während du hier mit deinem gottlosen und geizigen Herrn und Schmiedebesitzer den süßen Wein der Sünde genießt, hat eben dieser Herr deine Ratschläge schon vorweggenommen und einen Teil des täglich zu verarbeitenden Eisens zu allerlei nützlichem Gerät schmieden lassen.« Er stieß ein dröhnendes Lachen aus, beugte sich herunter und leerte den Krug gerecht in beide Schalen. »Aber kein Schwert weniger! Vielleicht verkaufe ich sie sogar an die Ungläubigen! Wenn du wieder ans Licht des Tages hinaufsteigst, wirst du es mit eigenen Augen sehen können.«

Jetzt musste auch Nadschib grinsen. Er rückte sein Stirntuch zurecht und lehnte sich zurück. Bedächtig tranken er und sein Dienstherr die Schalen leer, dann löschten sie weitere Flammen und gingen zur Treppe. Sie stiegen Stufe um Stufe höher; jedes Mal wurde es ein wenig heller und lauter. Aber Nadschib ben Sawaq wusste auch, dass im Herzen seines Dienstherrn mehr als ein Stachel saß: Es gab ein Haus in der Stadt, kaum kleiner, aber weniger reich eingerichtet als sein eigenes, dessen Bewohner sich seltsam aufführten, obwohl einer der Hausbewohner ein Hebräer unbekannter Herkunft war, ein gläubiger alter Jude, der niemandem etwas zuleide tat. Dennoch: Abu Lahabs Freundschaft gehörte weder den Christen noch den Juden. Abu Lahabs einziger wirklicher Freund war er selbst, der Herr der Schwerter. Er hatte einen großen Traum. Er träumte von Reichtum, Macht und Einfluss.

Sein Geschäft verstand er wie kein Zweiter, das hatte er schon oft bewiesen. Sein Reichtum war immens, aber niemand konnte sagen, wie viel Abu Lahab wirklich besaß. Ein Sklavenschinder war er nicht, aber wenn seine Befehle nicht

befolgt wurden, konnte er gnadenlos sein. Er war äußerst gerissen, und nur Allah kannte seine Träume und seine Pläne. Abu Lahab war rachsüchtig, aber er konnte geduldig und lange warten, bis er den richtigen Augenblick für seine Rache gekommen sah.

Nadschib hatte es nicht schlecht bei ihm. Er rechnete wie kein Zweiter, unterschlug keine einzige Drachme, machte keine Fehler und hütete sich davor, Abu Lahab, den sie oft Effendi nannten, zu betrügen. Er dachte nicht einmal daran. Aber bisweilen dachte er an einen weiteren Stachel in Abu Lahabs Herz, nämlich an dessen Sohn Süleiman.

Der Effendi liebte den einzigen männlichen Spross seiner Lenden. Er wünschte sich, dass er sein Nachfolger würde, und blickte scheel auf dessen Leidenschaft für Schriften und Bücher. Immerhin hatte Abdullah ibn Aziz den Jungen in allen Kampfsportarten ausgebildet und war mit dem Resultat zufrieden. Süleiman war 19 Sommer jung und alles andere als ein Stubenhocker. Abu Lahab tröstete sich damit, dass der Junge viele Freunde in der Stadt hatte und in den Nächten, in denen er nicht im Harem schlief, sich wahrscheinlich mit den jungen Sklavinnen anderer reicher Händler vergnügte.

Aber Abu Lahabs Auge ruhte mit äußerstem Missfallen auf jenen Muslimen, die mit Ungläubigen verkehrten – zumindest mehr, als für gute Geschäfte notwendig war.

Besonders missfielen ihm Glaubensbrüder, die ihre Häuser an Ungläubige vermieteten oder, was noch verwerflicher war, ihnen sogar den Mietzins erlassen hatten.

### *Vor der Ruhe des Sabbats in Yerushalayim*

Mit sicheren Fingern, trotz der Dämmerung, legte Joshua ben Shimon den schwarzen Faden neben den weißen. Er saß an seinem Arbeitstisch auf dem Dach des Hauses. Tisch und Sessel waren umgeben von blühenden, duftenden Ziersträuchern in großen Tongefäßen und standen unter einem Viereck aus geflochtenen Binsen, das ihn tagsüber vor der Sonne schützte. Jenseits der Stadtmauer hatte sich der zunehmende Mond über die Berge erhoben.

»Bald, in wenigen Atemzügen, fängt die Sabbatruhe an«, sagte er mehr zu sich selbst als zu seinem Freund Henri, der den Greis bisher schweigend beobachtet hatte. »Ich sehe es dir an, Henri, dass du die Ruhe und den Frieden ebenso genießt wie Uthman und ich.«

»So ist es.«

Das Haus, das Joshua bewohnte, gehörte Uthmans Vater und war uralt, ebenso alt wie die meisten Häuser nahe des Jüdischen Viertels. Vielleicht hatten die Häuser schon gestanden, als die christlichen Heere vor mehr als zwei Jahrhunderten die Heilige Stadt erobert und die Stadtviertel in Seen aus Blut und Grausamkeit verwandelt hatten. Sicherlich war es in Teilen umgebaut und, wo nötig, erneuert worden, aber die Fassade und die rückwärtigen Mauern trugen die unverkennbaren Spuren hohen Alters.

Joshua hob beide Fäden hoch und sagte lächelnd:

»Jetzt ist es so weit. Ich kann den weißen nicht mehr vom schwarzen Faden unterscheiden.« Der letzte Widerschein der

Sonne war hinter den Wolken am westlichen Horizont verschwunden. »Hilfst du mir, die Sabbatkerze anzuzünden, Henri?«

Henri de Roslin nickte, stieg die Steintreppe hinunter und kam kurz darauf mit einem brennenden Öllicht zurück. Joshua entzündete den Docht der dicken, nach Bienenwachs duftenden Kerze und sprach die segnenden Worte. Dann begann er mit dünner Stimme zu singen. Henri summte die Melodie an den Stellen mit, an denen er sie wiedererkannte.

Die Nacht senkte sich über die Stadt mit den drei Namen. Die Haushälterin Mara kam herauf. Sie trug ein großes Tablett, über das ein weißes Tuch gebreitet war, und stellte es auf den Tisch. Joshua sang und betete, bis die alte Mara eine Schüssel Wasser, das nach Rosen roch, in die Mitte des Tisches rückte. Die drei wuschen sich die Hände, trockneten sie feierlich ab, und Joshua sprach den Segen über den Wein.

»Zur Erinnerung an den Exodus«, sagte Joshua. In den Gläsern der Brille brach sich das Licht der Kerzenflamme. Das schmale Gesicht des Gelehrten wirkte, als ob er träumte, aber die dunklen Augen hinter den Gläsern blitzten aufmerksam. Joshua verteilte Brote und Salz, und Mara füllte die Weinbecher.

»Es tut gut, nicht kämpfen zu müssen und nicht von Feinden und Häschern umgeben zu sein.« Henris Stimme war weich, als er nach dem Becher griff. »Bald wird auch Sean bei uns sein.«

Die ersten Sterne erschienen am Firmament. Der Mond stieg höher und übergoss die Stadt mit bleichem Licht. Das Murmeln und die vielfältigen Laute aus den Häusern und Gassen erfüllten die Nacht mit einem beruhigenden, fast einschläfernden Summen. In Fenstern und auf unzähligen Dächern erschienen Lichter. Andere Lichtpunkte, wahrscheinlich waren es Fackelflammen, bewegten sich durch

die Gassen. Hinter Umar ibn al-Mustansirs Haus, im Jüdischen Viertel, das der Turm von Sankt Maria Magdalena überragte, breitete sich die Ruhe des Sabbat aus.

»Er ist uns ebenso willkommen wie Uthman«, antwortete Joshua und setzte den Becher ab. »Die Tür knarrt. Ich höre ihn kommen.«

Uthman war am späten Nachmittag in die Moschee gegangen, um am Freitagsgebet teilzunehmen. Henri hörte einen leisen Wortwechsel, dann wurde die Tür geschlossen und verriegelt.

»Seid ihr alle auf dem Dach?«, rief Uthman aus dem Erdgeschoss.

»Ja. Komm herauf!«, gab Henri laut zurück. »Bring ein paar Kerzen mit. Und noch einen Krug Wein.«

Uthman lachte. »Ich eile und gehorche, Henri.«

Henri de Roslin lehnte sich zurück und streckte genussvoll die Beine aus. Er trug nur einen langen Rock aus dünnem Stoff und aus Stroh geflochtene Sandalen. Die ruhigen Tage als Joshuas Gast und besonders die Nächte, in denen er tief und lange schlief, hatten viele schlimme Erinnerungen vertrieben und ihn, der nun schon 52 Jahre zählte, in der Gewissheit bestärkt, dass die Jahre des Kampfes hinter ihm lagen. Er war müde und schlaff, sein Körper und sein Herz trugen die frischen und alten Narben vieler Kämpfe. Henri ahnte, dass der Aufenthalt in Jerusalem auch nur ein langes Atemholen vor neuen Abenteuern sein konnte, aber er würde jede Stunde auskosten.

Uthman kam aufs Dach und setzte sich, nachdem er den schweren Krug abgestellt und die Kerzen verteilt hatte, zu den Freunden. Der Vierzigjährige nahm den Turban ab und blickte in den schwarzen Himmel.

»Das Essen ist bald fertig«, sagte Mara und fragte: »Warst du in der Moschee?«

»Ja, in der Omar-Moschee«, antwortete Uthman ibn Umar leichthin. »Gebet ist besser als Schlaf. Zumindest manchmal. Die Predigt war gut; es ging um den Frieden, den kommenden Ramadan und um die Almosen für die Armen.«

Im Kalender des Islam, der nach dem Mondmonat berechnet wurde, war Ramadan der neunte Monat. Er begann und endete im Jahr der Christen stets an unterschiedlichen Tagen und wanderte sozusagen durch das Jahr des christlichen Kalenders.

»Aber was vielleicht wichtiger ist – es scheint, dass man uns beobachtet«, fuhr der Sohn Umar ibn al-Mustansirs fort.

Henri richtete sich auf und suchte den Blick von Uthmans schwarzen Augen. »Beobachtet? Wer sollte das tun?«

»Zuerst habe ich nicht bemerkt, dass mir ein junger Araber gefolgt ist. Im Gedränge an der Moschee konnte er auch nicht auffallen. Aber auf dem Weg hierher habe ich ihn immer wieder hinter mir gesehen. Schließlich war er verschwunden.« Uthman zuckte mit den Schultern. Henri und Joshua sahen ihn gespannt an. »In den Gassen hier war es ziemlich finster, aber ich hab den Araber gesehen, als sich ein Fenster öffnete, aus dem Licht fiel. Es war ein dunkel gekleideter junger Mann mit schwarzen Locken. Er hat zu dem Haus hier herübergestarrt, Joshua. Er wirkte aufgeregt. Dann hat sich das Fenster wieder geschlossen, und ich konnte nichts mehr erkennen.«

Die meisten Häuser, dachte Henri, hatten abweisende Fassaden. Wenige kleine Fenster mit Holzläden und vielleicht einen kleinen Erker, der aus Schnitzwerk bestand, sodass man leichter hinaus- als hineinsehen konnte. Und eine schwere Eingangstür. Die Häuser öffneten sich zu den Höfen, mit Wandelgängen, Pfeilern, Fenstern und Treppen. Joshua wandte sich an Mara.

»Hast du in den vergangenen Tagen hier einen jungen Araber herumlungern sehen?«

Die alte Hausbesorgerin schüttelte den Kopf.

»Kleine Jungen rennen oft durch die Gassen. Aber ich habe so einen Mann, wie Uthman ihn beschrieben hat, hier nicht bemerkt.«

Völlig sorglos konnte Joshua hier nicht leben, seine Gefährten wussten von seinen Vorkehrungen. Mindestens einmal pro Woche klopfte ein hünenhafter Mann, offensichtlich auch ein Jude, an die Haustür. Er wurde eingelassen, und Joshua zog sich um. Der Leibwächter, der den als Muslim getarnten Joshua dann zu Rabbi Judah ben Cohen begleitete, brachte ihn spät nachts oder erst am nächsten Morgen zurück. Joshua und der Rabbi verbrachten die Stunden mit langen Gesprächen über Glauben und Wissenschaft.

Das Zusammenleben mit den Muslimen in Jerusalem war für Juden und Christen vor einigen Jahren noch wesentlich einfacher. Doch es gab Formen des Miteinander, freilich war die Hierarchie klar, denn die Muslime hielten alle Andersgläubigen für Ungläubige. Joshua hatte Henri und Uthman schon vor einiger Zeit berichtet, dass die Muslime jüdische Ärzte beschäftigten und dass viele Juden erfolgreich mit edlen Metallen handelten, mit Arzneien und Stoffen. Sie standen entweder im Dienst einflussreicher Muslime oder zahlten eine Kopfsteuer.

Trotzdem misstraute Henri der Ruhe. Er sagte sich zwar, dass Joshua hier nahe dem alten Viertel bekannt war und dass er sich nicht in Gefahr befand. Für ihn selbst aber und später auch für Sean galt das nicht. Die Erinnerung an die Gräueltaten der christlichen Ritter war trotz der lange zurückliegenden Kämpfe lebendig geblieben. Aber auch er verließ das Haus nur als Muslim verkleidet. Es wäre für ihn lebensgefährlich gewesen, wenn man ihn als einen ehemaligen Tempelritter erkannt hätte.

Henri wechselte mit Joshua und Uthman lange Blicke.

»Was sollen wir tun?«, erkundigte sich Joshua leise. Er nahm die Brille ab und reinigte die Gläser mit seinem Hemdärmel. Plötzlich wirkte er unsicher und bedrückt.

»Auf Sean warten«, antwortete Henri. »Oder hast du einen besseren Vorschlag, Uthman?«

Uthman blinzelte in die Flamme der Sabbatkerze und murmelte etwas Unverständliches. Dann sagte er leise: »Wir müssen auf ihn warten, sonst sucht er uns viele Tage lang in Al Quds, Yerushalayim, Jerusalem oder wie immer er die Stadt nennt. Wenn er hier herumirrte würde er sich in große Gefahr begeben, das können wir nicht verantworten.«

»Ich sehe das genauso«, pflichtete ihm Henri bei. »Was könnte dieser schwarz gelockte Araber von uns wollen?«

»Er will herausfinden, wer ihr seid«, sagte Joshua und bedeutete Mara, nach unten zu gehen und das Essen aufzutragen.

Sie stand auf, blickte ihn an und sagte: »Ich höre mich morgen in der Nachbarschaft um. Vielleicht kennt jemand diesen Kerl?«

»Ja, das wäre gut«, sagte Joshua und nickte schwer.

Henri betrachtete seinen alten Freund nachdenklich. Ihre beiden Schicksale ähnelten einander sehr. Die Juden wurden in vielen Ländern ebenso verfolgt wie die letzten überlebenden Tempelritter. Joshua hatte Anno 1306 in einem Pogrom seine Frau und die Kinder verloren, und sein einziger Trost war die Wissenschaft der Zahlenmystik. Da jedem Buchstaben des hebräischen Alphabets eine Zahl zugeordnet war, suchte Joshua unter anderem nach mathematischen Mustern in den Schriften; diese Leidenschaft teilte er mit dem Rabbi. Der Talmud war seine Bibel und sein Koran; sein Glaube war unerschütterlich. Sein Wissen über die Geheimbünde und die Geheimnisse der Steinmetze, die sich in Bauhöfen zusammenfanden, war beeindruckend.

Henri selbst, in der Ruhelosigkeit eines gefährvollen Lebens gealtert, wurde noch immer von den Häschern des französischen Königs gesucht. König Philipp IV. den sie den »Schönen« nannten, war anno 1314 gestorben, und auch Ludwig X. der »Zänker«, gefolgt von Philipp V. dem »Langen«, waren längst tot; jetzt regierte Karl IV. Solange er nicht den Schatz der Tempel in seinen gierigen Händen hielt, jenen Schatz, dessen Versteck nur Henri kannte, war sein Leben gefährdet. Aber arabisch aussehende Schergen des französischen Königs mitten in Jerusalem?

»Undenkbar!«, sagte er schroff zu sich selbst.

»Ich habe nicht verstanden, was du geflucht hast«, sagte Uthman und blickte in den Himmel. Im Umkreis des bleichen, narbigen Nachtgestirns waren die Sterne verschwunden. Ein Sternsplitter zuckte aufflammend über den Köpfen der Freunde durch die südlichen Sternbilder. Henri stand auf und stützte sich mit den Handflächen auf die Tischplatte.

»Es war kein Fluch, Freund Uthman.« Er räusperte sich. »Ich habe nur versucht, die Gefahren abzuschätzen, denen wir hier ausgesetzt sind. Ich bin einigermaßen beruhigt.«

»Wenn ein kampferprobter Ritter wie du, mit einem Verstand, der in allen Ländern gerühmt wird, beruhigt ist, können wir alle schlafen wie in Abrahams Schoß.«

Henri grinste. »Der Honigseim deiner Worte, die wie zwitschernde Nachtigallen flattern, erfreut mich. Mir wäre wohler, wenn mein ehemaliger Knappe, mein Ziehsohn, schon hier wäre. Sei's drum – Mara und das Essen warten. Gehen wir.«

Er schlug Uthman auf die Schulter; nebeneinander gingen sie hinunter und setzten sich an den langen Tisch, der mit weißem Leinen gedeckt war. In dieser Nacht befürchteten sie weder eine Zusammenrottung fanatischer Muslime noch Einbrecher, die Joshua und seine Freunde überfallen würden – Gold und

Wertgegenstände waren das Letzte, was man in al-Mustansirs Haus vermuten konnte.

Henri hatte sich auf dem weichen Lager ausgestreckt und ließ die Tage seit seinem Eintreffen bei Joshua Revue passieren.

Er hatte Joshua und Mara allein angetroffen, Uthman ibn Umar war unterwegs. Joshua berichtete, dass Uthman zu seiner Familie nach Aleppo und Damaskus geritten war. Umar ibn al-Mustansir besaß dort ein Landgut. Zwei Tage später kam Uthman zurück, und noch in derselben Nacht erzählte er von seinem Ritt. Er war müde und niedergeschlagen, und weder ein Bad noch Maras kräftige, scharf gewürzte Brühe vermochten ihn aufzumuntern.

Er hatte erfahren, dass sein Vater gestorben war. Von seiner Schwester Leila fehlte jede Spur. Henri erinnerte sich an sein Erlebnis mit »Umars kleiner Taube«, die dem Karawanserei-Besitzer al-Kadir versprochen gewesen war. Niemand hatte Uthmans Fragen nach ihrem Verbleib beantworten können. Das Landgut war verwaist. Eulen und Mäuse hausten unter den Dächern. Auch Al-Kadir, Leilas Gatte, war verschwunden, ohne dass jemand wusste, wohin. »Es ist undurchsichtig«, sagte Uthman leise.

Henri trauerte mit Uthman, denn auch in seiner Erinnerung nahm Uthmans Vater einen wichtigen Platz ein. Damals, scheinbar in einer anderen Welt, vor drei Jahrzehnten, beim verzweifelten Kampf um Akkon, hatte Henri dem Assassinen das Leben gerettet und von ihm als Dank jenes Medaillon erhalten, das er häufig an der silbernen Kette um den Hals trug; einen Talisman mit den eingravierten Worten Baphomet und Alhamdulillah und verschiedenen Zeichen und Zierlinien. Dieser Talisman hatte ihm mehrere Male das Leben gerettet.

»Dein Vater ist bei Allah«, hatte Henri schließlich gesagt. »Inshallah. Aber was wirst du unternehmen, um deine Schwester Leila zu finden?«

»Allah ist groß«, hatte Uthman traurig geantwortet. »Ich habe gebetet und hundert Leute gefragt. Wenn sie jemals zum Landgut zurückkehrt, wird sie bald wissen, wo ich zu finden bin.«

»Nun gehört also das Haus, in dem ich heute zu Gast bin, dir?«

»Der Vater vererbt es an den Sohn«, hatte Uthman leise, mit schmerzlichem Lächeln, geantwortet. »Dass du von ganzem Herzen willkommen bist, daran hast du hoffentlich keinen Zweifel.«

»Nein, Uthman. Und du weißt, wie groß mein Dank ist.«

Uthman hatte nur genickt.

»Wir sind Freunde«, hatte er ruhig geantwortet.

Henri schloss die Augen. Es lag in Gottes unerforschlichem Ratschluss, was die nächsten Wochen und Monate bringen würden. Er vergaß seine Verzweiflung und seine Erschöpfung und ließ sich von der Ruhe zwischen den dicken Mauern umschmeicheln. Jetzt war er in Sicherheit und brauchte seine Waffen nicht zu schärfen. Wie lange noch?

*Im Gebirge, auf der Straße zwischen Sichern und Jerusalem*

Sean kämpfte mit letzter Kraft im Dunkeln gegen die Überzahl an Gegnern. Zweimal war der Gedanke durch seinen Kopf geschossen, dass sie ihn nicht töten und ausrauben, sondern wohl lebend als Geisel haben wollten. Trotzdem hielt er sich noch immer im Sattel und hieb wild um sich, obwohl er kaum etwas erkannte.

Der Ort des Kampfes hatte sich dem Verlauf der Straße folgend verlagert. Aus den Augenwinkeln sah Sean, dass aus dem schmalen Spalt einer finsternen Felsspalte einige Männer mit geschwungenen Fackeln herausgerannt kamen und auf ihn und die Räuber zuliefen. Die funkensprühenden Flammen beleuchteten vage den Kampfplatz. Trotz der rasenden Schmerzen hielt Sean den Morgenstern wieder mit der rechten Hand. Er hatte eine Vielzahl harter, schmerzhafter Hiebe einstecken müssen, und sein Rappe war erschöpfter als Sean selbst.

Hinter ihm schrie einer der Räuber.

Als er zuschlagen wollte, um wieder einen Mann zu treffen, der ihn aus dem Sattel reißen wollte, traf ihn ein kurzer, harter Schlag im Nacken. Vor seinen Augen verwandelte sich die Umgebung in wirbelnde Schwärze, und er merkte nur noch, dass er im Sattel auf den Hals des Pferdes zusammensackte. Dann verlor er das Bewusstsein.

Er spürte nicht, wie er langsam links vom Pferderücken rutschte und schwer im Sand und Geröll aufschlug, ohne den Morgenstern loszulassen.

Eine Ewigkeit verging, ehe er die Augen öffnete. Die Lider schienen geschwollen zu sein; er sah alle Dinge undeutlich, verschwommen oder gedoppelt nebeneinander. Seine Lippen und sein Gaumen waren trockener als der Sand, auf dem er lag. Als er vorsichtig versuchte, sich zu bewegen, merkte er, dass seine Hand- und Fußgelenke gefesselt waren. Erst allmählich konnte er die Umgebung deutlicher wahrnehmen: Felsen, Sand, einen Rauchfaden aus einem ausgeglühten Feuer, Gestalten, die sich bewegten, Schatten und Licht – also hatte er die Nacht überlebt, und der nächste Tag war angebrochen.

Sean schloss die Augen. Um ihn herum war es kühl, er lag im Schatten. Wahrscheinlich hatten sie ihn abseits der Straße in einem Felsenkessel versteckt, dem Lager der Straßenräuber. Vorsichtig, so weit es die Lederschnüre der Fesseln erlaubten, tastete er sich ab. Jeder Muskel, jede Handbreit Haut schmerzten. Er war nicht nackt. Er trug offensichtlich noch seine Kleidung, nur der Turban fehlte.

Sean stöhnte vor Schmerz, als er den Kopf hob und zu erkennen versuchte, was um ihn herum geschah. Sein Rappe stand bei den anderen Pferden und fraß Heu. Drei, vier Männer lagen im Sand und schliefen. Schon während des Überfalls hatte er erkannt, ohne darüber nachzudenken, dass sie einfache, aber saubere Kleidung und geschnürte Stiefel trugen. Auch ihre Waffen und Pferde bewiesen, dass er es nicht mit heruntergekommenen Wegelagerern zu tun hatte. Er war hungrig und durstig und hatte Mühe, seine Gedanken zu ordnen.

Wahrscheinlich wollen sie Lösegeld für mich haben, dachte er. Aber von wem? Etwa von Henri de Roslin? Er schüttelte ungläubig den Kopf, und augenblicklich begann sich die Welt um ihn herum zu drehen.

Als er wieder klar sehen konnte, entdeckte er an der schmalsten Stelle der Felsspalte eine Feuerstelle und drei

Männer, die leise miteinander redeten. Einer bereitete einen Holzstoß aus dünnen Ästen vor, ein vierter schleppte zwei Krüge heran, aus denen es tropfte. Zwei der Schlafenden trugen blutige Binden um Stirn und Arme.

Immerhin habe ich ihnen den Kampf nicht leicht gemacht, sagte er sich zufrieden. Aber sieben oder acht gegen einen? Dagegen half auch die größte Erfahrung im Kampf nicht. Er holte tief Luft und musste husten. Sandkörner knirschten zwischen seinen Zähnen. Der Druck seiner Blase wurde unerträglich. Die Männer drehten ihre Köpfe zu ihm herum, und zwei kamen näher. Sie zogen ihre Krummsäbel und blieben vor ihm stehen.

»Allah ist gnädig«, brachte er hervor. »Entweder bringt ihr mich um, oder ich darf mich erleichtern.«

Die Antwort war raues Gelächter. Die Araber rissen ihn in die Höhe und lösten die Knoten der Fesseln, drehten ihm den rechten Arm auf den Rücken und banden das Handgelenk an seinen Gürtel.

»Geh dorthin, hinter die Pferde.« Der hochgewachsene, schwarzhaarige Mann, der einen kurzen Vollbart trug, funkelte Sean aus schwarzen Augen an. Sein schmales, dunkles Gesicht war voller tiefer Falten. Im rechten Ohrläppchen trug er eine Goldperle. Sean glaubte, dass er den Anführer der Räuber vor sich hatte. »Das ist ein Felskessel hier, nur ein Spalt. Du kannst nicht weglaufen.«

»Ich hab's auch nicht vor.«

Bei jedem seiner unbeholfenen Schritte dröhnte sein Kopf wie eine Trommel. Er schob sich an seinem Pferd vorbei und erleichterte sich, dann humpelte er zum Feuer und sah einige Atemzüge lang zu, wie ein junger Wegelagerer in die Glut blies, um das Feuer zu entfachen. Er drehte sich zu dem Anführer um. Die Männer rochen nach kaltem Schweiß, muffigem Stoff und dem Rauch vieler Lagerfeuer.

»Was habt ihr mit mir vor? Ich bin arm und harmlos.«

Der Anführer lachte wieder und deutete auf die Verwundeten.

»Bei Allah! Harmlos, gewiss! Du wirst uns viele Dinare bringen. Jung, kräftig und mit korngelbem Haar.«

Sean verstand nicht jedes Wort, aber den Sinn der Rede. Immerhin begriff er zu seiner Erleichterung, dass die Räuber ihn nicht töten, sondern verkaufen wollten.

»Lösegeld?« Sean versuchte im Gesicht des Mannes vor ihm eine Regung zu erkennen, aber er war noch immer nicht in der Lage, klar zu denken. Er schüttelte den Kopf, was neue, stechende Schmerzen hervorrief. »Wer soll zahlen? Für mich, einen Ungläubigen?«

Das Feuer loderte, ein Kessel hing über den Flammen, die Räuber verfolgten jede Geste von Sean und dem Anführer mit aufmerksamen Blicken. Sean hob den linken Arm und entsann sich, dass die Muslime den Arm, die Hand und die Finger der Linken für alle sogenannten unwürdigen Betätigungen benutzten. Nur die Rechte war richtig und würdig.

»Wir finden schon jemanden.«

»Ich bin in deiner Gewalt, Scheich«, antwortete Sean und zuckte mit den Schultern. »Ich werde nicht zu fliehen versuchen. Binde meine Hand los.«

»Noch nicht. Vielleicht später. Dein Leben liegt in Allahs Hand.«

»Und vielleicht ist Allahs Gnade so groß, dass ich auch etwas zu trinken bekomme«, radebrechte Sean. »Für einen Verdursteten gibt niemand auch nur einen Dinar.«

»Du wirst noch abwarten müssen«, gab der Anführer zur Antwort.

Sean nickte und sagte leise: »Inshallah. So Allah will.«

Er setzte sich in den Sand und wartete. Ihm blieb nichts anderes übrig. Seine Waffen lagen auf einem Haufen in der Nähe der Schlafenden. Erst allmählich begann er zu verstehen,

dass er um Haaresbreite dem Tod entgangen war. Im Augenblick war es viel zu gefährlich, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Vielleicht standen die Räuber mit jemandem in Verbindung, der etwas mit der Lösegeldforderung zu tun hatte. Vielleicht führte sie ihr Weg ja auch nach Jerusalem. Aber wie waren sie ausgerechnet auf ihn gekommen? Ein harmloser, unauffälliger Reiter im Herrschaftsgebiet der Mamelucken?

Also hatte ihn sein Gefühl, dass man ihn seit dem Hafen Akkons beobachtet hatte, nicht getrogen. Henri hätte alles besser gemacht als er, dachte Sean. Offensichtlich waren diese Räuber keine gewöhnlichen Wegelagerer. Aber wer stand hinter ihnen?

Hunger und Durst waren so groß geworden, dass er diesen Gedanken nicht länger verfolgte. Ihm war klar, dass er bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, flüchten würde.

Ein Räuber drückte ihm einen Holzbecher mit heißem Aufguss in die Hand.

»Trink! Und denk nicht einmal daran, wegzurennen.«

»Danke«, sagte Sean und war sich der Seltsamkeit dieser Stunde wohl bewusst. Noch vor kurzer Zeit hatten er und diese Männer sich bis aufs Blut bekämpft; jetzt schienen sie sich wie Teilnehmer einer Karawane ohne schwere Lasten zu verhalten. Dieser Gedanke gab ihm Hoffnung, alles unbeschadet überstehen zu können. Jerusalem ist weit, dachte er und trank den warmen Aufguss, als hinge sein Leben davon ab.

Drei Stunden später waren die Räuber aufgebrochen. Sie ritten und liefen in Richtung Jerusalem, nicht zurück nach Sichern. Seans rechte Hand war am Knauf seines Sattels festgebunden, in dem einer der verwundeten Räuber saß und ritt; Sean lief langsam, mit langen Schritten, neben ihm her.

Er wusste nur, dass die Entfernung zwischen Sichern und Jerusalem ungefähr so groß wie vier Tagesritte war. Er stöhnte auf. Vier Tage zu Fuß durch Staub und Hitze! Vielleicht bot sich ihm eine Gelegenheit zur Flucht. Zuerst musste er aber, so gut dies unter den mehr als misslichen Umständen möglich war, seine Kräfte sammeln.

Er hielt sich am Sattel fest, spannte seine schmerzenden Muskeln, um sich hochzuziehen und so seine Schritte leichter werden zu lassen. Die Straße lag noch im Schatten der Felsen, deren obere Kanten sich messerscharf gegen den Himmel abhoben. Sean dachte, dass sich dies bald ändern würde. Dann erst würden die wirklichen Qualen beginnen. Ihm war nach allem anderen zumute, als ein fröhliches Liedchen auf seiner Flöte zu spielen, aber zum Glück hatte das kleine Instrument den Kampf unbeschadet überstanden.

*Beim Licht einer Öllampe, nachts in Al Quds*

Aus dem Garten kam das einschläfernde Geräusch des Wassers, das aus dem Brunnen über marmorne Ziersteine sprudelte. Das Geräusch wurde fast vom leisen Rascheln der Blätter übertönt. Tauben gurrten im Schlaf. Der Nachtwind strich durch die durchbrochenen Läden und verteilte Blütenduft im Zimmer. Irgendwo in den Bäumen schrie ein Nachtvogel.

Die Feder kratzte über Pergament. Der Schatten des Schreibwerkzeugs tanzte über das Blatt. Die Flamme der Öllampe verbreitete Hitze und den Geruch siedenden Öls. Ab und zu zuckte etwas wie ein Blitz durch die Dunkelheit des Zimmers. Die Flamme funkelte von einem Spiegel zurück, der nicht größer war als eine Handfläche.

Die Hand, die ins Licht glitt und wieder zurück in den Schatten, war leicht gebräunt und gehörte einem jungen Mann. Die Fingernägel waren sauber und gepflegt. Der junge Mann schrieb von rechts nach links und zog jeden Buchstaben sorgfältig nach.

Er schrieb in Spiegelschrift.

Nach jedem zweiten Wort nahm er den Spiegel, hauchte ihn an und putzte die dünne Silberschicht. Dann stellte er ihn wieder hochkant über die unvollendete Zeile und schrieb die nächsten Worte: *Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen. O ihr Menschen, fürchtet Gott, der euch aus einem einzigen Wesen, Adam, geschaffen hat und aus diesem dessen Weib, Eva, und aus beiden viele Männer und die Weiber werden ließ.*

Dies stammte aus der vierten Sure des Koran, der Sure über die Weiber, Al-Nisa, die zu Medina offenbart wurde.

Der junge Mann schrieb mit äußerster Sorgfalt weiter. Er wirkte so, als habe er Angst, auch nur den winzigsten Fehler zu machen. Im zuckenden Licht wirkten seine Augen wie die eines gehetzten Tieres, schnell und aufgeregte. Die Hände waren sehnig, die Finger lang und kräftig, und wenn das Licht auf Gesicht und die Schultern des etwa 20-jährigen Mannes fiel, wenn er sich vorbeugte und, die Zunge zwischen den Lippen, weiterschrieb, hätte man ihm ansehen können, dass er dazu neigte, wild und unbeherrscht zu handeln.

*O ihr Menschen aus Mekka, nun ist der Gesandte zu euch gekommen, mit der Wahrheit von eurem Herrn; darum glaubt, und es wird besser um euch stehen.*

Der junge Araber, dessen Haar schweißnass an der Stirn und im Nacken klebte, schrieb die halbe Nacht. Dann schnitt er mit seinem Dolch das beschriebene Stück aus dem Pergamentblatt heraus und wartete, bis auch die letzten Schriftzeichen getrocknet waren.

Er säuberte die Feder, verschloss das Tintenfasschen und griff zur Tischkante. Dort lag ein faustgroßer Kieselstein. Er wickelte vorsichtig das Pergament darum und knotete eine dünne Lederschnur um das steinerne Bündel. Dann lehnte er sich zurück und sah zu, wie sich der Rest des Pergaments langsam zusammenrollte.

Mara hatte ein einfaches und schmackhaftes Essen bereitet. Henri holte mit spitzen Fingern einige Oliven aus der Schale, schob sie nacheinander zwischen die Zähne und spuckte die Kerne in die hohle Hand.

»Koscher, aber gut«, sagte er lobend. »Deine Mara ist eine Gelehrte der Töpfe und Pfannen, Joshua. Vielleicht ist doch

etwas daran, dass ihre Kochkunst dir ein paar Mal das Leben gerettet hat.«

»Oft hat sie den Tag und die Nacht mit leckerem Imbiss gerettet.« Der schwächliche Greis neigte lächelnd den Kopf.

Er hob belehrend seinen dünnen Zeigefinger und antwortete: »Schmähe nicht jene, die Sarah oder Mara heißen. Überdies ist sie die Herrin des Hauses, in dem wir uns als Gäste Umars alle wohlfühlen.«

Uthman nickte, tunkte das ungesäuerte, pergamentdünne Brot ins warme Öl, streute Salz darüber und zerbiss es knackend. »Wahr gesprochen, Freund Joshua.« Er wandte sich an Henri. »Streifst du morgen wieder durch die Stadt?«

»Ja, das habe ich vor. Als Muslim verkleidet und den Dolch stoßbereit«, sagte Henri. »Es schadet nicht, zu wissen, wo man lebt. Und wenn es auch nur darum geht, einen Fluchtweg oder den nächsten Brunnen zu finden.«

»Allah sei mit dir.«

Henri runzelte die Stirn.

»Es wäre tröstlich, wenn wir nicht unseren Gott anrufen müssten, um ruhig durch irgendwelche Straßen spazieren zu können«, sagte er bedächtig. »In welcher Stadt auch immer. Eigentlich sollte Sean schon bei uns sein. Es wäre an der Zeit.«

»Wir leben in seltsamen, gefährlichen Zeiten«, warf Joshua ein, als wolle er einen Vortrag vor Studierenden halten. »Juden, Christen, Muslime – wo solch unterschiedliche Traubensäfte gemischt werden, gärt es schnell. Und da genügt schon ein Funke, unabsichtlich gezündet, und ein gewaltiges Feuer bricht aus.«

Die frühe Nacht war warm und ruhig. Zwischen den wuchtigen Mauern des Hauses fühlten sich alle Bewohner sicher und geborgen. Sorgen, Ängste und Erinnerungen an wilde Abenteuer fielen von ihnen ab wie eine zweite Haut. Mit

jedem Tag wurde Henri ruhiger; ihm fehlte nur noch sein ehemaliger Knappe.

Die Stadt Jerusalem ist seit undenklich lange zurückliegenden Zeiten die wichtigste Stadt für die drei großen Religionen. Sie hat eine einzigartige Geschichte, von der jeder Quaderstein der Mauern und Häusern zeugt. Doch die Heilige Stadt war für Henri de Roslin nur ein vorübergehender Aufenthaltsort.

»Du hast du sicherlich recht mit deiner Einschätzung«, sagte Henri zu Joshua. »Aber heute Nacht wird schon nichts passieren.«

»Auch wir Rechtgläubigen erwarten keine ernsthafte Störung«, sagte Uthman. »Aber unser Leben liegt ja auch in Allahs Hand.«

»Wie wahr«, sagte Henri ernst. Joshua stand auf, hob eine Kerze auf und nickte den Gefährten zu. Er stieg mit müden Schritten die Treppe zu seinem Studierzimmer hinauf. Nach einer Weile folgte ihm Uthman gähnend. Mara räumte den Tisch ab, und Henri sah ihr unschlüssig dabei zu. Schließlich tappte er durch das dunkle Haus zu seiner Schlafstatt, streifte die Sandalen von den Füßen und streckte sich aus.

Sein Bart, erst einige Tage alt, war dunkelgrau und weiß meliert, die Haut sonnengebräunt, und mit dem ausgebleichenen grauen Turban wirkte er wie ein hochgewachsener Bürger dieser Stadt. Unter dem Burnus trug Henri ein Kettenhemd, das bis zur Mitte der Oberschenkel reichte und an dessen schmalem Gürtel ein Dolch in der Scheide steckte.

Er hatte in Joshuas Haus, in dem nur Mara schon auf war und emsig umherlief, ein karges Frühstück eingenommen. Uthman und Joshua schliefen noch, als er das Haus verlassen und Mara hinter ihm die Tür geschlossen hatte. Nun war er allein in der Heiligen Stadt unterwegs und ließ sich mit anderen

Müßiggängern und vielen Menschen, die ihren täglichen Geschäften nachgingen, durch die Gassen treiben.

»Hoffentlich bleibt es friedlich. Inshallah«, flüsterte er. »So Gott will.«

Palästina und Syrien waren ebenso in der Hand der Mamelucken wie Jerusalem. Trotz der Versuche einiger Herrscher aus dem Abendland, neue Kreuzzüge zu beginnen, änderte sich im Heiligen Land und in Jerusalem nichts. Durch den regen Handel mit den muslimischen Mamelucken, hauptsächlich von Venedig und Genua aus, waren die Grenzen durchlässig, und aus diesem Grund lebten in Jerusalem Juden, Christen und Muslime meist friedlich zusammen. Die Mamelucken hatten in der Stadt eine Universität gegründet, die Tankiziya-Madrassa. Viele, wenn nicht die meisten Ärzte waren Juden. Aber Henri kannte in der Stadt keinen zweiten Christen, obwohl er glaubte, dass innerhalb und außerhalb der Mauern sich einige versteckten. Er achtete auf seine Schritte und darauf, niemanden anzurempeln, als er langsam weiterging und sich umsah.

Noch vor wenigen Jahren hatten die Gassen und Straßen vertraute christliche Namen gehabt. Jetzt waren sie unkenntlich gemacht oder durch arabisch geschriebene Namen ersetzt worden. Henri blieb am Eingang zu einem kleinen Platz stehen, auf dem Marktstände aufgebaut waren. Für eine halbe Drachme kaufte er entkernte Datteln, die der Händler in ein nasses großes Blatt einwickelte. Henri dachte an den jungen Araber mit den brennenden Augen, den Uthman gesehen hatte, und er nahm einzelne Männer aus der Menschenmenge näher in Augenschein. In Schlangenlinien bewegte er sich durch das laute Getümmel und durch Schwaden starker Gerüche. Er wich einem Reiter aus und dann zwei hochbepackten Eseln und einem Bettler. Neben dem Eingang zur nächsten Gasse, die

steil aufwärts führte, wuchs ein Baum, dessen Krone den halben Platz überschattete.

Henri leckte sich die Finger ab, an denen noch der Saft der Datteln klebte, und ging durch den schmalen Durchlass, vorbei an geschlossenen Haustüren und winzigen Fenstern. Alle drei Schritte hob er den Kopf und suchte die Mauerkanten ab. Er sah nur flügelschlagende Tauben auf den Simsen trippeln und schritt beruhigt weiter bis zum Ende der Gasse. Sie mündete in eine breite, von Palmen bestandene Straße, die nach Norden führte. Links, hinter unzähligen Dächern und Türmchen, sah Henri die aufragenden Gebäude des Tempelbergs. Auf der Straße bewegten sich Karren und schwere Fuhrwerke, beladene Kamele und Esel zwischen den Bewohnern, die lautstark ihren Geschäften nachgingen. In der Hitze wallte Staub auf, der sich auf Palmenstämme und Wedel legte. Henri blieb im Schatten und prägte sich alles, was er sah, so genau wie möglich ein.

Niemand beachtete ihn, er bemerkte keine misstrauischen Blicke oder Finger, die auf ihn zeigten. Die Stadt schien ruhig zu sein, die Bewohner waren offensichtlich friedlich. Wahrscheinlich gab es die üblichen Streitereien wie überall, wo Menschen zusammenlebten. Im Weitergehen versuchte er sich vorzustellen, welche endlos lange Geschichte von Aufbau, Kämpfen, Brand und Wiederaufbau, von wechselnder Herrschaft, Elend und neuem Schrecken die Stadt erlebt hatte. Jerusalem – die Heilige Stadt.

Eine Stunde später wusch er sein Gesicht und die Hände an einem Brunnen. Als er sich umdrehte und sich mit den weiten Ärmeln seines Burnus abtrocknete, fing er einen kurzen Blick auf, der nur ihm gelten konnte. Es war ein junger Mann mit kurzem Bart und dunklen, flink umherschauenden Augen unter einem blauen Turban, der blitzschnell den Blick löste und

einem aufflatternden Taubenschwarm nachsah. Es war einer jener Blicke, die Henri sofort alarmierten.

Henri tat, als habe er den Fremden nicht gesehen und dessen Blick nicht bemerkt. Ohne Hast ging er weiter. Er hatte vor, in einem Bogen durch den Teil der Stadt, den er mehr oder weniger gut kannte, zu Joshuas Haus zurückzukehren und auf diesem Weg durch Hakenschlagen und geschicktes Verstecken in den Rücken seines mutmaßlichen Verfolgers zu gelangen. Der Mann fiel leicht auf, denn die meisten Leute hier waren kleiner als er.

Henri ging um eine Palme herum, tauchte ins Gewimmel unter einem Säulengang ein und tastete nach seinem Dolch. Als er eine niedrige Mauer erreichte, hinter der ein offensichtlich verwilderter Garten wucherte, schwang er sich mit einem Satz darüber und duckte sich zwischen den dünnen, staubbedeckten Zweigen und Blättern. Seine Blicke fuhren umher: Außer ihm war niemand in diesem Garten.

Es dauerte nur wenige Atemzüge, dann tauchte am Ende der Quergasse der Araber mit dem blauen Turban auf. Er wirkte weniger bedrohlich als neugierig. Der Mann schien enttäuscht zu sein, dass sein Opfer anscheinend verschwunden war. Er wandte den Kopf, seine Blicke wanderten über die Hausmauern und hinunter zum Ende der Gasse. Er zuckte kurz mit den Schultern und lief dann an Henri vorbei die abschüssige Gasse hinunter. Langsam richtete sich Henri auf.

»Was will er von mir?«, fragte er sich und ging in die Richtung zurück, aus der er gekommen war. Wieder war er mit wenigen Schritten im Gewimmel der Straße, mitten im Treiben des späten Morgens. Er wanderte nach Osten, zum Heiligen Grab, und fragte sich, wie es jetzt dort wohl aussah. Zwei Dutzend Schritte später umrundete er eine Säule und betrachtete die Menschen auf dem Weg, den er eben

zurückgelegt hatte. Seinen Verfolger konnte er nicht ausmachen.

Am Ende der Straße, deren Namen er nicht kannte und die unterhalb der Mauern der Kirchen und des Glockenturms entlang führte, nahm Henri Fischgestank wahr. Er erinnerte sich, dass Uthman und Mara über den Fischmarkt gesprochen hatten. Henri folgte dem Geruch und dem Lärm und verzichtete darauf, quer über den Markt zu laufen. Stattdessen ging Henri entlang der Mauern, wo er auf Fischköpfen ausrutschte. Auf den Tischen und in den Körben der Händler sah er mehr gesalzene als frisch gefangene Fische.

Hundert Schritte weiter wusste er wieder genau, wo er war. Der schmale Gang zwischen den Häusern teilte sich in drei Gassen, deren Namen er von Joshua kannte: die überdachte Gasse, die »Gasse der schlechten Küche« und die Kräutergasse. Er wählte, um weiterzukommen, die mittlere Gasse, und nach einem Dutzend Schritten wusste er auch, woher die Gasse ihren Namen hatte.

Zu beiden Seiten des schlecht gepflasterten Durchlasses gab es unterschiedlich breite Hauseingänge, aus denen Dampf und Rauch in die Gasse drangen. Bänke und schmale Tische waren entlang der Mauern aufgereiht. Die Wirte standen in den Eingängen, winkten den Vorbeigehenden und priesen lautstark ihre Gerichte an; Henri hatte Schwierigkeiten, mehr als die Hälfte ihrer Angebote zu verstehen.

Mitunter mischte sich in den strengen Geruch der Duft unbekannter Gewürze, es roch nach Braten und frischem Brot, wieder stank es nach Ruß und seltsamen brodelnden Flüssigkeiten, nach faulendem Fisch oder Schlimmerem. Ungefähr in der Mitte der Gasse wirkten jedoch viele Gerüche auf Henri sehr verlockend. Er suchte zwischen Dutzenden Arabern, die an den Tischen aßen, einen Platz und lehnte sich gegen eine Holzwand.

Henri bestellte Fladenbrot, einen Napf mit Brocken von Schaf und Kalbfleisch und einen Becher Saft. Er riss Stücke aus dem Brot, formte sie zu löffelähnlichen kleinen Schaufeln und schöpfte damit Fleischbrocken und Brei aus dem Napf. Henri hatte keine großen Erwartungen, aber er war überrascht. Der Brei, das Fleisch und das Brot schmeckten gut. Er leerte den Becher und winkte dem Wirt, der daraufhin eine flache Schale brachte, in der zwei saubere Tücher lagen. Eines war in warmes Wasser getaucht, das andere war trocken. Henri reinigte Finger und Hände und trocknete sie ab. Er griff in die Tasche unter seinem Burnus, zog einige Drachmen heraus und rief den Wirt.

»Wie viel schulde ich dir?«

»Eine halbe Drachme, wenn du satt geworden bist.«

»Das ist nicht billig, aber noch weit entfernt von Wucher«, sagte Henri und bezahlte. Er nickte, bedankte sich und stand auf. Er blickte nach rechts, dann in die andere Richtung – der Mann von vorhin war nicht zu sehen.

Am Ende der Gasse hatte sich ein Auflauf von Männern in bodenlangen Gewändern gebildet. Es schien Streit zu geben. Henri blieb stehen und suchte nach einem gefahrlosen Weg.

Seine Blicke und die von vier, fünf Männern trafen sich. Sie schienen auf etwas zu warten, redeten weiter miteinander, aber bewegten sich nicht. Plötzlich spürte er förmlich eine Gefahr, die noch unsichtbar war. Er wandte sich um und machte einige Schritte.

Hinter sich hörte er ein scharfes Knarren. Henri zuckte zusammen.

In seinem Rücken rissen unsichtbare Hände eine schmale, hölzerne Doppeltür auf. Mindestens vier Hände packten seine Arme, rissen sie nach hinten und zerrten ihn mit Gewalt ins Halbdunkel. Krachend schlossen sich die Türen. Das Innere des Raumes war sehr staubig. Henri stolperte und blinzelte.

Hände tasteten unter seinen Armen und schienen nach Münzen oder Schmuck zu suchen. Die Griffe um seine Arme waren hart. Ihm war sofort klar, dass er in eine Falle geraten war. Henri ließ sich fallen und machte den Rücken krumm, sodass er sich abrollen konnte.

Durch Löcher im Dach und Spalten in den Wänden fiel etwas Sonnenlicht ein und bildete gelbe Bahnen im Staub. Er zog mindestens zwei Angreifer mit sich. Die Männer in Henris Rücken keuchten und riefen sich kurze Befehle zu. Er riss, als er sich abrollte und wieder auf die Füße kam, zwei der anderen Männer zu Boden. Henri gelang es, den rechten Arm frei zu bekommen. Er holte zu einem Schlag aus, drehte sich und schlug mit der Faust in ein Gesicht. Der Räuber rechts hinter ihm schrie auf.

Dann fuhr Henris Hand unter den Burnus und packte den Dolchgriff, während er nach links sprang und die Männer, die ihn festhielten, hart gegen die Mauer stieß. Wieder ertönten Schmerzensschreie, doch dann fegte ihm ein Schlag den Turban vom Kopf.

Henri zog mit einem Ruck den Dolch hervor, wobei der Stoff des Burnus riss. Henri drehte sich herum, zerrte die Männer mit sich und duckte sich. Er schleuderte sie zur Seite, stach einem Räuber in die Schulter und schlug den Dolchgriff gegen den Schädel des nächsten Angreifers.

Plötzlich zersplitterte in seinem Rücken eine Tür oder ein Fenster. Eine Gestalt, die schreiend in den Raum eindrang, verdeckte für einen Augenblick die Öffnung. Henri sprang zwischen den beiden zusammenbrechenden Räufern hindurch und sprengte den Eingang mit einem Fußtritt auf, in den er seine ganze Kraft legte. Griffe, Splitter und Latten zerbarsten.

Undeutlich sah Henri, wie der Eindringling, einen Knüppel schwingend, sich auf seine Angreifer stürzte und wild um sich hieb. Flüche und Schmerzensschreie hallten in dem

stauberfüllten Raum wider, als Henri die Trümmer der eingetretenen Tür zur Seite schlug und in die Gasse hinausprang. Er wandte sich nach links, sprang über einige blökende Lämmer hinweg und stieß mit einem Karren zusammen, der mit Melonen und Kürbissen beladen war. Die Hälfte der Früchte prasselte zu Boden, rollte hinter Henri her oder platzte auseinander. Wieder erhob sich hinter ihm wütendes Geschrei. Flüche verfolgten ihn, als er davonrannte und den Dolch unter den Burnus schob. Henri hastete entlang der Hausmauern durch die nächste Gasse, dann über eine Kreuzung, und schließlich befand er sich nach einem weiteren Dutzend Schritten, ohne verfolgt zu werden, im Gedränge einer belebten Straße. Er hörte auf zu rennen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und blickte sich, als er sich mit schnellen Schritten auf den Heimweg machte, immer wieder um.

Beruhigt atmete Henri tief ein und aus. Er schien in Sicherheit zu sein. Nur seinen Turban hatte er verloren.

Er änderte wieder die Richtung und tauchte in der Menge unter. Auf diese Weise kam er durch die Gassen und über die vielen kleinen Plätze zum Jüdischen Viertel, wo er jedes Haus zu kennen glaubte. Auf sein Klopfszeichen öffnete Mara und ließ ihn herein.

Erst jetzt fühlte er sich geschützt und in Sicherheit.

### *Vor den Mauern Jerusalems*

Seit dem Morgengrauen hatte sich die Straße bevölkert. Reiter galoppierten in langen Reihen hintereinander. Die Hufe der Pferde wirbelten Staub, Kiesel und Geröll auf. Eine Karawane von zwei Dutzend Eseln trippelte am Straßenrand in die Richtung der Stadt. Schwer beladene Kamele trotteten die Windungen der Straße hinauf, zwischen einzelnen Wanderern und Gruppen, die ihre Bündel mit sich schlepten. Sean of Ardchatten saß – ohne Fußfesseln, aber mit gefesselten Händen – hinter dem Sattel des Anführers, der einen stämmigen Braunen ritt. Seans Knie, Fußgelenke und Sohlen schmerzten, als hätte man ihm dort die Haut abgezogen.

Die Räuber, die ihn gefangen genommen hatten, ritten im kräfteschonenden Trab auf Jerusalem zu, und ihren Reden hatte Sean entnehmen können, dass sie die Stadt am nächsten Tag um die Mittagszeit herum erreichen würden. Sie betrachteten ihn noch immer als wertvolles Pfand.

Aber er hatte noch immer nicht herausgefunden, von wem sie Lösegeld erpressen wollten. Und was er ihnen wert war, wusste er auch nicht einzuschätzen. Kurz vor dem höchsten Stand der Sonne, als sich schon die ersten grünen Täler im Weichbild der Stadt zeigten, gab es einen erregten Wortwechsel an der Spitze des Zuges. Eine halbe Stunde danach ritten fünf oder sechs der Räuber im Galopp davon und in einer Reihe auf die Stadt zu. Sie verschwanden mit klappernden Hufschlägen hinter der nächsten Biegung.

Seit dem ersten Atemzug nach dem Aufwachen sann Sean über eine Möglichkeit nach, seinen Entführern zu entkommen. Er beobachtete jede noch so geringfügige Einzelheit ihres Vorgehens und schätzte die Kraft und Behändigkeit der Männer ab. Aber in seiner Lage, mit Fesseln an den Handgelenken und an den Sattel angebunden, war er völlig hilflos.

Einer der Verwundeten ritt seinen Rappen. Seine Waffen waren in einem Leinensack am Sattel festgebunden, sein Mantel hing schief als zusammengeschnürte Rolle hinter dem Sattel. Keiner von den vielen Frauen und Männern, die außer ihm und den Entführern auf der Straße unterwegs waren, erkannte seine Lage; sie waren zu müde, zu gleichgültig oder zu sehr mit ihren eigenen Dingen beschäftigt. Er versuchte, auf dem breiten Pferderücken die Stöße des Trabs aufzufangen, sodass seine Hinterbacken und der Nacken nicht allzu sehr schmerzten, aber es blieb bei nutzlosen Versuchen.

Stundenlang ging es so weiter. Die Pferde trabten oder fielen wieder in den Schritt zurück. Am Abend bog der Anführer von der Straße ab und ritt auf einem Ziegenpfad durch ein felsiges, von Büschen bewachsenes Stück Land auf eine Gruppe uralter Ölbäume zu. Unter dem größten Baum stieg er ab, betrachtete die Spuren alter Feuerstellen und ging weiter dorthin, wo sattgrünes Gras und Schilfhalme standen.

»Wusste ich's doch«, rief er. »Es gibt die Quelle noch immer. Hier rasten wir!«

Sean sah schweigend zu, wie ein Reiter nach dem anderen unter den Ästen der Bäume anhielt und aus dem Sattel rutschte. Zuletzt band der Räuber, der vor ihm im Sattel gesessen hatte, ihn los und half ihm unwillig hinunter.

Jerusalem war noch nicht zu sehen, aber sie schienen der Stadt bis auf wenige Stunden nahe gekommen zu sein. Mit

schmerzenden Gliedern stolperte und wankte Sean zu einem Baumstamm und setzte sich auf eine dicke, knorrige Wurzel.

Er unterdrückte ein Stöhnen. Es war angenehm, dass er seine Glieder endlich ausstrecken konnte. Der Anführer betrachtete die Pferde und die Männer, die ihre Satteltaschen abschnallten.

Dann fragte er: »Absatteln oder nicht?« Er zuckte mit den Schultern und lehnte sich an sein Pferd, das zwischen den Halmen und Disteln fraß. »Ich weiß es selbst nicht. Lohnt das, nur wegen der wenigen Stunden morgen?«

»Zuerst kümmern wir uns um die Quelle«, antwortete einer der Räuber. »Wasser ist wichtiger als Bequemlichkeit.«

»Füllt als Erstes die Ziegenbälge mit frischem Wasser, dann trinkt die Pferde!«, befahl der Anführer.

Sean blieb sitzen und dachte, dass er bis heute noch aus jeder Falle und jedem Gefängnis entkommen konnte. Er würde es auch jetzt wieder versuchen. Er lehnte sich gegen den rissigen Stamm und sah zu, wie die fünf Männer das Nachtlager vorbereiteten. Sie beachtetten ihn kaum. Sie waren wohl beruhigt, weil er bisher keinen Fluchtversuch gewagt hatte. Aber Sean dachte unablässig daran und malte sich aus, was wohl geschähe, wenn er fliehen würde.

Die Entführer würden ihn auch ohne Pferde schnell wieder eingeholt haben. Davon ging Sean zunächst aus.

Die Abendschatten füllten die Täler aus. Letztes Sonnenlicht lag nur noch auf den höchsten Hügeln. Es waren nun weniger Menschen auf der Straße, die ungefähr zwei Pfeilschüsse weit entfernt war. Die Räuber suchten trockenes Holz, füllten ihre Wasserschläuche, schnitten Schilf und führten die Pferde zur Tränke. Zwei Männer lösten Seans Handfesseln und begleiteten ihn zum Rand des Wäldchens, damit er sich erleichtern konnte. Sie bewachten ihn mit gezogenen Krummschwertern und brachten ihn anschließend wieder zurück.

Inzwischen brannte ein kleines Feuer in einem Kreis aus rußigen Steinbrocken. Sean bekam genügend Wasser, ein Fladenbrot und steinharten Schafskäse. Er aß und trank, beobachtete seine Wächter und brauchte nicht lange zu warten, bis die Flammen vor ihm die einzige Lichtquelle waren. Sie beleuchteten die schmutzigen, bärtigen Gesichter der Männer; wenn er einen Spiegel gehabt hätte, hätte er gesehen, dass er ihnen gar nicht unähnlich sah.

Sie fesselten seine Hände vor der Brust und sahen ihm fast gleichgültig zu, wie er sich im halb niedergetrampelten Gras, an einer Wurzel, ein Nachtlager suchte. Wenn er den Kopf drehte, konnte er gerade noch die Schattenrisse der Männer vor den winzigen Flammen sehen. Als das Feuer zu einem roten Glutnest niedergebrannt war, schlief er trotz seiner unbequemen Lage ein. Der Mond ging hinter den felsigen Hügeln an der Stelle auf, an der Sean die Stadt vermutete. Sie war nur noch einen schnellen Ritt von zwei, drei Stunden entfernt.

Henri schob den dicken Vorhang auseinander und fragte leise: »Darf ich hereinkommen, Joshua?«

»Nur zu«, antwortete der Gelehrte und setzte ein dünnes Lächeln auf. Er legte einen Stoffstreifen als Lesezeichen zwischen die Seiten des Buches, das er las, und klappte es vorsichtig zu. »Du störst mich nicht, im Gegenteil.«

Henri betrat Joshuas Studierzimmer und setzte sich an den Arbeitstisch. Es war früh am Abend, und durch das winzige Fenster sah man über eine Menge flacher und spitzer Dächer bis zur glänzenden Kuppel des Tempelbezirks. Das größere Fenster zum Hof war weit geöffnet. Kühle Luft und das Rascheln der Wedel, vermischt mit dem Gesang eines

unsichtbaren Vogels, drangen aus der Krone der fünfzehn Ellen hohen Palme herein.

»Du hast dein Abenteuer ohne größeren Schaden überstanden?«

Joshuas Frage war eher eine Feststellung. Er kannte seinen alten Freund genau; ein kurzer Kampf dieser Art war durchaus dazu angetan, Henris Lebensgeister zu wecken.

»Ja. Sie hatten es nicht auf mich, sondern auf mein Geld abgesehen. Einer von ihnen muss gesehen haben, wie ich mit einer Handvoll Drachmen und Dirham mein Essen bezahlt habe.« Henri lachte leise. »Immerhin haben sie nun meinen alten, schäbigen Turban.«

»Der Herr wird die Räuber dafür gebührend strafen. Eines fernen Tages«, sagte Joshua. Die großen, fast schwarzen Augen hinter der Brille verliehen ihm das Aussehen einer grauhaarigen, bärtigen Eule.

»Wann gehst du wieder zu Rabbi Cohen?«, fragte Henri.

»Morgen.«

In Paris hatte Henris alter Freund in einem ähnlichen Haus mit einem ähnlich eingerichteten Zimmer gewohnt. Dieses Gebäude und der Garten gehörten nun Uthman, der beide von seinem verstorbenen Vater Umar geerbt hatte.

An zwei Wänden erstreckten sich gezimmerte Wandbretter, auf denen dicke, ledergebundene Bücher standen. Dazwischen ragten aus Tongefäßen dünne und dicke Schriftrollen aus Pergament, Papyrus und Papier, die mit farbigen Bändchen und Schleifen zusammengehalten wurden. Der Tisch war bis auf einen kleinen Bereich bedeckt mit geschlossenen und aufgeschlagenen Büchern, Schreibzeug und Mappen, zwischen deren Holzdeckeln einzelne Seiten herauslugten.

»Du beschäftigst dich offensichtlich wieder mit der Mystik der Zahlen«, sagte Henri.

»Ja, das tue ich, und vielleicht kann ich nachweisen, dass sie etwas mit den Zeichen der Bauhütten und Steinmetze zu tun haben.«

Das Zimmer roch nach den alten Schriften, nach Leder, Wachs und Öl, mit dem die glänzenden Dielen poliert worden waren. Joshua lehnte den Kopf an das Kissen seines Sessels und griff nach dem Messerchen, mit dem er die Schreibfeder zuschnitt.

»Du bist unruhig, ich sehe es dir an. Was ist der Grund dafür, alter Freund?«, fragte Joshua.

»Das untätige Warten auf Sean macht mich nervös. Ich ahne, dass ihm etwas zugestoßen ist.«

»Oder zugestoßen sein könnte«, berichtete Joshua. »Er ist jung, und er wird nicht nur an uns alte Männer denken.«

»Er ist alt und erfahren genug. Er sollte wissen, dass der Knappe seinen Ritter nicht warten lässt. Auch wenn ich ihn freigegeben und an Sohnes Statt angenommen habe.«

Joshuas Hand machte eine beschwichtigende Geste.

»Viele Wege führen nach Jerusalem. Und manche davon sind beschwerlich und gefahrvoll. Und London ist weit.« Joshua hielt die Hand hinter sein Ohr und lauschte einige Atemzüge lang. »Uthman ist wohl gerade wiedergekommen. Henri, mach dir keine Sorgen, Sean wird schon an unsere Tür klopfen, wenn es dem Herrn gefällt.«

»Hoffentlich behältst du Recht.« Henri wusste, dass Sean den alten Gelehrten an dessen verlorenen Sohn erinnerte. »Hören wir, was uns Uthman für Neuigkeiten bringt. Ihn wird man wohl nicht überfallen haben?«

»Wer weiß?«

Es dauerte eine Weile, bis Uthman das Zimmer betrat. In einer Hand hielt er den Weinkrug, in der anderen ein seltsam aussehendes Bündel aus Stoff, das schmutzig und merkwürdig

zusammengeknötet war. Er begrüßte die Gefährten und stellte den Krug auf die einzig freie Ecke des Tisches.

»Das da«, er hob das faustgroße Bündel in die Höhe, »war auf einen Holzspan aufgespießt, der zwischen Tür und Rahmen steckte. Ich weiß nicht, was es ist, jedenfalls ist es wohl kaum zufällig an diesem Haus befestigt.«

Joshua starrte das Stoffknäuel an. Dann nahm er die Brille ab und schaute es sich mit gerunzelter Stirn noch genauer an. Er schüttelte den Kopf.

»Das gehört mir nicht. Ist es von Mara?«

»Sie bestreitet es«, antwortete Uthman grinsend.

Henri sagte dumpf: »Es gehört weder dir, Joshua, noch Mara. Ich ahne, wem es gehört.«

»Etwa dir, Henri?« Uthman lachte herausfordernd.

»Wahrscheinlich ist es mein Turban.«

»Dein Turban?« Uthman setzte sich, nachdem er von einem wackligen Hocker einen Stapel Bücher heruntergenommen hatte. »Wie kommt dein Turban an unsere Haustür?«

»Ich gäbe viel darum, es dir genau sagen zu können.«

Joshua hob seine schmale Hand und sagte: »Du weißt es noch nicht, Uthman. Henri ist von einigen habgierigen Männern in der ›Gasse der schlechten Küche‹ überfallen worden. Erzähl's ihm, Henri.«

Uthman fand zwischen den Büchern und Handschriften auf dem Tisch einen Becher, goss Wein hinein und reichte ihn Henri.

Dieser nahm einen Schluck, nickte und sagte: »Also. Ich habe mich in der Stadt gründlich umgesehen, ich ging zuerst...« Er berichtete, wo er gewesen war, und schließlich kam er zu dem Überfall und zu dem Helfer, der überraschend eingegriffen und zumindest das Schlimmste für Henri verhindert hatte. »Du hast ihn nicht gesehen?«, fragte Joshua nach.

»Nein, nicht genau. Er war jung, beweglich, ein guter Kämpfer, und er schwang einen großen Knüppel. Ich war froh, dass ich aus dieser staubigen, stinkenden Kammer flüchten konnte. Dann zog ich es vor, zunächst zu rennen. Als ich sicher war, nicht verfolgt zu werden, ging ich hierher zurück. Den Verlust des fadenscheinigen Turbans kann ich verschmerzen. In der Heiligen Stadt geht es also nicht immer heilig und friedlich zu.«

»Offensichtlich ist dir trotz deiner Vorsicht jemand gefolgt«, stellte Joshua fest. »Und dieser Verfolger wird wohl der Mann gewesen sein, der dir in der Küchengasse geholfen hat.«

»Vielleicht habe ich ihn tatsächlich nicht bemerkt«, gab Henri zu. »Ich bin zwar sicher, dass...«

»Er fand in der Gasse deinen Turban.«

»Du meinst, er hat meinen Turban hierher gebracht?« Henri riss das Stoffknäuel an sich, nestelte am Knoten und öffnete ihn, und nach wenigen Handgriffen rollte das Bündel über den Boden und löste sich in einen fast doppelt handbreiten, langen Stoffstreifen auf.

»Ja, das ist wahrhaftig mein Turban. Ich hatte es schon geahnt«, sagte Henri.

Joshuas leises Lachen klang nicht im Geringsten spöttisch; es war die Bestätigung seiner Gedanken.

Uthman lachte laut, schlug Henri auf die Schulter und rief: »Es kann gar nicht anders gewesen sein! Dein Retter ist dir gefolgt, als du durch die Stadt spaziert bist, und er hat dir geholfen, als du überfallen wurdest. Und nach dem missglückten Überfall ist er dir unerkannt auf den Fersen geblieben, bis zur Tür von Joshuas Haus.«

Henri nickte langsam und antwortete in ernstem Ton: »Du hast wohl Recht, Uthman. Nun gut, ich habe meinen Turban wieder, was völlig bedeutungslos ist. Aber wenn es so ist, wie

du sagst, dann hat es mit dem Vorkommnis eine zusätzliche Bewandtnis.«

»Ich habe mich schon die ganze Zeit gefragt, wann ihr darauf aufmerksam werdet«, sagte Joshua, der nun ein Stoffband auf die Seite seines Buches legte und dieses geräuschvoll zuklappte. »Wie auch immer: Man beobachtet uns – oder vielleicht auch nur dich, Henri. Das macht aber keinen Unterschied. Was dies zu bedeuten hat, weiß ich allerdings nicht. Aber dein Verfolger wollte dir nicht schaden. Im Gegenteil. Er hat dir oder uns ein Zeichen gegeben.«

Er deutete auf den schmutzigen Stoffstreifen, den Henri langsam zusammenrollte.

»Geheimnisvolle Gassen einer Stadt voller Geheimnisse«, murmelte Uthman. »Ich sollte dich Ungläubigen hier in Jerusalem besser begleiten. Du weißt dir zu helfen, Henri, aber meine Falkenaugen und mein spitzer Dolch können dir zusätzlichen Schutz bieten.«

Henri verschränkte die Arme im Nacken, blickte in Uthmans dunkle Augen und zuckte kurz mit den Schultern.

»Vielleicht ist diese Vorsichtsmaßnahme erforderlich. Was sollen wir tun? Was können wir unternehmen?«

»Jetzt erst mal in Ruhe essen«, sagte Joshua blinzelnd, die Brille in beiden Händen, »und dann gut schlafen und warten. Auf Sean und das, was weiter passiert. Schon morgen kann vieles passieren.«

»Du hast vermutlich Recht, Joshua«, sagte Henri, stand auf und blickte nachdenklich seinen zusammengerollten Turban an. Nacheinander stiegen sie die Treppe zum Dach hinauf und setzten sich an den langen Esstisch. Von dort aus sahen sie durch die Fenster ein gewaltiges Schauspiel aus Wolken und einer glutroten, zusammengedrückten Sonnenscheibe.

Der Mond, halbrund und fast weiß, schüttete sein silbernes Licht über dem Tal aus. Es war gegen Mitternacht, als Sean aufwachte und, nachdem er wieder wusste, wo und in welcher misslichen Lage er sich befand, die Augen weit öffnete. Dort drüben standen fünf Pferde, mit hängenden Köpfen, von unzähligen Nachtmücken umschwärmt. Aus dem winzigen Glutkern, der vom Lagerfeuer übrig geblieben war, stieg ein fingerdünner Rauchfaden auf.

Sean lag halb in der Finsternis, halb im wolkigen Mondlicht. Er wandte den Kopf. Seine fünf Entführer schliefen; der Anführer lehnte zusammengesunken am Ölbaumstamm und kämpfte gegen die Müdigkeit an. Sean hob die gekreuzten Handgelenke und startete die Lederschnüre und Knoten an. Sein Blick festigte sich. Die Enden der Handfesseln spreizten sich nach links und rechts. Die ersten Knoten schienen nachlässig und mit wenig Zug geknüpft worden zu sein. Er bewegte die Arme, hob sie in die Nähe seines Gesichts und betrachtete die Windungen und Schlingen. Er holte tief Luft, biss auf den Knoten und zerrte ihn nach rechts, zerrte und zog das andere Ende nach links. Das feuchte, alte Leder hinterließ auf seiner Zunge einen ekelhaften Geschmack. Zwischen den Zähnen verlor der Knoten etwas von seiner Härte.

Plötzlich hielt Sean inne und begann nachzudenken.

Wenn es ihm gelang, die Fesseln zu lösen, war er frei. Frei, inmitten von fünf Entführern, abseits der Straße, ohne Waffe, mit halb abgestorbenen Gliedern und Muskeln, einige Stunden von Jerusalem entfernt. Und er war hungrig und durstig. Rannte er weg, würden ihn die fünf binnen kurzer Zeit eingeholt haben.

Was soll ich tun?, fragte er sich in wachsender Verzweiflung. Ich müsste fünf Männer töten, und erst dann könnte ich nach Jerusalem und zu Henri reiten.

Er fühlte sich schmutzig, verschwitzt, müde und schlaff. Seine Kleidung stank. Es war niemand hier, der ihm helfen konnte; er war völlig auf sich allein gestellt. Sean entschloss sich, seine letzte Möglichkeit wahrzunehmen und weiter zu versuchen, seine Handfesseln zu lösen.

Wieder biss er auf die Enden der Schnüre, drehte sich zur Seite und spießte den Knoten auf einen Ast, der in langen Splittern auseinandergebrochen war. Trotz des Mondlichts sah Sean nicht viel mehr als eine helle Spitze, die sich jedes Mal, wenn er sie zu treffen versuchte, zitternd zur Seite bog. Sean begann zu schwitzen, er versuchte es ein drittes, ein viertes Mal und schaffte es schließlich. Das spitze Holz bohrte sich in den daumengroßen Knoten, rutschte ein Stück weit darüber und saß nun fest.

Sean drehte sich vorsichtig wieder zur Seite und blinzelte den Schweiß aus den Augen. Als sein Blick endlich klar wurde, sah er, dass seine Entführer nichts bemerkt hatten und noch immer schliefen.

Seine Armmuskeln begannen zu zittern. Er fuhr damit fort, den Knoten weiter über den Splitter zu schieben, dann drehte er seine Handgelenke, rüttelte behutsam an dem Ast und glaubte zu erkennen, wie sich der Knoten weitete. Gleichzeitig spannten sich die Schnüre und schnitten tief in seine Haut. Sean bemühte sich, ruhig zu atmen, und unterdrückte eine Reihe furchtbarer schottischer Flüche.

Mit einem trockenen Knacken brach der Holzsplitter. Gleichzeitig löste sich der Knoten ein wenig. Sean drehte sich auf den Rücken und blieb starr liegen. Keiner seiner Entführer hatte das Geräusch gehört. Er hob die Hände, biss in die ledernen Enden und zog den Knoten auf. Der Druck auf seine Handgelenke lockerte sich mit jedem weiteren Zug. Noch einige Male riss er mit den Schneidezähnen an den eng

nebeneinanderliegenden Windungen, dann konnte er die Unterarme auseinander drücken und war frei.

Er blieb mit angehaltenem Atem liegen und lauschte. Niemand war auf ihn aufmerksam geworden. Er wickelte die Lederschnüre locker um sein linkes Handgelenk und knetete seine Handgelenke. Er spürte, wie das Blut in seinen Adern pochte. Auch die Pferde waren ruhig geblieben. Der Mond war gewandert, sodass der Olivenhain im Dunkeln lag, aber die Dunkelheit war nicht vollkommen. Beim Licht der Sterne und dem Widerschein des Mondlichts, das auf einigen Felsspitzen lag, erkannte Sean mit einiger Mühe ein paar Einzelheiten.

Er richtete sich auf, kam auf die Knie, erhob sich und ging auf Zehenspitzen zu dem Bündel im Gras, in dem seine Waffen steckten. Jeden Schritt setzte er mit äußerster Vorsicht. Aus der aschebedeckten Glut der Feuerstelle stieg ein fingerdünner Rauchfaden fast senkrecht hoch in die Baumkronen.

Sein Pferd wurde unruhig, sah zu ihm hin und prustete. Sean glaubte zu fühlen, wie sein Herzschlag aussetzte. Mit seiner Hand durchwühlte er den Leinensack, und schließlich ertastete er den Morgenstern und den Dolch. Er zog die Waffen mitsamt dem Gurt heraus, schnallte den Gürtel um und steckte nach kurzem Zögern den Morgenstern dort hinein. Er wickelte die Kette in den Schoß seines Hemdes ein und bewegte sich fast lautlos zwischen den Stämmen und Wurzeln auf den Anführer zu, der halb zusammengerollt auf Seans Mantel schlief.

Sean sah sich um. Jede seiner Bewegungen hatte er sich vor dem Einschlafen ein paar Dutzend Male durch den Kopf gehen lassen. Er legte den Morgenstern griffbereit neben sich, zog den Dolch und zielte. Dann schlug er den runden Knauf des Dolches kurz und hart gegen die Schläfe des Anführers.

Der Araber zuckte in die Höhe, stieß ein kurzes Gurgeln aus und sackte in sich zusammen. Sean sah sich um und wartete.

Niemand hatte den Laut gehört. Er packte die Hände und fesselte sie so schnell und hart er konnte vor die Brust. Er tastete nach dem Gürtel des Mannes, zog ihn unter dessen Rücken hervor und band die Handgelenke an eine Wurzel.

Noch immer schiefen die vier anderen tief und fest. Sean hatte nicht mit so viel Glück gerechnet. Er steckte den Dolch zurück, packte den Griff des Morgensterns und schlich zu den Pferden. Bevor er eingeschlafen war, hatte er gesehen, dass sein Rappe als einziges Pferd nicht abgesattelt worden war. Er schleppte seine Waffen unter den Baum, knotete den Zügel des Rappen los und beruhigte das Pferd. Der schwere Morgenstern behinderte ihn bei jeder Bewegung. Sein Herz schlug ihm bis in den Hals; der Schweiß unter seinen Achseln und auf seinem Rücken war eiskalt.

Dann hängte er so leise wie möglich den Sack an das Sattelhorn und packte die Zügel dicht hinter dem Maul des Rappen. Er führte das Pferd unter dem Baum hervor auf den Weg, den er soeben noch erkennen konnte, vorbei an den Schlafenden. Zwei Schritte, vier, noch ein paar... zwei Männer wurden unruhig und bewegten sich. Sean ging schneller und zog das Pferd hinter sich her. Der Pfad schlängelte sich den Hügel hinunter und aus dem kleinen Tal wieder zur Straße hinauf. Die Hufschläge klangen dumpf auf dem festgetretenen Sand.

Ein Dutzend Schritte... weiter, nach rechts und abwärts. Dann hörte Sean undeutliche Rufe, Lärm und einen Schrei. Jetzt begann er zu rennen, so schnell es seine tauben Muskeln erlaubten, und machte sich auf einen Kampf gefasst.

Der Rappe folgte ihm willig den leichten Hang hinab und tappte weiter, als Sean den Zügel losließ und die flache Hand auf die Kruppe schlug. Er ging schnell hinter dem Tier her und sah sich über die Schulter um. Noch war niemand zu sehen, aber aus dem Wäldchen ertönte ein lautes Stimmengewirr.

Wieder begann Sean seine Schritte zu zählen und hoffte, so weit wie möglich vom Lagerplatz entfernt zu sein, wenn es zum Kampf kam. Er war sicher, dass die Entführer ihre Beute verfolgen würden. Pferd und Reiter verschwanden in der Senke und tauchten einen knappen Steinwurf jenseits der Felsen wieder auf. Der Hirtenpfad wand sich zur Straße hinauf.

Jetzt erst hörte Sean hastige Schritte, das Keuchen der Männer und das Geräusch von brechenden Zweigen. Er fasste den Morgenstern fester, sicherte nach allen Seiten und sprang ungefähr in der Mitte des Pfades hinter einen überwucherten Felsen, der in der Dunkelheit wie ein Mauerrest aussah.

Sein Pferd setzte Huf vor Huf und kletterte weiter.

Sean hörte seine Verfolger, richtig sehen konnte er sie nicht. Erst als sie auf dem Pfad hintereinander näher kamen, konnte er sie unterscheiden. Sternenlicht funkelte matt von den Klingen der Krummschwerter. Sean ließ einen Räuber an sich vorbei, sprang mit geschwungenem Morgenstern aus seinem Versteck und ließ die Stachelkugel mit aller Kraft auf die rechte Schulter seines Verfolgers heruntersausen. Ein knirschender Aufschlag, dann ein gellender Schmerzensschrei, der sich mit dem zweiten Krachen und dem zweiten Schrei mischte, als die Waffe den anderen Araber auf der Brust traf und das Geräusch vom Brechen einiger Knochen zu hören war.

Ohne sich um die zusammenbrechenden, schreienden und wimmernden Männer zu kümmern, hetzte Sean zehn Schritte hangaufwärts, schwang die Waffe in einem waagrechten Halbkreis und traf die Knie und das Schienbein des dritten Verfolgers. Er sprang zur Seite, um vom fallenden Körper nicht mitgerissen zu werden, und erreichte sein Pferd. Er griff in die Haare des Schweifs und ließ sich die letzten Schritte zum Straßenrand mitziehen.

Keuchend und schwitzend blieb Sean stehen. In die Schmerzensschreie mischten sich Wutgeheul und Flüche.

»Schnell weg von hier«, murmelte er und tastete nach dem Sattelgurt. Er rückte den Sattel zurecht, zog die Riemen fest und hakte die Schnallen ein.

Dann zwängte er die Trense ins Maul des Rappen, stellte den Fuß in den Steigbügel und zog sich hoch. Noch immer zitterte Sean vor Schwäche in den Knien. Aber sein Pferd blieb ruhig, und als er ihm die Hacken in die Seiten stieß, trabte es an. Nach rechts, in Richtung der Stadt.

Sean setzte sich im Sattel zurecht, verstaute den Morgenstern und hängte Bogen und Köcher über seine Schulter. Die keine sechs Ellen breite Straße aus Karrenspuren und festgetretenem Sand war eine Spur heller als die Umgebung. Sean konnte den Mond nicht mehr sehen; das Nachtgestirn war hinter den Bergen im Westen versunken. In langsamem Trab ritt Sean in der Mitte des Weges weiter. Niemand verfolgte ihn. Die Stellung der Sternbilder, die am Horizont zu verblassen begannen, sagte ihm, dass die Nacht noch länger als vier Stunden dauern würde. Die Dämmerung hier im Heiligen Land war nur kurz. Bei Tageslicht würde er in Jerusalem einreiten. Dann endlich würde er Henri, Joshua und Uthman Wiedersehen.

In der Dunkelheit seines Zimmers, ausgestreckt auf seinem bequemen Lager, genoss Henri die Ruhe der Nacht und die Stille im Haus. Schwach wehten die Gerüche durch die Räume, die er zu schätzen gelernt hatte. Gewürze, Weihrauch, der Duft von Blüten im Garten, die sich nachts öffneten, der Geruch von Joshuas Schriften und der feine Duft der Rosen, die an den Mauern rankten und um die Fenster herumwuchsen. Die große Stadt war fast so still wie das Haus. Nur ab und an waren Schritte auf einem gepflasterten Stück der Gasse zu hören.

War es zu ruhig, zu still? Henri hatte ein paar Stunden geschlafen, und seit er wach geworden war, plagten ihn

Erinnerungen und Gedanken, von denen ihm die allermeisten allzu vertraut waren.

Henri befürchtete, dass Sean etwas Ernstes zugestoßen war. Er wartete auf eine Nachricht von ihm, die ihm endlich seine Sorgen nehmen würde.

Wieder lief jemand auf klappernden Sandalen durch die Gasse. Schwach hallten die Echos. Henri, dessen Gedanken träge den Jahren seiner Jugend nachhingen, richtete sich zögernd auf. Die Schritte draußen verhielten, jemand schien zu stolpern, dann war ein kurzer, krachender Schlag zu hören. Holz splitterte. Jemand hatte etwas mit großer Wucht gegen das Schnitzwerk der Eingangstür geschleudert, die einzige Stelle, an der das Holz der Tür so dünn war, dass es leicht brechen konnte.

Binnen dreier Herzschläge war Henri aufgesprungen. Er hatte das Schwert gepackt und war auf bloßen Sohlen die Stufen hinuntergerannt. Henri trug nur sein Schamttuch und hatte den Dolch in der Hand. Er hastete durch die Eingangshalle, presste sein Ohr an die Tür und lauschte. In der Gasse war es ruhig. Vorsichtig öffnete er die Holzklappe, dann spähte er durch die Löcher der Verzierung und fand seine Vermutung bestätigt: Niemand lauerte vor der Tür. Bedächtig zog Henri einen Riegel nach dem anderen auf, hob den Dolch und öffnete die Tür.

»Hier ist niemand mehr«, knurrte er. »Ein seltsamer Vorfall.«

Vor der Tür lagen einige helle Holzsplitter, zwischen ihnen ein runder Gegenstand, größer als eine Männerfaust. Henri blickte nach rechts, nach links und zu den Mauerkronen, aber er war allein. Er bückte sich und hob den Gegenstand auf; es war ein Stein, um den Pergament gewickelt und mit einer Lederschnur festgeknotet war. Henri schloss und verriegelte die Tür und tastete sich vor bis in sein Zimmer hinauf. Er

entzündete an der Glut des Feuers eine Kerze und setzte sich an den Tisch.

Mit wenigen Bewegungen löste er die Knoten und strich das Pergament glatt. Der Stein, ein großer Kiesel, gab keinen Hinweis auf den Störer der nächtlichen Ruhe. Henri starrte das eng beschriebene Pergament an und konnte nur erkennen, dass es arabische Schriftzeichen waren. Nicht ein einziges konnte er entziffern, obwohl er das eine oder andere Wort dieser Schrift kannte.

Das ist ein Problem, das nur Uthman und Joshua lösen können, dachte er und überlegte, die Gefährten zu wecken. Aber da es ruhig blieb und selbst die Haushälterin in der Küche keinen Lärm machte, wollte er bis zum Morgen warten.

Doch Henri hatte nicht mit dem leichten Schlaf seines alten Freundes Joshua gerechnet. Auf dem Gang waren Schritte zu hören, dann ein Hüsteln.

»Du bist wach, Henri?«, erkundigte sich Joshua.

»Ja, und du auch, wie ich sehe.«

»Dann bist du wohl nach dem Krach nach unten gerannt und hast die Haustür geöffnet?«

»Genauso war es. Komm herein.«

Joshua trug eine brennende Kerze, deren Flamme er mit der Hand abschirmte. Er betrat Henris Zimmer, stellte die Kerze auf den Tisch und betrachtete den Stein, die Lederschnur und das Pergament.

Henri sagte: »Das da lag vor der Haustür, zusammen mit Holzsplittern. Ein beschriebenes Stück Pergament.«

»Lass sehen, mein Freund.«

Joshua, der sich in einen bodenlangen Hausmantel gehüllt hatte, setzte sich und befestigte die Schnüre der Brille hinter seinen Ohren. Er senkte seinen Blick auf die Schrift. Der Gelehrte fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang, von links nach rechts und zurück, einmal, zweimal, dann sagte er leise:

»Ich kann nur wenige Worte lesen: *Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen. Das ist die Sure von den Weibern, Al-Nisa. Die Weiber.* Mehr kann ich nicht entziffern.«

»Aber du kannst doch Arabisch lesen, Joshua!«, sagte Henri.

»Das hier sieht auch so ähnlich aus wie arabische Schrift, ist aber unlesbar. Als ob ein Fremder diese Schrift nachgeahmt hätte, ohne sie zu kennen.«

Henri zuckte mit den Schultern.

»Warten wir, bis Uthman wach ist. Wahrscheinlich kann er uns weiterhelfen.«

»Die Schrift will uns etwas sagen. Vielleicht, nein, wahrscheinlich hat uns dieser junge Mann mit dem schwärmerischen Blick die Nachricht auf diese Weise zukommen lassen, weil er nicht wagte, uns persönlich gegenüberzutreten.«

»Da könntest du Recht haben«, sagte Henri, der sich zurücklehnte und zusah, wie Joshua die Brille abnahm und neben das Pergament legte. »Warten wir also auf den Morgen. Es kann sein, dass uns das Licht der Sonne hilft, das Rätsel zu entschlüsseln.«

Henri fand bis zum Morgen keinen Schlaf mehr, im Gegensatz zu Joshua. Trotz der nächtlichen Störung waren aber beide schon früh auf und saßen bereits auf der Terrasse, als Uthman kam und sich zu ihnen setzte. Henri berichtete, was in der Nacht geschehen war, und zeigte ihm das Pergament.

Uthman schlürfte aus einer Schale frischen Aufguss, las die verständlich geschriebenen Worte und hob hilflos die Hände.

»Du hast Recht, Joshua. Die ersten Worte kann ich lesen. Was du herausgelesen hast, steht hier.«

Auf dem Tisch standen Schalen und Krüge und ein offenes Kästchen aus Silber, in dem der Gelehrte sein Schreibzeug

aufbewahrte. Uthmans Augen hefteten sich auf das Pergament, dann stellte er seine Trinkschale ab. Der Schatten seiner Hand fiel auf das Geschriebene und über die Seitenwand des Kästchens. Plötzlich grinste Uthman und winkte mit beiden Händen.

»Stellt euch hinter mich und seht mir über die Schulter. Hier!« Er zeigte auf die undeutliche Spiegelung im Silber, das Mara sorgfältig geputzt hatte. »Was seht ihr?«

Henri ging um den Tisch herum, kauerte sich neben Uthman nieder und starrte auf die Stelle, auf die Uthman zeigte.

»Ich sehe, dass sich die Zeilen in der Wand des Kastens spiegeln.«

»Mehr sehe ich auch nicht«, gab Joshua zu.

»Holt einen Spiegel«, sagte Uthman. »Diese Schrift ist von einem Spaßvogel geschrieben worden, der uns verwirren will. Er hat dies mit Hilfe eines Spiegels geschrieben.«

Joshua erhob sich ächzend und ging hinein. Nach einer Weile kam er mit einem Handspiegel zurück. Henri räumte Schalen und Krüge beiseite, fegte Brotkrümel von der Platte und setzte sich neben Uthman, der den Spiegel senkrecht vor das Pergament hielt. Nun war zumindest für den Sarazenen die Schrift zu lesen.

»Da hat sich jemand Mühe gegeben, große Mühe«, sagte Uthman und las langsam vor. »*Oh, ihr Menschen. Oder: Oh, Volk der Schrift.* Das ist, lass mich nachdenken, der 171. Vers der Sure. Weiter:

*Sagt nicht: ›Drei!‹ Hört auf damit. Denn es ist besser für Euch. Allah ist ja ein einziger Gott. In unseren Worten: Nun ist der Gesandte zu euch gekommen, mit der Wahrheit von eurem Herrn; darum glaubt, und es wird besser um euch stehen; glaubt ihr aber nicht, gehört Allah doch alles, was in Himmeln und auf Erden ist, und Allah ist allwissend und allweise.«*

Uthman hob den Kopf und deutete auf Henri.

»Das ist für Christen wie dich geschrieben. Es richtet sich gegen die Lehre von der Dreifaltigkeit.«

Henri nickte ernst. »Weiter, bitte.«

*»Überschreitet nicht die Grenzen eurer Religion und sagt nichts anderes von Allah als das, was wahr ist Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Marias, ist ein Gesandter Allahs, und die frohe Botschaft, die er Maria nieder sandte, eine Erfüllung Allahs und sein Geist.«*

Joshua legte seine Hand auf Henris Unterarm und sagte: »Wir kennen die Lehre des Koran. Der Islam sagt, dass Jesus Christus ein Gesandter Allahs ist, nicht der Messias der Juden.«

Uthman fuhr fort, und sein Zeigefinger wanderte dabei nach links unter den Zeilen. *»Glaubt daher an Allah und seinen Gesandten, sagt aber nichts von einer Dreiheit Vermeidet das, und es wird besser um euch stehen. Es gibt nur einen einzigen Gott Fern von ihm, dass er einen Sohn habe. Sein ist, was in den Himmeln und auf Erden ist Allah genügt als Beschützer!«*

»Die Sure sagt, dass Allah keinen Sohn zum Herrschen über seine Schöpfung braucht.« Joshua machte eine verlegene Geste.

»Und wer hat Recht?«, fragte Henri laut. »Der Koran oder die Bibel?«

»Eine uralte Frage«, antwortete Joshua. »Viele lange Jahre haben sich Gelehrte darüber gestritten, im Guten wie im Bösen. Furchtbare Kriege sind deswegen entbrannt. Ihr wisst, dass ich Uthman Recht geben müsste. Aber zwischen uns dreien darf es keinen Streit geben. Es hat so viele grausame Kriege gegeben, und alle haben darunter gelitten. Juden, Christen und Muslime.«

»Selbst wenn wir uns nicht streiten«, sagte Uthman ruhig, »so sollten wir darüber nachdenken, warum ausgerechnet an uns eine solche Botschaft gerichtet wurde.«

»Ich würde vermuten, um Streit zwischen uns auszulösen«, sagte Uthman und begann, das Pergament vorsichtig zusammenzurollen.

»Oder als Warnung für mich?« Henri zog die Brauen hoch und machte eine beschwichtigende Geste. »Man hat herausgefunden, dass du im Haus eines Muslims einen Ungläubigen beherbergst, Joshua.«

»Dass jemand daran Anstoß nimmt, ist auch nicht unwahrscheinlich«, sagte Uthman.

»Was sollen wir tun?« Zum wiederholten Mal stellte Henri die Frage. Er wusste selbst keine Antwort, außer geduldig zu warten.

»Auf keinen Fall werden wir drei uns wegen unserer unterschiedlichen Glaubensgrundsätze entzweien«, sagte er. Leise Hoffnung klang aus seiner Stimme. »Wir wissen noch nicht genug über die Hintergründe, aber wahrscheinlich stellt die Steinbotschaft eine Drohung oder auch eine Warnung dar.«

»Warnung oder Drohung, was auch immer«, sagte Joshua, »in jedem Fall halten wir zusammen. Uthmans Haus ist sicher genug.«

Er riss ein Stück vom Fladenbrot ab, tunkte es in einen honigsüßen Brei und kaute den Bissen genüsslich. Nach kurzem Zögern tat es ihm Henri gleich.

### *Die Schwerter Allahs*

Nadschib ben Sawaq tauchte beide Hände tief in den Kessel, der mit Rosenwasser gefüllt war. Dann trocknete er Finger um Finger sorgfältig an einem blütenweißen Tuch ab. Er verbeugte sich kurz vor dem Hausherrn und sagte: »Bei Allah! Abermals habe ich die Wohltaten deiner Gastfreundschaft genießen dürfen. Ein köstliches Mahl, o Abu Lahab.«

Abu Lahab formte ein Bällchen aus fettem Safranreis und schob es sich zwischen die Zähne. Undeutlich gab er zur Antwort: »Einem armen alten Schmied bleibt wenig anderes zur Freude. Ein karges Essen, ebensolcher Verdienst und gute Gespräche mit Freunden.«

»Die den unabweisbaren Vorteil haben, nicht allzu teuer zu sein«, bemerkte Nadschib mit feinem Spott. Abu Lahab nickte und tauchte ein Stück zarten Lamnbraten ins Kichererbsenmus.

»Wahr gesprochen, Hüter meiner Drachmen.«

Abu Lahabs weiträumiges Haus sowie der innere und der äußere Garten lagen innerhalb der Mauer, einen kurzen Fußmarsch vom Gerbertor entfernt in Richtung Tempelbezirk. Eine acht Ellen hohe Mauer umgab das Anwesen. Alte Bäume mit raschelnden Blättern breiteten ihre Äste über die Spaliere aus Obstpflanzen, Blütenranken und Klettergewächsen aus, in denen Singvögel nisteten. Im inneren Garten sprudelte Brunnenwasser über marmorne Stufen in Becken, in denen sich Lotusblüten öffneten. In einem Teil des Atriums stieg der Strahl eines Springbrunnens in die Höhe und fiel in tausend

Tropfen in eine große Schale aus Alabaster. Das Essen war auf einer Terrasse angerichtet, die mit bemalten Fliesen ausgelegt war. Darüber lagen mehrere Teppiche. Trotz der friedlichen Schönheiten trug Abu Lahabs Gesicht den Ausdruck mürrischen Grolls. Nadschib, der seinen Herrn und Freund länger als eineinhalb Jahrzehnte kannte, wusste Abu Lahabs Laune sogleich einzuschätzen.

»Die rechte Fröhlichkeit, Feinschmied zahlloser Schwerter, weilt seit etlichen Tagen nicht in deinem Herzen. Oder irrt mein trunkener Blick?«, sagte er nach einer Weile, in der er Lahab beim Essen zugesehen hatte.

»Du irrst wahrlich nicht«, sagte Lahab. »Verschiedene Dinge sind mir wie Sandkörner in beiden Augen. Sie stören; bald werden sie zu schmerzen anfangen.«

Es handelt sich wohl um die Ungläubigen und wahrscheinlich auch um seinen Sohn, dachte Nadschib und goss behutsam Wein in eine Schale. Aber immer ging es auch um Lahabs verworrene Träume von Reichtum, Macht und Einfluss. Er nippte am kräftigen Wein und fragte weiter.

»Wie viele Sandkörner sind es denn?«

»Mindestens zwei dieser Misslichkeiten, Allah verdamme sie, rufen meinen Ärger hervor. Oder vielleicht sind es auch drei.«

»Wenn du mir erzählst, was dich ärgert, kann ich dir vielleicht einen Rat geben, Lahab.« Nadschib setzte sich bequemer hin und breitete auffordernd die Arme aus. »Ich werde nicht mit deinen Schmieden und Blasebalgtretern über deinen Ärger reden.«

»Nun«, begann Abu Lahab überraschend bereitwillig, »es geht um ein Haus im Jüdischen Viertel. Dort lebt seit einiger Zeit ein seltsames Dreigespann. Es sind ältere Männer – ein Jude, ein Muslim und ein Christ. Zwei Ungläubige und ein Muslimbruder. Sie sind offensichtlich Freunde, oder

befreundet, und streiten sich nie. Und eine Hausmagd gibt es auch dort, ebenfalls eine Ungläubige.«

»Was stört dich daran, Freund Lahab? Diese Ungläubigen sind, wie jedermann weiß, nicht die Einzigen in dieser Stadt. Viele Ungläubige arbeiten für uns Muslime. Und es gibt viele Händler anderen Glaubens, ohne die es schwer wäre, an Gold, Stoffe oder Edelsteine zu kommen.«

»Aber ich kenne die Art dieser Fremden zur Genüge. Die Haushälterin«, er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Rechten, »ist alt und nicht weiter von Interesse. Der Jude ist ein Gelehrter, er zahlt die Kopfsteuer. Der große, kräftige Mann, der wie ein Löwe zu kämpfen weiß, das ist das Sandkorn in meinem rechten, gläubigen Auge.«

»Hat er dich beleidigt, bestohlen oder dir geschadet?«

»Ich wache nachts voll Grimm auf und denke an ihn. Ist das Schaden genug?«

Nadschib ben Sawaq blickte in Abu Lahabs bärtiges Gesicht. Die schwarzbraunen Augen unter den schweren Lidern huschten unستet umher. Abu Lahab verschwieg ihm etwas. Es hatte wenig Sinn, tiefer in ihn zu dringen; wenn er nichts sagen wollte, schwieg er beharrlich. Wahrscheinlich passten die Fremden nicht in seinen Traum von einem Reich, über das Emir Abu Lahab gebot.

»Das ist ein unzureichender Grund, auch wenn dein Grimm groß ist.«

»Es muss etwas gegen diese Ungläubigen unternommen werden. Ich spreche nicht von töten. Aber von Vertreibung. Sie haben in Al Quds nichts zu suchen. Und ich habe das eine oder andere veranlasst, damit sie gehen.«

Nadschib legte den Kopf schräg und betrachtete seine Finger, als könne er von ihnen Antworten auf alle Fragen erhalten.

»Und mein Sohn Suleiman, eigentlich das Licht meiner Augen, ist ein weiteres Sandkorn in meinem entzündeten Augapfel.«

»Dein Sohn?« Nadschib war ernsthaft überrascht. »Der Erbe deiner vieltausend Schwerter? Der Spross deiner tüchtigen Lenden?«

»So ist es.« Abu Lahab packte einen silbernen Krug, setzte ihn an die Lippen und trank hastig. Die Tropfen des tiefroten Weins rannen durch seinen Bart. Nadschib nickte bedächtig. Suleiman war von Abu Lahab zwar als Schmied ausgebildet worden, aber sein Interesse galt eher den Schriften und den Wissenschaften. Gleichwohl war er der Liebling aller Haussklavinnen und Dienerinnen.

»Was hat er getan, dass deine Leber schwillt und dein Zorn überkocht wie Reis im Topf?«

Abu Lahab wühlte in seinem Bart und betrachtete seine geröteten Finger, als habe er in dampfendes Blut gegriffen.

»Er ist im Liebestaumel!«

»Das, o Freund, ist uns fremd geworden. Erinnerung dich!«, wagte Nadschib zu erwidern. Mühsam unterdrückte er ein Gelächter. »Als wir jung waren, Allah bewahre unsere Erinnerungen, taumelten wir auch, wenn uns ein Blick aus den flammenden Kirschenaugen einer Schönen traf. Und vergiss nicht die willigen Sklavinnen, mit denen wir uns amüsiert haben.«

In sein Seufzen mischte sich das laute Stöhnen des Gastgebers.

»Alles war so, wie du es sagst. Aber ich bin nicht mein Sohn. Ich habe mich ans Herkömmliche gehalten. Aber Suleiman, Allah verderbe seine Wollust, hat sich in eine Ungläubige verliebt. In eine Christin! Ist es denn möglich? Mein einziger Sohn? Er redet von nichts anderem – selbst wenn er mit mir redet, was selten genug geschieht.«

»Mir fehlen die Worte«, bekannte Nadschib und füllte seine Schale. Beide Männer tranken; dann herrschte ein unbehagliches Schweigen.

Abu Lahabs Sohn liebt eine Andersgläubige, eine Ungläubige! Das war es also, dachte Nadschib.

In einer kupfernen Schale, unter der eine Kerzenflamme zuckte, brannte der Rest einer Tunke an und begann zu stinken.

»Du weißt, dass ich nur selten sprachlos bin.«

Abu Lahab war sicherlich ein Handwerker, Händler und Geschäftsmann von beträchtlichem Können. Zwar hatte er die Kunst des Lesens und Schreibens niemals richtig gelernt, aber er rechnete fast so gut wie Nadschib. In seinem tiefsten Innern war der reiche Schwerthändler ein überzeugter Muslim, ein Araber, der zwar alles Fremde auf den Tod hasste, aber dennoch mit vielen Fremden bedenkenlos Handel trieb. Gold, Drachmen und Dinare bedeuteten ihm mehr als sein unbehagliches Gefühl, das ihm Juden und Christen bereiteten.

Abu Lahab war kein Kämpfer, dafür war er zu klein, zu dick und nicht beweglich genug. Er kämpfte mit Münzen, Überredungskunst und großer List.

»Wodurch wurde dein Missfallen an den Juden erregt, Abu Lahab? War es ihre Religion, oder sind es ihre Bräuche?«

»Sie verdienen Vermögen mit dem Verleihen von Geld. Sie beraten die Fürsten und sogar den Kaiser, wie man mir berichtet hat. Sie haben abstoßende Bräuche. Sie sagen, sie sind klüger als wir, weil sie in ihren alten Büchern lesen.« Er machte eine Pause und führte eine abfällige Geste aus. »Seit einiger Zeit und heute besonders missfällt mir darüber hinaus der Umstand, dass mein einziger Sohn, schreibkundig, aber missraten, von der angeblich mondgleichen Schönheit einer Ungläubigen schwärmt.«

»Suleiman hat sich in eine Christin verliebt?« Nadschib blinzelte überrascht. »Aber was hat die Ungläubige mit deiner Abneigung gegen die Juden zu tun?«

»In Europa, wie die Ungläubigen das Abendland nennen, die Franken und Nachfahren der Kreuzritter, haben sie viel Einfluss und Macht. Sie beraten zu ihrem Vorteil, wie man mir sagte, die Könige und den Kaiser.«

»Woher hast du dieses erstaunliche Wissen?«

»Das weiß jeder. Der Händler, der in Akkon meine Dolche und Schwerter verkauft, redet mit den Seefahrern und den Schiffskapitänen. Die haben es ihm berichtet. Wenn sie erfahren, dass es ihren Leuten hier schlecht ergeht, werden sie sagen: ›Lasst uns wieder gegen die Muselmanen ziehen, gegen die Sarazenen.‹ Und dann«, Abu Lahab lachte und verschüttete Wein aus der Trinkschale, »wird mein Lager der schönen Schwerter schnell leer sein.«

»Und deine Geldtruhe wird voller und voller.« Es waren gefährliche Träume, sagte sich Nadschib, die Abu Lahabs Nächte füllten. Aber er schwieg. Er glaubte seinen Herrn so gut wie kein anderer zu kennen. Träume und Missbilligung lagen in einer Schale der Waage, das gefährliche Handeln in der anderen. Allah hielt meist die Waagschalen in gleicher Höhe und sorgte für Ausgleich und für Frieden. Er wartete, bis Abu Lahabs sattes Gelächter aufgehört hatte.

»Was willst du tun, um Suleiman von seinem... merkwürdigen Verhalten abzubringen?«

»Ich werde ihm ernste Vorhaltungen machen.« Abu Lahab stöhnte und fuhr mit den Fingern durch seinen Bart. »Er ist jedoch der Einzige für mich. Mein Erbe! Es muss mir gelingen, diese Christin zu finden und ihr zu verbieten, an Suleiman auch nur zu denken.«

»Es wird nicht leicht werden, o Freund. Al Quds ist groß, es gibt so viele Leute hier, sogar viele Christinnen.«

»Ich ahne es. Aber was bleibt mir übrig, Nadschib?«

Nadschib zuckte mit den Schultern und ließ zu, dass Abu Lahab wieder die Schalen füllte.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Nadschib nach einer Weile leise. »Ich vermag dir nur einen Rat zu geben.«

»Ich höre?«

»Allah hat die Zeit geschaffen. Von Eile hat er seinen Propheten nichts sagen lassen – Eile ist ein Geschenk des Teufels. Warte ab. Vieles ändert sich mit der Zeit.«

»Trotzdem werde ich meine Augen offen halten. Ich muss auf dem Laufenden bleiben, meine Zuträger sind überall. Wenn ich es will, werden viele aufrechte Gläubige für mich streiten.«

»Willst du es denn?«

»Das wird Allah entscheiden, wenn es so weit ist.« Abu Lahab leerte die Schale und unterdrückte ein Gähnen. »Aber ich bleibe wachsam.«

»Bei aller Wachsamkeit – ich wünsche dir einen tiefen und langen Nachtschlaf, ohne Albträume.«

Abu Lahab nickte müde. »Abdullah bewacht meinen Schlaf. Ich danke dir, Nadschib.«

Nachdem Joshua abgeholt und am nächsten Morgen von seinem hünenhaften Beschützer zurückgebracht worden war, verließen weder Henri noch Joshua zwei Tage lang das Haus. Uthman begleitete Mara zum Markt und betete in der Moschee. Henri hatte beiden eingeschärft, auf Verfolger zu achten und besonders Ausschau zu halten nach diesem jungen, glutäugigen Araber, den Henri inzwischen als seinen Helfer beim Überfall bezeichnete. Und er glaubte sogar, dass er es war, der ihm den Turban zurückgebracht hatte. Was das aber alles bedeuten mochte, wusste auch Joshua nicht zu sagen.

»Ich gehöre einem Volk an, das vielen Anfeindungen und Qualen ausgesetzt war. Vor 65 Jahren bin ich geboren worden. Ich habe Verfolgungen und Pogrome überlebt, viele schreckliche Jahre. Daran hat sich manches, aber insgesamt wenig geändert. Wir Juden dürfen heute ungehindert zum Grab des Hohepriesters Simon pilgern und dort beten.« Henri wusste, dass im Bezirk Scheich Jarrahs das Grab des Hohepriesters zu finden war. Erst seit kurzer Zeit war den Juden der Besuch dort erlaubt. Aber Joshua, bei aller Freude darüber, traute dem Frieden nicht. »Vielleicht sind die Christen in Gefahr. Aber ich habe nichts davon gehört, weder hier im Viertel noch in der Synagoge.«

»Wenn wir uns wehren müssten«, warf Henri ein und legte die Hand auf sein Amulett, »würden wir wohl bald unterliegen. Wir sind drei alte Männer, Joshua.«

»Wir wären vier Männer, und vermutlich wären wir stärker, wenn Sean endlich bei uns wäre und uns helfen könnte.«

»Wegen Sean kann ich nicht schlafen«, bekannte Henri. »Weder Uthman noch ich können diesen geheimnisvollen jungen Mann verfolgen. Wir sind einfach zu alt, Joshua!«

»Du hast abermals recht. Aber uns sind die Hände gebunden.«

Sie sahen einander sorgenvoll in die Augen.

Am Nachmittag, noch bevor Mara mit Wein und frischem Kräutersud die Stufen heraufkam, stützte sich Uthman mit beiden Händen schwer auf Joshuas Tisch und sagte: »Rechts in unserer Gasse habe ich den jungen Araber gesehen, kurz nach Mittag. Am linken Ende ist Mara an ihm vorbeigegangen, ohne dass er sie bemerkt hat.«

»Wir werden also noch immer beobachtet«, stellte Henri fest. »Ich habe es nicht anders erwartet.«

»Obwohl du deinen Turban nicht noch einmal verloren hast«, sagte Joshua lächelnd. »Das ist eine ziemlich sonderbare Situation. Wenn der Junge dir geholfen hat, Henri, tat er etwas Gutes. Aber weil er uns beobachtet, fühlen wir uns bedroht.«

Die drei waren sich einig, dass die Ruhe in diesem Haus bedroht war. Sie sehnten Seans Anwesenheit herbei und hofften, dass ihm nichts geschehen war. Henri versank für einige Stunden wieder tief im Sumpf seiner Verzweiflung und dachte an nichts anderes als daran, dass die mühsam erlangte Ruhe vorbei war. Uthman, der durch den Basar, über die Märkte und durch die Gassen gegangen war, hatte keine Unruhe oder gar Vorbereitungen zum Aufruhr erkennen können. Trotzdem entschloss sich Henri, in seiner Wachsamkeit nicht nachzulassen und seine Waffen bereitzuhalten.

Am frühen Abend hatte sich die Gasse vor dem Haus ebenso gefüllt wie alle anderen Plätze und Gassen des Jüdischen Viertels. Kleine, von Eseln gezogene Karren ratterten entlang der Häuser. Die Geräusche waren die zu dieser späten Tagesstunde üblichen; keine aufgeregten Schreie, kein lauter Wortwechsel, kaum Gelächter oder Eselslaute. Das plötzliche Poltern, mit dem ein Wurfgeschoss auf den Kacheln des Daches aufschlug und weiterrollte, schreckte alle auf.

Mara sprang zur Seite. Der Stein rollte bis zum Tisch und blieb neben Henris Fuß liegen. Henri bückte sich und sah sofort, dass es wieder ein Stein war, den der Werfer in Pergament eingewickelt und mit einem dünnen Lederstreifen festgeknotet hatte.

»Uthman!«, rief Henri. »Ein neues Geschoss! Eine neue Botschaft unseres nächtlichen Steinwerfers.«

»Dieses Mal am hellen Tag.« Uthman wartete nicht darauf, dass Henri die Lederschnüre abstreifte und das Pergament auseinander faltete. Er lief die Treppe hinunter und kam, als das eng beschriebene Blatt auf dem Tisch lag, mit dem Handspiegel zurück. Henris und Joshuas Blicke schienen sich ins Pergament bohren zu wollen.

»Einige Worte sind zwar in Arabisch geschrieben«, stellte der alte Gelehrte fest, »aber nicht in Spiegelschrift. Hier lese ich Tawra. So nennen die Muslime unsere Thora. Die Ziffern sind klar: 1. Buch Mose, also Mosche, 16. Kapitel und 11. Vers. Du bist bibelfest, Henri! Weißt du's?«

»Nicht ganz genau. Das erste Buch Mose hat etwas mit Abraham zu tun.«

»Mit Ibrahim. So nennen wir ihn«, warf Uthman ein.

»Dann lies vor, welche Botschaft der Schreiber uns nun zugedacht hat«, forderte ihn Henri auf.

*Weiter sprach der Engel zu Hagar, Sarais Magd:*

*»Siehe, du bist schwanger von Ibrahim geworden und wirst einen Sohn gebären, des Namen sollst du ihn Ismael heißen, darum, dass Allah, der Herr, dein Elend erhört hat.«*

Henri hob den Kopf und sagte ratlos: »Das verstehe ich nicht.«

»Ibrahim ist der Begründer des Islam«, klärte ihn Uthman auf. »Er gab den Glauben an Ismael weiter.«

Joshua nickte sinnierend und murmelte nach einer Weile: »Unsere Thora sagt also, dass der Islam die wahre Religion sei. Die Auslegung ist verständlicherweise anders, aber so steht es geschrieben.«

»Also will der Schreiber uns sagen, dass auch die Juden ihre Religion aus dem Islam ableiten.« Uthman zeigte auf Joshua, der melancholisch nickte. »Abermals ein Versuch, zwischen uns Unfrieden zu stiften.«

»Der zweite Versuch«, sagte Henri. »Juden gegen Muslime. Die Thora gegen den Koran. Aber auch heute werden wir uns deswegen nicht in die Haare kriegen!«

Wie Teile eines rätselhaften Bildes lagen der Stein, die Schnur, das Pergament und der Spiegel in der Mitte des Tisches. Ratlosigkeit stand in den Gesichtern der Männer. Im Westen der Stadt, über den unbewaldeten Hügeln, loderten die glühenden Wolkenbänke eines beginnenden Sonnenuntergangs auf. In der Kühle des Abends lagen große Schatten über der Stadt und über dem Dach des Hauses.

Henri blinzelte in die riesige tiefrote Sonne und sagte: »Ich ahne, dass uns gefährliche Stunden bevorstehen, Freunde. Meine ganze Hoffnung richtet sich auf Sean of Ardchatten.«

»Er wird kommen, wenn wir ihn am dringendsten brauchen. Inshallah!«, murmelte Uthman.

Joshua las schweigend in einem seiner gelehrten Bücher.

*In einer fremden Stadt*

Aus den Reden der Hirten, die kleine Schafherden zur Stadt trieben, den Rufen der Karawanenführer und den Flüchen der schläfrigen Wachen hatte Sean herausgehört, dass das Nördliche Tor einstmals Stephanstor genannt worden war, und die Kirche jenseits der Mauern hatte vor vielen Jahren Heilige Maria Latina geheißen. Er ritt, ebenso erschöpft wie sein Rappe, langsam durch das Menschengewimmel und stieg unter dem Torbogen ab. Er wusste nur, dass Henri bei Joshua im Jüdischen Viertel lebte, im Haus von Uthmans Vater. Wie hieß »Jüdisches Viertel« auf Arabisch? Oder: »Wo finde ich das Haus von Umar ibn al-Mustansir?« Er erinnerte sich schließlich an die richtigen Worte.

Sean schlang den Zügel seines Pferdes um den linken Unterarm und ließ sich in der Menge der Besucher mitreiben. Niemand hielt ihn auf. Sein Pferd und er waren vom Kopf bis zu den Füßen von Staub bedeckt. Jerusalem schien, zumindest in diesem Teil der Stadt, aus ansteigenden und schrägen, meist schmalen Gassen zu bestehen, in denen schon jetzt ein arges Gedränge herrschte. Sean wandte sich an einen Mann in mittleren Jahren, der ein enorm großes Heubündel auf den Schultern transportierte.

»Bei Allahs Gnade«, sagte er. »Wo geht es zum Jüdischen Viertel?«

Mit dem linken Arm gestikulierte der Heuträger und sprudelte, schweißüberströmt und zahnlos, eine Menge Worte

hervor. Sean verstand nur wenig, erfuhr aber immerhin, dass er nach drei Quergassen der breiten Straße folgen musste.

Sean bedankte und verbeugte sich, dann führte er das Pferd weiter. Niemand schien ihn zu beachten; er blieb einer von vielen Besuchern Jerusalems an diesem Tag. Es ging wieder aufwärts. Nach drei engen querenden Gassen kam er über mehrere Stufen tatsächlich zwischen abweisenden Mauern auf eine breite Straße und wandte sich nach links.

In der Mitte der Straße, in der staubbedeckte Palmen und Nussbäume wuchsen, sah er einen Brunnen. Ein schwarz gekleideter Mann bewegte den Hebebaum und schüttete unentwegt den Inhalt eines aufgeweichten Ledereimers in breite, steinerne Rinnen. Sean hielt an, ließ sein Pferd saufen und wusch sein Gesicht und die Arme. Er wartete, bis das Wasser, an dem zwei Dutzend Schafe und Ziegen getränkt wurden, wieder klar geworden war, dann trank auch er und zog sein Pferd weiter.

Während der nächsten zwei Stunden, als die Sonnenhitze größer und das Licht greller wurde, fragte er ein Dutzend Mal nach dem Jüdischen Viertel und bewegte sich mit schmerzenden Sohlen, Knien und mit krummem Rücken im Zickzack hierhin und dorthin.

Trotz der Schwierigkeiten und einiger gewiss unnötiger Umwege hatte er das sichere Gefühl, sich dem Haus al-Mustansirs, in dem die Freunde wohnten, zu nähern. Kurz vor Mittag übermannte ihn die Müdigkeit. Er kämpfte mit seiner Erschöpfung und gegen den Drang, sich in einem schattigen Winkel hinzukauern und zu schlafen. Nur der Gedanke an die paradiesischen Freuden in Joshuas geräumigem, schattigem Haus, an Essen, Wein und ungestörten Schlaf, hielt ihn aufrecht.

Er begann im Dahinstolpern von Palästen zu träumen, von Wasserbecken und lieblichen Sklavinnen, leiser Musik und den

Umarmungen der erleichterten Freunde, die er so lange nicht gesehen hatte. Ab und zu erinnerten ihn die klirrenden Hufschläge und das Prusten des Pferdes an die heiße, staubige Wirklichkeit.

»Es dauert nicht mehr lange«, sagte er zu sich selbst. Obwohl er sich Mut zusprach, half es nicht viel. Er bestaunte mit müden, schmutzverklebten Augen schimmernde Gebäude und glänzende Kuppeln und bewegte sich weiter dorthin, wo er glaubte, dass sein Ziel sei.

»Ich bin fremd hier«, sprach Sean einen Händler an und verbeugte sich. »Kennst du das Haus von ibn al-Mustansir?«

Der Gewürzhändler zeigte nach links und musterte Sean.

»Dort, an der alten Mauer vorbei. Hinter der Moschee mit dem Turm der Ungläubigen. Dort frag einen anderen – jeder kennt das Haus.«

»Allah sei Dank«, antwortete Sean, nickte und klatschte die Hand aufmunternd auf den Hals des Rappen. Eine kleine Staubwolke stieb auf. »Wie viele Schritte sind es noch bis dorthin?«

»Zwölf Dutzend, Fremder.«

Eine halbe Stunde später, und nachdem er dreimal gefragt hatte, stand Sean vor einer Hauswand aus dunklen Steinen. Die Tür zur Gasse trug einen Aufsatz aus einem geschnitzten Holzgitter, in dem einige Teile fehlten. Die Bruchstellen waren frisch. Sean versuchte sich zu erinnern, was ihm Uthman und Henri über das Aussehen des Hauses erzählt hatten; schließlich klopfte er an die Tür und rief in einem Kauderwelsch aus Arabisch und Englisch: »Wenn hier Uthman und Joshua wohnen... ein müder Wanderer ist endlich angekommen.«

Nur ein paar Kinder rannten durch die Gasse, schenkten ihm flüchtige Blicke und liefen lärmend weiter. Ein Dutzend Atemzüge nach Seans Klopfen öffnete sich die Tür. Henri stand im Rahmen, hinter ihm erkannte Sean Uthman.

»Endlich!« Henri breitete mit strahlendem Lächeln die Arme aus, zog Sean an sich und klopfte ihm auf die Schultern. »Wir haben so lange auf dich gewartet. Willkommen! Komm herein. Du siehst müde, aber unversehrt aus.«

»Ich bin unversehrt und müde«, sagte Sean und ließ sich ins Haus ziehen. Er war am Ziel. Seine Erleichterung darüber ließ seine Knie zittern.

Uthman verbeugte sich, schüttelte lange und fest Seans Handgelenk, umarmte ihn und sagte, ebenfalls hörbar erleichtert: »Willkommen, Sean. Ich versorge dein Pferd. Ich freue mich, dass du schließlich mit Allahs Hilfe hierher gefunden hast.«

Er nahm Sean die Zügel ab und begann die Schnallen und Riemen des Sattelgurts zu lösen. Er hob den Sattel, die Satteltaschen und den Sack vom Rücken des Pferdes, zog die klirrende Trense aus dem Maul und führte das Tier vom Eingang weg.

»Ich bringe ihn in den Mietstall. Dort bekommt dein Rappe alles, was er braucht.«

»Danke, Uthman.« Sean und Henri zerrten die Last ins Innere des Hauses. Mara kam aus der Küche und trug einen großen Becher und einen Krug.

»Trink, junger Herr«, sagte sie. »Auf dich wartet ein kräftiges Essen. Und ein weiches Lager.«

Sean dankte ihr, leerte mit drei langen Zügen den Becher, ohne zu wissen, was er trank. Das kühle Gebräu schmeckte zugleich säuerlich und süß. Es schien aufzumuntern und nicht nur den Durst zu löschen.

»Uthman! Bitte! Viel Futter und Wasser für den Rappen. Und jemand soll ihn waschen und striegeln. Er ist so schmutzig wie ich.« Etwas leiser fügte Sean hinzu: »Und so hungrig und durstig.«

Mara schloss die Tür. Joshua kam die Treppe herunter und begrüßte Sean überschwänglich.

»Schaffst du's noch bis zum Dach, zum Essen?«, fragte Joshua.

Sean nickte, leerte noch einen Becher von dem Trunk, der Wein und unbekannte Gewürze enthielt, und ließ sich von Henri die Treppen hinaufziehen.

Er schnallte den Gürtel ab, zog mit letzter Kraft die Stiefel aus und sank schwer in einen Sessel.

»Ich hab viel zu erzählen«, sagte er schwach und rieb den Staub aus seinen Augen. »Es war ein mühevoller Weg von Roslin über London nach Akkon und hierher.«

»Das weiß ich«, antwortete Henri. »Während wir auf dich warteten, haben wir es hier inzwischen mit jemandem zu tun, der uns Sorge bereitet.«

Sean blickte seine schmutzigen Hände an und tauchte sie lange in den Kupferkessel neben dem Tisch. Während er die Finger langsam mit einem Tuch abtrocknete, das sich grau färbte, zog er die Schultern hoch und sagte: »Gefährlich war auch der Ritt von Akkon nach Jerusalem.«

»Was ist vorgefallen?«, wollte Henri wissen. Joshua stützte die Ellbogen auf den Tisch und betrachtete schweigend Sean, der auf dem Fladenbrot kaute.

»Man hat mich überfallen und gefangen genommen.«

»Erzähl uns davon!«, sagte Henri aufgeregt.

»Gern, aber eins nach dem anderen, Henri«, antwortete Sean kauend und schluckend. »Nur mit viel Glück konnte ich mich befreien.«

»In Akkon? Wo haben sie dich überfallen?«, fragte Joshua.

»Weißt du, wer es war?«, wollte Henri wissen.

»Das waren etwa zehn oder zwölf Männer, aber gewöhnliche arme Räuber waren das nicht«, antwortete Sean und spülte die Bissen mit einem Schluck Wein hinunter. Mara stellte gefüllte

Schüsseln und Schalen auf den Tisch. Die Riegel der Eingangstür klirrten leise. »Sie waren gut ausgerüstet und gekleidet. Später haben sie sich in zwei Gruppen geteilt. Die eine ist wahrscheinlich voraus nach Jerusalem geritten.«

Uthman kam herauf und setzte sich. »Dein Schwarzer wird gut versorgt. Er kann so lange im Stall bleiben, wie es nötig ist.«

»Danke, Uthman.« Sean versuchte, seine Muskeln zu lockern, holte tief Luft und fing nun tatsächlich der Reihe nach an zu erzählen. Die Fahrten zu Schiff waren mit wenigen Sätzen geschildert. Er wurde ausführlicher, als er von der Landung und den ersten Stunden in Akkon und auf der leeren Straße berichtete. Noch genauer schilderte er, mehrere Male von ausdauerndem Gähnen unterbrochen, den Überfall, seinen Kampf und wie es ihm gelungen war, sich zu befreien.

»Und dann habe ich viel zu lange gebraucht, um quer durch die Stadt zu kommen und das Haus zu finden.«

Sean sah Henri einen Moment wie hilfesuchend an, legte dann den Kopf auf die Hände und schlief auf der Stelle am Tisch ein.

Henri und Uthman trugen den schlafenden Sean in ein kleines Zimmer, zogen ihn aus und breiteten Decken über ihn. Sean schlief bis zum frühen Nachmittag, dann nahm er ein Bad und schlüpfte, nachdem er seinen Bart geschabt hatte, in frische Kleidung, die von Mara bereitgelegt worden war. Mit Strohsandalen an den Füßen kletterte er die beiden Treppen zum Dach hinauf und traf dort im Schatten Joshua, der, in einen weißen Mantel aus dünnem Stoff gekleidet, einige Pergamentrollen vor sich ausgebreitet hatte.

»Gott sei Ehre«, sagte Joshua und betrachtete über den Rand der Brille den jungen Freund. »Sauber, geschoren und geschabt, in reinlicher Kleidung, so soll es sein. Es scheint, als

seist du ausgeschlafen, auf jeden Fall sehen deine Augen wach aus. Gestern hätte ich dich fast nicht mehr erkannt.«

»Ach, mein Joshua«, antwortete Sean und lächelte, »gestern habe ich weder euch alle noch die Welt um mich herum erkannt. Noch eine Nacht richtig schlafen, und ich bin wieder bei Kräften.«

»Vielleicht wirst du sie auch dringend brauchen.«

Joshua rollte die Schriften zusammen und schilderte Sean, was in den vergangenen Tagen und Nächten vorgefallen war und dass sie befürchteten, dies alles sei wohl nur ein Vorspiel, und dass es zu erwarten sei, dass sie von fanatischen Muslimen bedrängt oder gar angegriffen werden könnten. Schweigend hörte Sean sich zunächst einmal alles an, später stellte er dann einige Fragen.

»Ich kann mir auch keinen richtigen Reim darauf machen, Joshua, aber vielleicht hängt das alles miteinander zusammen. Aber eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, was ich als hier gänzlich unbekannter Schotte mit dem Hass auf die Christen und Juden zu tun habe.«

»Wüsste ich, wem das alles nützt, wäre ich klüger«, sagte Joshua. »Dann würde ich vielleicht auch denjenigen oder diejenigen Männer kennen, die uns hassen.«

»Ich kann mir vieles vorstellen«, sinnierte Sean laut. »Aber selbst wenn mich die Räuber gefesselt hierher geschleppt hätten, wie hätte ich, ebenfalls für die Muslime ein Ungläubiger, etwas ändern können?«

»Wenn jemand den Tod der Ungläubigen wünscht, meint er mich und Henri. Wir sind einigermaßen sicher in diesem Haus, aber dich hätten sie wahrscheinlich vor den Mauern geopfert.«

»Ist es so ernst?«

»So scheint es. Ich bin sicher, dass sich hier etwas zusammenbraut.« Joshua zog den Kopf zwischen die knöchigen Schultern.

»Was sagen Henri und Uthman dazu?«

Der Gelehrte rückte seine Brille gerade und nickte schwer. »Sie sind, bei allen Unterschieden des Glaubens und der reinen Lehre, derselben Meinung. Wir sollten unsere Schwerter schärfen.«

»Uthman wird uns sicherlich gute Ratschläge geben können. Es ist gut, ihn auf unserer Seite zu haben«, sagte Sean nachdenklich. »Ist er im Haus?«

»Er betet in der Moschee und sieht sich in der Stadt um«, antwortete Joshua und deutete mit beiden Händen auf die Schalen und Krüge. »Iss, Sean, damit du wieder zu Kräften kommst. Du wirst sie brauchen.«

Henris ehemaliger Knappe ließ sich das nicht zweimal sagen und langte tüchtig zu.

### *Abu Lahabs Gefolgsleute*

Abdullah ibn Aziz lehnte an der Säule des Vordachs und presste die rechte Hand über dem Herzen gegen seine Brust.

»Wir waren gewissenhaft, bei Allah!«, sagte er. »Wir haben ihn gefesselt und bewacht. Er ist erst entkommen, als ich mit meinen Reitern zu dir galoppiert bin, Effendi Lahab.«

Abu Lahab starrte Abdullah halb verzweifelt, halb wütend an. Er saß auf einem Würfelhocker vor einem Tischchen im schattigen Garten seines Hauses.

»Ein junger Ungläubiger mehr ist in der Stadt! Wir hätten die ganze Wut, den ganzen Hass auf ihn lenken können. Wie habt ihr ihn gefunden? Und wo?«

»Auf der Straße zwischen Akkon und Sichern. Weizenfarbenedes Haar und blaue Augen lassen sich nicht verstecken. Auch seine Sprache hat ihn verraten. Er redet gutes Arabisch, kennt aber nicht viele Worte.«

»Er ist entkommen. Inshallah«, antwortete Abu Lahab grollend. »Wenn er sich in Al Quds versteckt, wird er zu finden sein. Du und deine Männer – ihr werdet ihn suchen. Wo die beiden anderen Ungläubigen wohnen, weiß ich.«

Abdullah ibn Aziz verbeugte sich und packte den Griff seines Krummschwerts. Ein verirrter Sonnenstrahl ließ die goldene Perle in seinem Ohr aufstrahlen.

»Wir gehorchen, o weiser Führer. Was befehlst du?«

Abu Lahabs Arm beschrieb eine weit ausholende Geste. Mit knarrender Stimme, aus der sein ganzer Zorn sprach, sagte er: »Geht in den Basar und auf die Märkte. Ihr werdet überall

Muslime finden, die meiner Meinung sind und die Ungläubigen hassen. Oder sie werden sie hassen, wenn du mit ein paar Drachmen nachhilfst.«

»Sei gewiss, Effendi, dass du auf diese Weise eine große Menschenmenge zusammenrufen kannst. Wann sollen sie bereit sein?«

»In zwei Tagen. Nach dem Mittagsgebet.«

Abdullah nickte schweigend.

»Es geht um das Haus von Umar ibn al-Mustansir in der Nähe des Jüdischen Viertels. Ich weiß, dass Uthman, Umars Sohn, dort mit Christen und Juden lebt. Sei vorsichtig – man hat mir gesagt, dass Uthman ein rücksichtsloser Krieger ist, der keine Furcht kennt.«

»Wir werden unsichtbar sein wie die Dschinn, Herr!«

Abdullah war sichtlich erschöpft und vom langen Ritt verdreht. Aber die Blicke seiner Augen, unter den staubigen Brauen hervor, waren wachsam und klar.

Abu Lahab deutete mit dem Zeigefinger zum Himmel und fuhr fort: »Unheil und Tod den Ungläubigen!«, rief Abu Lahab unterdrückt. »Wenn der Kaiser der Ungläubigen erfährt, dass die Nachfahren der Kreuzritter bedroht sind, wird er ein Heer schicken. Und unsere Heere werden viele gute Schwerter brauchen. Es wird ein Leben in Macht und Reichtum sein, für uns alle, selbst für dich und deine reitenden Taugenichtse.«

»Zweifellos, o Herr der Schwertschmiede«, antwortete Abdullah scheinbar ungerührt. Abu Lahab vermochte aus der Stimme keinen Vorwurf oder Spott herauszuhören. »Wir werden zuerst unsere Herzen und Körper reinigen, anschließend uns in der Moschee niederwerfen, und dann bekommst du, was du willst.«

»Recht so. Seid schnell und zuverlässig. Verliert das Ziel nicht aus den Augen.«

»Du willst, glaube ich, den nicht enden wollenden Strom der Zusammengerotteten anführen?«, wagte Abdullah zu fragen. Abu Lahab schüttelte heftig den Kopf und fuchtelte mit den Händen. Sonnenstrahlen fingen sich blitzend im Gold und in den Steinen der vielen Ringe, die er trug.

»Weit gefehlt! Wo denkst du hin? Allah wird die Unzufriedenen führen und ihre Waffen lenken. Ich bin nur jener Weise, der den Weckruf ausstößt.«

»Der Muezzin der aufgebracht Menge, um es mit anderen Worten zu sagen.«

»Genau so ist es!«, bekräftigte der Schwerthändler.

Seit einigen Jahren war Abdullah der Oberste Leibwächter Lahabs. Zunächst, vor etwa zehn Jahren, war es seine Aufgabe gewesen, die Lager und Schmieden, die Handwerker und Sklaven zu bewachen und für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Später, als die Mauer um Abu Lahabs kleines Haus noch nicht stand, bewachte er das Haus und den Harem. Abermals ein paar Jahre später, als das Haus umgebaut, vergrößert und prunkvoll eingerichtet wurde, beaufsichtigte Abdullah mit einigen seiner Getreuen diese Arbeiten. Er hatte ein gutes Auskommen, verkehrte im Haus des Effendis und war, was jedermann wusste, zuverlässig, wenn es darum ging, Lahabs Befehle auszuführen.

Als er die letzten Befehle seines Herrn hörte und darüber nachdachte, begann er sich zu fragen, ob das Schwert des Glaubens, das Lahab zu schwingen gedachte, nicht zu schwer für dessen Arme war. Aber er schwieg.

»Wir werden tun, was du befiehlst, o Effendi«, sagte er. Abu Lahab nickte, er hatte nichts anderes erwartet. »Ich rufe die Männer zusammen und sage ihnen, wann und wo die wütende Menge zuschlagen soll«, sagte Abdullah.

»Halt! Bleib noch – da gibt es noch etwas, das du wissen musst. Mein Sohn Suleiman, Allah schenke ihm größere

Vernunft, bildet sich in seiner unergründlichen Fantasie ein, eine Ungläubige zu lieben.«

Abdullah wusste seit langem, dass Abu Lahab seinen einzigen Sohn sehr liebte, aber bisweilen an ihm verzweifelte. Suleiman ben Lahab war vielleicht neunzehn, zwanzig Sommer alt, ein schwarzlockiger, glutäugiger Mann, der Bücher und Schriften mehr schätzte als frisch geschliffene Klingen, dachte Abdullah. Dass ausgerechnet Suleiman, ein gläubiger Muslim, eine Christin liebte – es schien undenkbar. Sie musste große Schönheit und Anmut besitzen.

»Eine Ungläubige. Dafür wird Allah ihn dereinst in der Dschehenna schmoren lassen. Warum erzählst du mir das, Effendi?«

»Weil du diese Christin finden musst.«

»Effendi!« Abdullah hob verzweifelt die Hände in die Höhe. Sand und gelber Staub rieselten aus den Falten seines Burnus. »Eine einzelne Christin in dieser großen Stadt zu finden ist kaum möglich. Wenn sie außerhalb der Mauern lebt, ist es... ach, vergiss es.«

»Ich vergesse niemals etwas. Such diese Christin.«

»Kennst du ihren Namen? Ihre Familie?«

»Nur Suleiman kennt sie.«

»Hast du ihn gefragt?«

»Tausendmal! Aber er schweigt wie ein Stein.«

Abdullah schüttelte den Kopf und senkte den Blick zu seinen Stiefelspitzen.

»Ich und meine Helfer werden Tag und Nacht suchen, o Abu Lahab. Aber wenn wir diese besondere Christin finden, dann ist es, mit Allahs Hilfe, ein Wunder.«

»Allah ist mit den Gläubigen und den Standhaften«, sagte ihm Abu Lahab grinsend. »Findet die Christin und gebt mir Bescheid.«

»Wir gehorchen, Effendi.«

Abdullah verbeugte sich, legte die Hand aufs Herz und ging mit müden Schritten aus dem Garten.

Im Garten, auf Leinen, die sich von Pfählen zu den untersten Ästen der Bäume spannten, trocknete Seans Kleidung. Mara hatte sie gewaschen und, wo nötig, ausgebessert. Uthman hatte Sean mit Gewändern ausgestattet, die er in den Truhen des väterlichen Hauses gefunden hatte. Sie rochen ungewohnt, nach Myrrhe und Minze und anderem, das Sean nicht kannte. Mit Hilfe eines lauwarmen Suds, geschnürter Ledersandalen, eines Turbans und eines breiten Stoffgürtels verwandelten Uthman und Mara den jungen Schotten in einen – wenn man nicht allzu genau nachschaute – arabischen Bewohner der Stadt. Sein Haar hatten sie färben können, seine Bartstoppeln waren nachgedunkelt, aber die blauen Augen blieben die eines Nordländers, eines Christen.

»Den Kopf immer im Schatten halten und manchmal das Tuch über das Kinn hochziehen«, sagte Henri. »Mir hat die Verkleidung immerhin halbwegs geholfen.«

»Wenn es hart auf hart geht«, sagte Sean, »hilft die beste Verkleidung nichts.«

»Dann haben wir noch immer unsere Waffen«, sagte Henri. In den vergangenen Stunden hatten sie ihre gesamte Ausrüstung durchgesehen und bereitgelegt. Noch immer hofften sie, die Waffen nicht gebrauchen zu müssen. Sean wandte sich an Uthman, der den Sitz seines Dolches in der Scheide überprüfte. »Ich werde mich mit deiner Hilfe in den Gassen und auf den Plätzen umsehen. Du kennst das alles hier, zeig mir, was Jerusalem zu bieten hat. Vielleicht sehen wir ja auch den Steinewerfer. Ich bin bereit, Uthman.«

»Wenn Allah es will«, antwortete Uthman zurückhaltend. »Versprich dir nicht zu viel, Sean.«

Seit Sean das Haus betreten hatte, schienen die Gefährten neuen Mut gefasst zu haben. Jeder von ihnen war entschlossen, zu handeln. Um in das Haus Mustansirs eindringen zu können, brauchte es erfahrene Krieger. Dass dies wirklich passieren könnte, hielt selbst Uthman für ausgeschlossen.

»Mir ist hier alles fremd«, sagte Sean. »Morgen weiß ich mehr. Gehen wir, Uthman?«

»Ja. Tun wir etwas, bevor uns die anderen zu etwas zwingen.«

Sean trug unter dem dunklen Burnus einen Lederwams und seinen Dolch, den er hinter dem Stoffgürtel versteckt hatte. Uthman und Sean gingen die Treppe hinunter, öffneten die Haustür und spähten nach rechts und links. Als sie auf die Gasse traten, waren sie sicher, dass sie niemand beobachtete. Ihre Schritte waren so gut wie lautlos, und lautlos glitten auch ihre Schatten über das Pflaster und die Mauern.

Abdullah ibn Aziz und seine zehn Männer hatten sich zuerst im Großen Basar von Al Quds verteilt und wollten dort die wichtigsten und einflussreichsten Händler aufsuchen. Als Abdullah zwischen den Säcken und Körben des größten Händlers im Schatten des überdachten Basars sich zum Tisch bewegte, an dem der Händler am klappernden Abakus rechnete, hielt er sich die Nase zu; das Duftgemisch der scharfen, milden oder bitteren Gewürze drang wie stechender Rauch bis in seine Stirn.

»Ich bin der Abgesandte eines reichen und mächtigen Mannes«, begann Abdullah, »eines überaus gläubigen Muslims, einer Säule des Glaubens und eines Kenners des Koran. Sein Ziel ist es, die Stadt von den Überbleibseln der Kreuzritter zu säubern.«

»Ein lobenswertes Anliegen. Inshallah.« Der Händler hob nicht einmal den Kopf. Abdullah zuckte mit den Schultern und redete weiter.

»Zu diesem Zweck fordert er alle aufrechten Muslime auf, sich zu einem bestimmten Zeitpunkt, nach dem Gebet in der Moschee, vor einem bestimmten Haus zu versammeln. Es gehört einem Muslim, wird aber von Ungläubigen bewohnt. Ich und du und viele andere müssen diese Ungläubigen mit wütendem Geschrei und geschwungenen Waffen mit aller Entschlossenheit vertreiben.«

»Eine ehrenvolle, aber mir zu schwere Aufgabe. Ich schreie nicht, ich schwinde nur Gewichte und rechne mit aller Entschlossenheit.«

»Er sucht auch nach einer Christin, die sein Sohn, ein ehrlicher Muslim, mit aller Inbrunst begehrt.« Abdullah begann zu ahnen, dass Abu Lahabs Versuch, Glaubensbrüder zu mobilisieren, möglicherweise keinen oder nur geringen Erfolg haben würde.

Der reiche Händler zeigte sich völlig unbeeindruckt. Er rechnete weiter, ohne Abdullah viel Beachtung zu schenken, und antwortete mürrisch: »Es gibt in der Stadt viele Christen, Christinnen, Juden, Jüdinnen, Armenier und zahlreiches anderes Volk. Schwerlich wird seine Suche von Erfolg gekrönt sein.«

»Du kennst nicht die schönste aller jungen Christinnen?«

»Wenn sie meine Gewürze kaufen sollte, so hat sie sich geschickt verschleiert und spricht unsere Sprache wie du und ich.«

»Und du oder deine gläubigen Helfer – ihr werdet auch nicht das Christenhaus belagern?«

»Versuch dein Glück bei jemand anderem«, beschied ihm der Händler. »Ich habe Besseres zu tun. Die Zeiten sind hart, und meist ist der Verdienst karg.« Er kippte den Abakus um und

notierte eine Zahl. »Wenn du Gewürze oder einen Rat benötigst...«

»Ich höre?«

»Mohnsamen, Sternanis und Narde sind preiswert. Zusammenrottungen und Belagerungen sind nicht gut für das Geschäft.« Der Händler hob die Schultern und deutete auf die Preistafel.

Es war aussichtslos. Dieser Mann würde vor dem Haus der Ungläubigen keine Steine werfen. Abdullah verabschiedete sich und ging fort durch den schmalen Gang, hindurch zwischen herb riechenden und vielfarbigen Gewürzen.

Eine halbe Stunde später traf er mit dreien seiner Männer zusammen.

»Wart ihr erfolgreich?«

»Hier ja, dort nicht. Wir haben mit Münzen nachhelfen müssen. Ungefähr zwei Dutzend kleine, arme Händler und Wasserverkäufer warten auf unsere Befehle. Ein ärmliches Heer, in Lumpen gekleidet. Sie werden mit faulen Melonen und abgenagten Knochen werfen.«

»Besser als gar nichts«, antwortete Abdullah. »Macht weiter. Je mehr, desto besser. Hat einer etwas über diese Christin erfahren?«

»Nein. Auch nicht darüber, wohin der Sohn des Abu Lahab nachts liebestrunken rennt.«

Ich hab's gewusst, dachte Abdullah ibn Aziz. Abu Lahab hat sich alles sehr viel einfacher und leichter vorgestellt. Aber er war Lahabs Mann, und er musste und würde weiter versuchen, seinen Befehl zu befolgen. Er beschwor seine Männer, noch mehr Glaubensbrüder zum Aufruhr vor dem Haus der Ungläubigen zu überreden. Dann ging er weiter zum nächsten Basarhändler.

Während Uthman und Sean langsam durch die Gassen entlang hoher Mauern schlenderten, erzählte Uthman dem Freund vieles über die Stadt. Wessen Haus hinter diesen Mauern stand, wer hier und dort wohnte, welche Gasse steil aufwärts, steil abwärts oder zwischen Hausfronten schlängelnd verlief. Er verriet Sean, wo es ruhige Ecken gab und wo Menschen wohnten, deren Armut sie neidisch auf den Reichtum des Nachbarn machte. Darüber hinaus erfuhr der junge Mann, welche Namen die Gassen zur Zeit der christlichen Besetzung gehabt hatten, und Sean versuchte, sich alles zu merken.

»Mein Vater war hier sehr angesehen und beliebt. Sein Haus stand jedem offen, der Rat oder Hilfe suchte. Er hat, getreu den Gesetzen der muslimischen Gastfreundschaft, nicht nur Muslime bewirtet. Aber mit den Jahren hat sich vieles verändert.«

»Und du bist einer der Knaben gewesen, die hier durch die Gassen rannten und jeden Winkel kannten, nicht wahr?«, fragte Sean. Sie redeten leise, obwohl kein anderer Spaziergänger nahe genug war, um verstehen zu können, worüber sie redeten.

»Ich kannte jeden größeren Stein«, murmelte Uthman. »Aber auch die Steine, Mäuerchen und Wände haben sich verändert. Die Bäume hatten viele Jahre, um zu wachsen. Viele Menschen zogen fort, andere zogen dafür in ihre Häuser. Aber in Wirklichkeit ist alles noch so, wie es damals war.«

Uthman und Sean waren in engen Kreisen, in einer Art Spirale, um das Haus herumgewandert, treppauf und treppab. Sie sahen viele Menschen, die sich völlig unverdächtig verhielten. Nicht ein einziges Mal lief ihnen jemand über den Weg, der Ähnlichkeit mit jenem Steineschleuderer hatte.

»Ihr habt ihn doch eigentlich niemals richtig gesehen?«, fragte Sean.

»Nicht direkt. Aber es gibt ihn. Und er führt etwas im Schilde. Deswegen treiben wir uns in der größten Hitze an den Stätten meiner Jugend herum.«

»Krüge gehen so lange zum Brunnen, bis sie brechen«, antwortete Sean zuversichtlich.

»Wahr gesprochen.«

Nach zwei Stunden, schweißüberströmt und durstig, näherten sich die beiden Gefährten wieder dem Wohnhaus al-Mustansirs. Als sich Sean umwandte, um Uthman eine Frage zu stellen, bemerkte er hinter einem Mauervorsprung einen Schatten. Zunächst bewegte sich dieser Schatten nicht, dann aber fiel er lang über die Gasse, wurde breiter und schmaler und zuckte zurück.

»Dort! Da rennt jemand weg«, stieß Sean hervor, wirbelte halb herum und rannte los, auf den Mauervorsprung zu. »Das ist er. Oder nicht?«

Warum, dachte er, während er dorthin hastete, wo der Schatten verschwunden war, rannte jemand vor ihm und Uthman weg? Jeder andere bewegte sich langsam und ruhig. Sean lief fünfundzwanzig Schritte die Gasse hinunter, schaute nach links und sah, wie am oberen Ende der Treppe, die etwa fünfzig Stufen zählte, jemand davonlief. »Halt«, rief er auf Arabisch. »Bleib stehen.« Doch der Flüchtende bog, ohne zu zögern, nach rechts ab. Sean erhaschte nur noch einen Blick auf einen dunkelbraunen Burnus und sprang die weit auseinanderliegenden Stufen hinauf, so schnell wie er konnte. Oben sah er drei bogenförmige Eingänge in andere Quergassen. Er vergaß Uthman, der wahrscheinlich hinter ihm herrannte. Vor ihm erstreckten sich weiß gekalkte Mauern, halb eingelassene Säulen, geschlossene Türen in verschiedenen Farben, Bruchsteinmauern und andere aus regelmäßigen Quadern. Rechts von ihm hüpfte klickend ein losgetretener Kiesel über die Stufen.

Sean hastete die schmale, leere Gasse entlang und hielt Ausschau nach dem Flüchtenden. Hinter sich hörte er die schnellen Schritte Uthmans. Hinter einer schlanken Säule, halb im Schatten, bewegte sich ein braunes Stück Stoff. Der Burnus! Sean rannte weiter, hielt sich an der Säule fest und schwang sich herum, er stolperte, raffte sich aber sogleich wieder auf und lief weiter. Der Araber vor ihm sprang eine Treppe hinauf, wobei er stets drei Stufen auf einmal nahm. Sean folgte ihm und sah unter dem Burnus gebräunte Waden und Füße in geschnürten Ledersandalen.

Er holte Atem und rief: »Bleib stehen! Ich will mit dir reden, sonst nichts.«

Er bekam keine Antwort. Der Flüchtende war am oberen Ende der Treppe angelangt, die zwischen nackten Mauern verlief. Er sprang nach links, zog sich an einem Mäuerchen hoch und balancierte auf der Kante, schnell und sicher wie eine Katze. Sean erreichte die Mauer, schwang sich in die Höhe und lief auf knirschenden Steinen dem Muslim hinterher. Er war weniger gewandt als der, den er verfolgte. Die Mauer war kaum hundert Schritte lang, und rechts davon erstreckte sich ein weitläufiger Garten. Die Wipfel junger Bäume reichten gerade bis zur Mauerkrone. Beide Männer rannten bis zum Ende der Mauer, der Araber hatte einen Vorsprung von etwa fünfundzwanzig Ellen. Der Verfolgte trug einen weißen Turban, der sich aufzulösen begann. Als Sean strauchelte, sprang der Flüchtende von der Mauer. Er lief um zwei Ecken herum, wo nur sein Schatten über die roten Wände huschte, dann wechselte er in eine breite Gasse. Sie war voller Menschen, lastentragenden Eseln und einem Pferdekarren, zwischen denen der Muslim sich seinen Weg im Zickzack bahnte. Von seinem Erkundungsgang mit Uthman wusste Sean, dass sich am Ende der Gasse ein viereckiger, mit drei Palmen bestandener Platz ausbreitete. Sean versuchte, dem

Flüchtenden zu folgen, aber die Männer, die dieser zur Seite gestoßen und angerempelt hatte, streckten fluchend die Arme nach ihm aus und hielten ihn auf. Mit Mühe riss er sich los, stürzte aber kurz darauf gegen eine Mauer. Er rappelte sich hoch, stieß sich ab und begann wieder zu rennen.

Als er das Ende der Gasse erreicht hatte, war der Mann mit dem weißen Turban verschwunden. Sean sprang zur Seite, beschattete die Augen mit der Hand und blickte sich um. Auch zwischen den wenigen Marktständen, unter den Vordächern, in den Nischen neben den Hauseingängen und hinter den Stapeln aus Körben und Tonkrügen konnte er den Flüchtenden nicht entdecken.

Er schwitzte am ganzen Körper und wischte sich den Schweiß aus den Brauen und den Augen. Als sich seine Blicke wieder geklärt hatten, sah er die vielen dreieckigen Schatten der Mauervorsprünge, Erker und vorstehenden Quader. Er hob den Kopf und suchte die Dachkanten und Brüstungen der Häuser ab. Um ihn herum trippelten Esel und eine kleine Herde Ziegen, Lastenträger und Männer mit Krügen auf den Schultern. Eine Bewegung, die er aus dem Augenwinkel wahrnahm, ließ ihn zusammensucken.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, hinter der Brüstung eines Flachdachs, richtete sich der Flüchtende auf. Er warf nur einen Blick abwärts. Seine Augen fanden Seans Gesicht; sofort verschwand er wieder hinter der Brüstung.

Der kurze Blick hatte Sean genügt. Er presste den Turban fester auf den Kopf, rannte am Rand des Platzes entlang und sprang auf einen abgestellten Karren. Er packte einen vorstehenden Stein, zog sich in die Höhe, stellte seinen Fuß auf ein Mauersims und kletterte an der Seite des Erkers aufwärts. Vier Ellen, fünf, sechs, dann fanden seine Finger Halt an einem dicken Dachbalken, seine Füße stießen ihn vom Dach

des Erkers hoch, und Sean warf sich über die Kante der Brüstung.

Einen Augenblick lang strampelten seine Beine im Leeren. Zwei Atemzüge später rollte er sich seitwärts ab, fiel zwischen Stroh, dürres Holz und zerbrochene Körbe auf den Boden und kam wieder auf die Beine. Drei Dächer vor ihm sprang der Verfolgte gerade von einem Haus zum anderen, über einen vier Ellen breiten Zwischenraum hinweg.

Sean nahm die Verfolgung auf und rannte über die Dächer. Zweimal fegte er zwischen kreischenden Frauen hindurch, tauchte keuchend unter trocknenden Tüchern und Laken ab, hastete weiter und kam dem Mann mit dem weißen Turban einige Fußbreit näher. Ein Teil des weißen Tuchstreifens wehte hinter den Schultern des Arabers durch die Luft. Sean glaubte erkennen zu können, dass sie sich in einem weiten Halbkreis dem Haus al-Mustansirs näherten. Hin und wieder wagte Sean nach unten zu blicken. Er hoffte, Uthman in den Gassen oder auf einer Treppe zu sehen, aber der Freund war im Gedränge verschwunden.

Der Turbanträger sprang über die Brüstung eines Daches, zwei Häuser weit entfernt, und verschwand. Als Sean die Stelle erreicht hatte, sah er eine drei Handbreit schmale Treppe, die außen an der Hauswand nach unten führte. Der Flüchtende hatte den Boden erreicht und rannte über einen schmalen Sandstreifen zwischen einer bröckelnden und einer frisch gekalkten Gartenmauer, und er schien mit jedem Schritt schneller zu werden.

Er sah sich nur einmal um. Das Sonnenlicht fiel in sein Gesicht. Sean prägte sich das Gesicht genau ein: die schwarzen Locken unter dem Turbanrand, die dunklen Augen unter buschigen Brauen und den dunklen Bart, der kaum älter als sieben Tage war. Dann wirbelte der Muslim herum, hielt den

Turban fest und tauchte in die Schatten am Ende des Sandwegs ein.

Sean fand schlitternd Halt. Er stand im Mittelpunkt eines Kreuzweges. Hier trafen sich vier ähnliche Sandwege. An einer Ecke wuchs eine kümmerliche, von Ziegen halb abgefressene Tamariske. Der Mann war verschwunden. Es gab keine Fußspuren, keine bewegten Schatten. In der Stille hörte Sean seinen eigenen Herzschlag.

Jetzt ist er endgültig verschwunden, dachte Sean schweißüberströmt. Seine Lungen brannten, sein Atem ging pfeifend. Er blickte nacheinander in alle vier Himmelsrichtungen, aber er sah ein, dass es nun aussichtslos war. Er schaute nach dem Stand der Sonne und folgte dann dem breitesten der schmalen Pfade, der nach hundert Schritten abwärts führte und in eine der vielen Gassen mündete, die Sean bereits kannte.

Er kam ungefähr dort aus, wo die Verfolgung angefangen hatte. Langsam ging er weiter, nach einigen Dutzend Schritten lehnte er sich an die Wand, um sich auszuruhen und wieder zu Atem zu kommen. Schweiß tropfte ihm von der Stirn, der Nasenspitze und dem Kinn. Er wischte ihn weg; der Ärmel des Burnus war schwarz vor Nässe. Der Lederwams klebte an seiner Haut, vor seinen Augen drehten sich farbige Kreise.

»Ich kriege dich noch, elender Steinewerfer!«, knurrte er und ging weiter. Kurz bevor er die belebte Gasse erreicht hatte, traf ein harter Schlag seinen Hinterkopf. Als Seans Knie weich wurden und er merkte, dass er auf der Stelle zusammensank, spürte er einen stechenden Schmerz. Seine Arme sanken kraftlos herunter; er versuchte mit einer letzten Anstrengung, sich irgendwo festzuhalten, und spürte warme, runde Steine zwischen den Fingern. Dann senkte sich Dunkelheit über ihn, und er verlor das Bewusstsein.

»Blitz und Donner!«, stöhnte Abu Lahab. »Wie viele, sagst du, werden den Ungläubigen drohen?«

Abdullah wartete ab, bis der Schmied zu hämmern aufgehört und das Eisen in die Glut zurückgeschoben hatte, dann antwortete er: »Die reichen Händler wollen ihre Ruhe haben. Ihnen sind Ungläubige, gleich, welcher Hautfarbe, einerlei.« Er lachte kurz auf. »Einer hat mir grinsend geantwortet: ›Wenn du nach jedem kläffenden Hund einen Stein wirfst, werden eines Tages die Steine zu teuer!‹ Aber die kleinen, armen Händler, Wasserverkäufer und all die anderen – sie werden sich rechtzeitig einfinden.«

»Gut gemacht, Abdullah«, lobte Abu Lahab und klatschte in die Hände. »Tod den Ungläubigen. Du wirst die zornige Meute anführen!«

Abdullah zuckte mit den Schultern. »Noch wissen die Stadtwachen nichts davon. Die Gasse ist eng. Da schlagen sich die wütenden Glaubensbrüder gegenseitig die Köpfe ein.«

»Hat es mich viel gekostet?«

Abdullah zog einen Lederbeutel aus dem Gürtel und hob ihn hoch. Er schüttelte ihn; nur zwei Münzen klirrten schwach. Die Traurigkeit, die einige Herzschläge lang Abu Lahabs Gesicht verdüsterte, verging zögernd.

Er sagte mit hörbarem Bedauern: »Du hast vielen Hunden viele große Steine nachgeworfen.«

»Willst du einen Aufruhr oder sparen?«

»Schon gut.« Lahab tauschte den fast leeren Beutel gegen einen neuen, gefüllten. »Ich verlasse mich auf dich und die anderen Wachen. Und was ist mit der Christin?«

Er deutete auf einen fellüberzogenen Hocker. Abdullah setzte sich und machte eine verlegene Geste. Ein Sklave kam die Treppe herunter und brachte Becher voll kühler Getränke.

»Wir haben tausendmal nach ihr gefragt. Niemand kennt sie.« Er hütelte. »Viele Christinnen gibt es nicht; die meisten sind alt. Von wunderschönen Jungfrauen weiß niemand etwas. Sollen wir deinen Sohn verfolgen, wenn er nächtens zu ihr schleicht?«

Abu Lahab starrte ihn eine Weile an, dann antwortete er: »Ich werde Allah um die richtige Eingebung anflehen. Ich glaube, Suleiman würde es mir nicht verzeihen, wenn ich ihm nachspionieren lasse. Wartet noch. Vielleicht hilft uns, Inshallah, der Zufall.«

»Vielleicht.«

Abdullahs Männer hatten ihm berichtet, wie der junge Ungläubige entkommen war. Vorwurfsvoll schweigend hatte er zugehört. Er musste sich eingestehen, dass der Fremde nicht nur zu kämpfen wusste – das hatte er selbst miterlebt –, sondern sich auch listenreich, entschlossen und rücksichtslos selbst befreit hatte. Ob eine Zusammenrottung von Basarhändlern und Melonenverkäufern in der Lage war, die Ungläubigen zu vertreiben, schien ihm zweifelhaft. Aber Abdullah hatte die Befehle seines Dienstherrn zu befolgen, und nichts anderes würde er tun. Er stellte den leeren Becher auf den Tisch und stand auf.

»Gehab dich wohl, Abu Lahab. Ich reite in die Stadt und kümmere mich um den Aufruhr.«

»Mein Vertrauen in dich kennt keine Grenzen«, beschied ihm der Schwerthändler. »Mit meinen Dirham und Drachmen sollen sich deine Männer satt essen. Dann werden wir den Unglauben tapfer bekämpfen können. Und denk an die Christin!«

»Ich denke an nichts anderes, Effendi.« Abdullah presste die Hand aufs Herz und entfernte sich. Er bestieg sein Pferd, das ein Sklave getränkt hatte, und ritt zurück nach Al Quds.

Als er die Augen öffnete, drehte sich alles um ihn: die Sonne, ein Gesicht, die Wolken am blauen Himmel, Mauern und der Sandweg. Unter den Achseln und an der Schulter spürte er Hände. Jemand redete mit ihm. Er hörte es durch das Summen in seinen Ohren. Die Welt kam zum Stillstand, der Schmerz im Nacken zuckte durch seinen Körper.

»Jemand hat dich niedergeschlagen. War es der verrückte Araber?«

Blinzelnd erkannte Sean das Gesicht. Uthman zog ihn in die Höhe und musterte ihn besorgt. Sean fasste sich in den Nacken, und als er die Hand zurückzog, waren seine Finger voller Blut. Der Schlag hatte ihn genau dort getroffen, wo noch die Prellung von dem Hieb des nächtlichen Kampfes auf der Straße schmerzte.

»Ich hab nichts gesehen«, murmelte er. Uthmans Griff um seine Schultern verstärkte sich. Er zog ihn quer über die Gasse zu einem Brunnen. Sean hob seinen zitternden Arm, öffnete die Hand und sagte: »Hier. Ich weiß nicht, woher ich es habe.«

Er hielt einen großen Stein in der linken Hand. Als er ihn Uthman zeigte, sah er, dass der Stein den beiden anderen glich. Ein Stück Pergament war mit dünnem Leder um den Stein gewickelt.

»Dieser Kerl!«, sagte er und gab Uthman den Stein. »Er hat mich nicht niedergeschlagen, sondern mit diesem verdammten Stein getroffen.«

Er wankte neben Uthman zum Brunnen, nahm den verrutschten Turban ab und tauchte den Kopf in das leidlich saubere Wasser. Es war wunderbar kühl, linderte den Schmerz ein wenig und färbte sich rot. Uthman schob den Stein hinter seinen Gürtel und wartete, bis Sean sich aufrichtete.

Der holte tief Luft und sagte: »Es geht mir schon besser. Dieser elende Steinewerfer – er war schneller und geschickter

als ich. Zweimal war ich ganz nahe an ihm dran. Aber er kannte hier jeden Winkel.«

»Wir gehen zurück ins Haus«, entschied Uthman. »Dort werden wir lesen, was uns der Bursche sagen will. Ich hab dich aus den Augen verloren. In meinem Alter, da bin ich nicht mehr der Schnellste.«

»Das nächste Mal erwische ich ihn«, sagte Sean.

»Hast du Schmerzen?«

»Ich kann sie aushalten. Aber es dreht sich noch immer alles.«

»Nur noch ein paar Schritte. Wir sind gleich im Haus.«

Langsam gingen sie durch die Gasse.

Mara öffnete auf Uthmans heftiges Klopfen, starrte den jungen Schotten an und sagte: »Kommt herein. Du blutest ja, Sean. Warte... ich helfe dir.« Sie zog ihn zu einer gemauerten Bank in der Eingangshalle, drückte ihn auf die Kissen und rannte in die Küche. Uthman holte den Stein hervor und wartete, bis Mara mit Wasser, Leinenstreifen und Tüchern zurückkam. Dann schob er die Riegel der Haustür vor und stieg die Treppe hinauf.

Wieder beugten sich Uthman und Joshua über das Pergament. Henri hielt den Handspiegel. Das Licht der Abendsonne war noch hell genug, um jeden Buchstaben entziffern zu können.

»Dieser Brief fängt wie alle anderen Briefe an«, sagte Uthman leise. »*Im Namen Allahs, des Allerbarmers.*«

»Dieses Mal hat der Verfasser weniger geschrieben«, stellte Henri fest. Uthman übersetzte weiter.

»Worte des Indschil aus dem Buch des Yahya...«

Joshua hob die Hand, rückte die Brille zurecht und sagte: »Indschil, so nennt ihr Muslime das Evangelium der Christen. Richtig? Und Yahya ist ein Schreiber, der eigentlich den

Namen Johannes trägt. Yahya, diesen Namen habt ihr ihm gegeben.«

»Das ist richtig«, antwortete Uthman.

Joshua suchte aus einem Stapel ein Buch heraus, schlug es in der Mitte auf und blätterte in den schweren Seiten.

»Das Evangelium des Johannes. Dieses Mal richtet der unbekannte Werfer sein Schreiben an die ungläubigen Christen. Seltsam.«

»Und was schreibt er weiter?«

*»Isa sagt zu denen, die an ihn glauben: Wenn ihr Kinder Abrahams wäret, würdet ihr Abrahams Werke tun.«*

Henri murmelte: »Tatsächlich, es ist aus dem Johannes-Evangelium. Sieh bitte nach, Joshua. Ich meine, es ist das achte Kapitel, und dort steht es etwa in der Mitte.«

»Ich hab's, es ist der neununddreißigste Vers, Henri«, sagte Joshua.

Uthman übersetzte weiter. *»Sie antworteten und sprachen zu den Juden, die an ihn glaubten: Abraham oder Ibrahim ist unser Vater. Spricht Jesus zu ihnen: Wenn ihr Abrahams Kinder wäret, würdet ihr Abrahams Werke tun. Nun aber sucht ihr mich zu töten; einen solchen Menschen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe, die ich von Gott gehört habe.«*

»Eigentlich meint der Schreiber, ihr Christen seid Muslime, weil die ›Werke Abrahams‹ eigentlich ›der Islam‹ bedeutet.« Joshua hob den Kopf und lächelte still in sich hinein. »Die Heilige Schrift der Christen will uns damit sagen, dass die wahre Religion unser Judentum ist.«

»Wieder ein Hetzschreiben gegen Ungläubige?«, fragte sich Henri laut.

»Der Schreiber, wenn es auch der Steinewerfer ist, kennt offensichtlich die Schriften aller drei Religionen sehr genau. Wie auch immer es ist, er muss sehr gebildet sein«, sagte Uthman.

»Und überaus zielsicher«, bemerkte Henri. »Ich habe gut zugehört. Ich sehe nach Sean.«

»Ich brauche mich wohl nicht zu wiederholen«, sagte Joshua und klappte das Buch zu. »Trotz aller Versuche, uns gegeneinander aufzuhetzen, lassen wir uns nicht aus der Ruhe bringen. Wegen unserer Heiligen Schriften werden wir nicht miteinander in Streit geraten.« Er machte eine Pause und sah Henri an, der auf den Stufen stehen geblieben war. Dann blickte er Uthman in die Augen und schloss: »Unser Gott, der ein und derselbe ist, will, dass wir in Frieden miteinander leben. Und nun wird es Zeit für den Abendsegens und unser gemeinsames Mahl. Morgen werde ich Rabbi Cohen erzählen, mit welch seltsamen Dingen wir es hier zu tun haben.«

Henri nickte und setzte seinen Weg nach unten fort. Er fand Sean in dessen Zimmer, mit einem Verband im Nacken und einer schmalen Binde um den Hals. Er schien zu schlafen. Henri öffnete die Haustür und spähte in die Gasse, die vollständig im Schatten lag. Nur einige Stadtbewohner waren unterwegs. Henri hörte keinen Lärm, und er sah auch nichts Außergewöhnliches, also schloss und verriegelte er die Tür und ging zu Mara, um nachzusehen, was sie zu essen vorbereitete.

In der Nacht blieb alles ruhig, ebenso am nächsten Tag. Am Nachmittag des folgenden Tages beugte sich Henri über die Brüstung, blickte fünf Atemzüge lang in die Gasse hinunter und nickte schwer. Dann drehte er sich um, trat an den Tisch und sagte zu Uthman: »Ungewöhnliches geschieht dort unten. Sieh selbst nach.«

Uthman ging zum Ende des Dachs, warf einen langen Blick nach unten und zuckte mit den Schultern.

»Du hast Recht. Doch das ist erst der Anfang. Vor dem Haus wird sich wohl bald eine große Menschenmenge versammelt haben. Noch warten und schweigen sie.«

»Bald wird es hier brenzlich werden. Zu den Waffen, Henri.«

Ihre Waffen lagen bereit. Henri setzte sich auf eine Treppenstufe und stützte traurig und enttäuscht den Kopf in die Hände. Er war in das Haus des alten Freundes gekommen, um Ruhe und Frieden zu finden. Aber nun hatte ihn wieder all das eingeholt, was er weit hinter sich geglaubt hatte. Unbeabsichtigt und ohne es selbst zu merken, legte er die Hand auf die syrische Münze, Umars Talisman, den er an einer Kette um den Hals trug.

Er stellte sich vor, wie aus hundert Winkeln der Stadt ein Muslim nach dem anderen, von Unbekannten aufgehetzt, zu der Versammlung vor dem Haus stieß. Viele würden bewaffnet sein. Wollten sie eindringen und die Ungläubigen umbringen? Oder würden sie nur ihrem Zorn, ihrer rasenden Wut, ihrem Hass auf alles, das anders war als sie selbst, Ausdruck verleihen? Wieder zuckte er hilflos mit den Schultern.

Uthman hatte in einer Truhe, die in der kleinen Waffenkammer seines Vaters stand, einige Metallhelme gefunden. Um den Rand waren, wie ein dünner Turban, Stoffstreifen gedreht, die Helme liefen vorne spitz zu. Er stellte sie auf den Tisch, auf dem die übrigen Waffen ausgebreitet waren.

Dann schaute er zu Henri hinauf und rief: »Wenn du dein edles Haupt schützen willst, Henri, hier sind ein paar Helme. Sie sind alt, aber brauchbar.«

»Hoffentlich brauchen wir sie nicht.«

Sean kam aus seiner Kammer, musterte die Waffen und sagte nach kurzer Überlegung: »Wenn sie angreifen, und drei muslimische Krieger stellen sich gegen sie, werden sie vielleicht innehalten. Was glaubst du, Uthman?«

»Die Verkleidung wird sie nicht lange in die Irre führen. Sie haben einen Auftrag, davon wird sie kaum etwas abhalten.«

»Sie sind aufgehetzt worden.«

Henri kam die Stufen herunter und zog seinen Burnus aus. Die drei Männer halfen sich gegenseitig. Durch die Haustür hörten sie das anschwellende Murmeln der Menschenmenge, die ständig zunahm. Während Henri das Kettenhemd überstreifte, lief Sean aufs Dach und warf einen langen Blick in die Gasse. Als er die Treppe herunterkam, sah er, dass Joshua seine kostbaren Bücher in Truhen und Körben verstaute und in Sicherheit zu bringen versuchte. Sean zog ein Lederhemd an, das mit Eisenplättchen besetzt war, streifte den Burnus über und legte den Schwertgurt an. Einer der Helme passte ihm, aber als er ihn aufsetzte, begann die Wunde in seinem Nacken wieder zu bluten.

Es dauerte einige Zeit, bis Uthman, Henri und Sean sich ausgerüstet und bewaffnet hatten. Auf den ersten Blick und im Halbdunkel der Eingangshalle wirkten sie tatsächlich wie muslimische Krieger. Sean steckte den Morgenstern in den Gürtel und stapfte aufs leere Dach. Die Gasse hatte sich fast gefüllt. Ungefähr einhundertzwanzig Männer jeden Alters standen dicht gedrängt vor dem Haus. Schweigend blickte Sean unter dem Rand des Helms umher, er sah in die kindlichen Gesichter und versuchte, sich auszumalen, was ihnen drohte. Plötzlich schärfte sich sein Blick.

»Schau an«, sagte er zu sich selbst. »Dich kenne ich doch, du muslimischer Schurke.«

Am äußersten linken Rand der versammelten Menge stand ein hochgewachsener Mann im schwarzen Burnus und mit einem hohen Turban. Er beobachtete die Menschenmenge, als sei sie ihm Untertan oder er ihr Anführer. Sean brauchte keinen Atemzug lang, um sich genau zu erinnern: Es war der Anführer, mit dem er als Gefangener in dem Felsenkessel

abseits der Straße geredet hatte. Dieser Mann hatte mit fünf oder sechs Reitern die Gruppe der Entführer verlassen und war in Richtung Jerusalem davongeritten.

Und jetzt war er hier. Also hatten seine Entführung und dieser Aufruhr etwas miteinander zu tun. Ebenso wie der Aufruhr und der Muslim mit dem weißen Turban. Kein Zweifel, er war es. Das scharf geschnittene Gesicht, die tiefen Falten und der spöttische Mund, der von einem schwarzen, gekräuselten Bart umgeben war. Er war es tatsächlich! Die Gasse lag im Abendschatten, das letzte Sonnenlicht modellierte den Muslim mit dem weißen Turban zwischen den Mauern wie eine bedeutungsvolle Statue hervor. Viele Männer starrten ihn wie gebannt an. Einige der Versammelten hielten Steine in den Händen. Die Männer zählten nicht zu den reichen Bewohnern der Stadt, was ihre ärmliche, oftmals schmutzige oder abgetragene Kleidung deutlich machte.

Plötzlich schallte ein gellender Ruf durch die Gasse: »Tod den Ungläubigen!«

Ein schauerlicher Chor durcheinandermurmeler, -rufender, -fluchender und -schreiender Stimmen antwortete.

»Tod den Christen! Nieder mit ihnen!«

»Schlagt sie tot!«

»Allah verdamme sie! Treibt sie aus der Stadt!«

»Sie schänden die Heilige Stadt!«

Ein Hagel von Steinen, Melonen und halb verdorbenen Früchten prasselte gegen die Hauswand und die Tür. Das geschnitzte Gitter zerbrach in Splitter.

Ein Teil der Wurfgeschosse prallte von der Mauer ab und traf die ganz vorn Stehenden. Ein furchterregendes Geheul aus Wut- und Schmerzensschreien mischte sich in die Beschimpfungen. Geschrei kam auch wie ein Echo aus den angrenzenden Gassen. Aber noch immer blieb ein kleiner Halbkreis genau vor der Eingangstür frei. Einige Belagerer

schwangen Knüppel, ein paar Dolche blitzten, hier und dort wurde ein Schwert in die Luft gereckt.

Als die ersten Steine flogen, hatte sich Sean geduckt. Jetzt hob er den Kopf wieder über die Brüstung und richtete die Blicke auf den Anführer nahe der linken Quergasse. Der Mann winkte mit beiden Armen und schien den Takt zu der schauerlichen Musik zu schlagen. Früchte klatschten gegen die Mauer und färbten sie gelb und rot. Ihr klebriger Saft rann und tropfte langsam daran herunter.

Ein zweiter Steinhaapel zertrümmerte den Rest des Schnitzwerks an der Tür, Wurfgeschosse fielen innen auf den Boden. Sean duckte sich wieder, wartete die nächsten Schreie und Flüche ab. Er hatte befürchtet, dass die Menge einige Leitern mitgebracht hätte und mit ihrer Hilfe das Dach stürmen könnte. Aber daran hatte wohl keiner gedacht.

Sean blickte nach rechts. Er sah, wie sich hinten in der Gasse ein einzelner Mann näherte. Gleichzeitig sah er, wie links einige Männer die Gasse betraten, die mit beiden Händen gebündelte Fackeln trugen. Die Stäbe staken so eng beieinander in ihren Fäusten, dass sich die Fackeln, die nicht loderten, an den wenigen brennenden Fackeln entzündeten. Die Fackelträger erreichten den Rand der wütenden Menschenmenge und teilten die Fackeln aus, die weitergereicht wurden und innerhalb kurzer Zeit die Gasse mit knisternden, funkensprühenden Flammen und Rauchschwaden ausfüllten.

Im Licht der Fackeln, die von links nach rechts gewandert waren, sah Sean den jungen Steinwerfer. Es war nicht schwer, ihn wiederzuerkennen. Sean richtete sich auf, beugte sich nach vorn und musterte die einzelne Gestalt, die schreiend, rennend und winkend auf die Meute der Belagerer zulief.

»Ein Abend voller Überraschungen«, sagte sich Sean. »Du wirst keinen verdammten Stein mehr nach mir schleudern!«

Von der Gasse schallten unverändert die Rufe und das hasserfüllte Gebrüll herüber: »Tod den Ungläubigen! Schlagt die Christen und die Juden tot!«

Er konnte nicht recht glauben, was er sah. Was hatte das zu bedeuten? Der junge Mann, den er erfolglos verfolgt hatte, brüllte die Rasenden an, er schien sie gleichzeitig zu beschimpfen und zu beruhigen. Der Junge sah wohl den Anführer im weißen Turban nicht – oder wollte ihn nicht sehen. Mühsam verstand Sean einzelne Worte dessen, was der junge Mann schrie:

»... Drachmen... keine würdigen Muslime... aufhetzen... ehrenwerte Menschen... versündigt euch nicht...!«

Der Steinewerfer schrie mit aller Kraft. Er entriß einem der Aufrührer die Fackel und schwenkte sie wie wild über seinem Kopf. Lange Flammen und Funkenspuren zeichneten Kreise und Halbkreise in die raucherfüllte Luft. Die versammelten Männer wichen zögernd vor dem Einzelnen zurück.

Sean dachte an den alten Joshua, den dieser Aufruhr wieder an Verfolgung, Pogrome und den Tod seiner Familie erinnerte. Auch Uthman und Henri würden verzweifeln müssen, wenn sie sich der aufgebrachten Menge gegenübersehen.

Sean warf einen letzten Blick auf die Menschenmenge, die vielen Fackeln, den aufgeregten schreienden Muslim, dann rannte er die Treppe hinunter zu Henri und Uthman.

Draußen tobten die Muslime, aber eine Stimme war lauter als das Gebrüll der Vielen. Der Lärm, sagte sich Sean, schien nun ein wenig leiser und weniger erbittert zu sein.

»Dieser Steine werfende Kerl«, rief Sean durch das Geschrei und das Poltern einzelner Steine gegen die Tür, »er wirkt draußen auf die Menge ein. Mir scheint, er will sie vertreiben.«

Wieder donnerten schwere Steine gegen die Tür. Die drei hörten Holz splintern und Eisen klirren. Henri deutete auf die Tür.

»Sollen wir uns verteidigen?«

»Warte noch.« Uthman hob die Hand. Im Hintergrund der Eingangshalle, im Eingang zur Küche, standen Joshua und Mara. Joshua hatte die Hand auf Maras Arm gelegt und schien sie zu beruhigen, aber sein Gesichtsausdruck zeigte selbst im Halbdunkel, dass er sich fürchtete. Die Freunde warteten schweigend, die Schwerter in den Händen. Wieder klirrte ein Stein am eisernen Türbeschlag.

»Es ist tatsächlich ruhiger geworden«, stellte Uthman nach einer Weile fest.

Sie hörten nur noch den jungen Araber. Niemand schrie mehr »Tod den Ungläubigen«, aber mehrere Männer schienen sich zu streiten. Von dem Wortwechsel war wenig oder, zumindest für Henri und Sean, nichts zu verstehen. Einige Zeit später riss auch das laute Wortgefecht ab.

»Ich habe es nicht für möglich gehalten«, gestand Henri.

»Sie scheinen tatsächlich abzuziehen«, sagte Uthman. Und an Sean und Henri gewandt, fügte er hinzu: »Bleibt hier. Ich sehe nach.«

Er hastete zum Dach hinauf, während der Lärm vor dem Haus dem Geräusch vieler Schritte und einem seltsamen Murmeln Platz machte. Der Gestank blakender Fackeln drang durch die Türritzen, und vor den Flammen der Öllichter sahen die Wartenden dünnen Rauch, der flach unter der Tür hindurchkam.

Uthman polterte die Stufen herunter und rief unterdrückt: »Die meisten sind weg. Nur noch ein paar stehen da, rechts, vor der Quergasse. Wir brauchen uns nicht zu verteidigen.«

»Sie werden wiederkommen, verlasst euch darauf!«, rief Joshua klagend.

»Das ist möglich, aber ich glaube es nicht«, versuchte Sean den Gefährten zu beruhigen. Der Tod seiner Frau und seines Sohnes, die er in jungen Jahren während eines Pogroms

verloren hatte, war ein Schmerz, der noch immer schwer auf Joshuas Seele lastete. »Es wird immer ruhiger dort draußen.«

Wieder warteten sie. Henri öffnete das kleine, eiserne Fenster in der Mitte der Tür und spähte, so gut es ging, hindurch. Er sah nur die Splitter der Schnitzereien und dahinter, mitten auf der Gasse, eine halb erloschene, rauchende Fackel, in deren rötlichen Schein mehrere steinerne Wurfgeschosse lange Schatten warfen.

Er schloss das Fenster, drehte sich zu den Gefährten herum und zuckte mit den Schultern.

»Es ist vorbei«, sagte er. »Draußen ist niemand mehr zu sehen.«

»Der Anführer meiner Entführer«, erklärte Sean unvermittelt, »hat etwas mit dieser Zusammenrottung zu schaffen. Ich hab ihn deutlich erkannt. Er hat die Menge angefeuert und dirigiert.«

»Bist du sicher?«, fragte Henri verblüfft. Sean nickte.

»Ganz sicher. Er hat mit mir gesprochen, als sie mich niedergeschlagen und gefesselt hatten. Und vorhin stand er im vollen Sonnenlicht. Ich kann mich nicht geirrt haben.«

»Kennst du seinen Namen?« Uthman runzelte die Stirn und schob sein Krummschwert langsam in die Scheide.

»Nein, seinen Namen kenne ich nicht. Aber er war es.«

»Ein weiteres Rätsel«, sagte Henri, ging zur Tür und bemühte sich, die Riegel lautlos zurückzuschieben. Daraufhin öffnete er die Tür und sah hinaus. Er nickte, schloss und verriegelte die Tür.

Dann sagte er ruhig: »Sie sind fort. Alle.«

»Dem Herrn sei Dank!« Joshua löste seinen Arm von Maras Schultern und kam näher. Er setzte die Brille auf, musterte die Riegel und holte tief Luft.

»Jeder bedanke sich bei seinem Gott, dass dieser Abend ohne Kampf und Blutvergießen vorbeigegangen ist.«

»Das werden wir tun«, versicherte Uthman. »Morgen wird sich zeigen, wie es um die Ruhe in der Stadt bestellt ist. Ich werde zum obersten Richter der Mamelucken gehen und ihn fragen, wo heute Abend die Stadtwachen waren.«

»Ich wünsche dir – und uns – viel Erfolg dabei«, schloss Joshua.

Trotz der milden Nachtluft und der Gerüche aus vielen Blüten, die sich in der Dunkelheit geöffnet hatten, lief der junge Mann in seinem Zimmer hin und her. Seine nackten Sohlen bewegten sich über dicke Teppiche. Sein Turban, halb aufgewickelt, hing von einer Stuhllehne. Schweißnass klebte sein Haar in der Stirn und am Kopf. Im Kerzenlicht irrten seine dunklen Blicke durch den Raum, hinaus durch das weit geöffnete Fenster, dann hefteten sie sich an das Schreibzeug auf dem Tisch und die Bücher auf dem Wandbrett.

Er war jung, innerlich aufgewühlt und führte leise Selbstgespräche; in seinem Kopf tobte ein Sturm.

»Ich habe es geschafft«, sinnierte er flüsternd. »Dreimal habe ich zugeschlagen. Dreimal habe ich den Männern etwas zum Nachdenken gegeben. Drei Religionen, drei verschiedene Auslegungen, drei Götter – oder nur ein Gott? Allah wird ihre Gedanken auf den richtigen Pfad lenken.«

Er war eigentlich todmüde, hungrig und durstig. Aber er spürte weder Müdigkeit noch Hunger; ein Krug Wasser hatte ihm für die Hälfte der Nacht gereicht. Alles, was für sein großes, einzigartiges Vorhaben notwendig gewesen war, hatte er in die Wege geleitet. Es war gut so. Er sollte eigentlich Angst vor seinem eigenen Mut haben und vor seiner Entschlossenheit, denn was er getan hatte und noch zu tun beabsichtigte, war sehr gefährlich für ihn.

Endlich ließ er sich auf einen Sitzwürfel fallen und wischte blinzelnd den Schweiß aus seinen Brauen.

»Beinahe hätte mich der junge Christ eingeholt und zur Rede gestellt. Aber ich war schneller, weil ich jeden Stein in Al Quds kenne.« Er kicherte atemlos. »Auch die Steine, mit denen ich die Botschaften geworfen habe.«

Eine der Mägde seines Vaters hatte während seiner Abwesenheit einiges an Essen heraufgebracht.

Er wedelte Fliegen weg und hob einen Brotfladen auf. Er zögerte, ehe er ihn auseinanderbrach und hineinbiss.

Er hatte enorme Zweifel, ob sein Plan glücken würde. Es gab so viele Widerstände, so viele Männer, die seine Absichten für die Verrücktheiten eines jungen Mannes hielten, der zu sorgenfrei aufgewachsen war. Oder gar für Sünde gegen Allah. Oder Schlimmeres. Aber es war ihm gelungen, den Angriff vor dem Haus al-Mustansirs zurückzuschlagen, die Meute zu zerstreuen. Die Anrufung Allahs, dessen Prophet die christlichen und jüdischen Gläubigen nicht anerkannten, hatte die aufgebrachte Menschenmenge zerstreut. Aber er wusste, dass die Männer keinen Hass empfanden und alles andere als mordlustig waren.

Jemand hat sie aufgehetzt. Man hat sie bezahlt oder ihnen etwas versprochen, sagte er sich. Aber da war noch mehr geschehen. Einige in der Menge hatten ihn erkannt und sich von ihm, wenn auch mit viel Geschrei, überzeugen lassen. Eigentlich waren sie alle feige gewesen – und gutmütig. Es waren dumme, ungebildete Menschen, aber treue Seelen, die im täglichen Leben niemandem etwas antun würden. Er aß, ohne eigentlich zu schmecken, was er zwischen die Zähne schob und kaute.

*Der letzte Zweikampf*

Drei Stunden nach Sonnenaufgang öffnete Uthman die Haustür, sah sich um und lachte kurz auf.

»Bisher waren die Schäden nicht allzu groß«, sagte er über die Schulter und deutete auf die Holzsplitter, die Steine und die zerbrochenen, erloschenen Fackeln, die schwarze Brandflecken hinterlassen hatten. »Hoffentlich lebt der Holzschnitzer noch, der für meinen Vater gearbeitet hat.«

Er schob mit dem Fuß ein paar Splitter und Späne zur Seite und wartete, bis Sean das Haus verlassen und Henri die Tür von innen wieder verriegelt hatte.

»Gehen wir!«

Wieder hatte ein sonniger Tag begonnen, der heiß und schattenlos zu werden versprach. Keiner der wenigen Stadtbewohner, die nun schon durch die Gasse liefen, achtete auf die Reste der gestrigen Belagerung. Die vier Männer hatten sich in den Nachtstunden abgelöst; die letzte Wache hatte Joshua übernommen, weil er, wie er sagte, ohnehin schlecht schlief und stets als Erster aufwachte. Die zweite Hälfte der Nacht war wie jede andere bisher ruhig gewesen, bis die Rufe des Muezzins die Stadt geweckt hatten.

»Wir können nur hoffen, dass es nicht noch einmal zu so einer Zusammenrottung kommt«, sagte Sean.

»Das hoffe ich auch«, antwortete Uthman. Er trug seine gewohnte Kleidung, und Sean hatte sich wieder als Araber getarnt. »Aber wir sollten über verschiedene Dinge reden, die dir zugestoßen sind. Oder von denen du erzählt hast.«

»Du meinst diesen Araber, den Anführer meiner Entführer?«

»Ja. Den meine ich.«

Sean zuckte mit den Schultern, blickte nach hinten, sah sich um und ging langsam weiter.

»Wenn es denn so ist, wenn alles zusammenhängt, dann hat dieser Kerl die Menschenmenge gestern Abend dorthin geführt und aufgehetzt. Er und vielleicht die anderen Männer, die mich entführt haben. Der junge Araber, den ich verfolgt habe und der die Leute auseinandergetrieben hat, gehört auch dazu. Wie und warum, das weiß ich allerdings nicht.«

»Wenn du es nicht weißt, wie soll ich es dann wissen? Oder Henri?«

Sean zog ein zweites Mal die Schultern hoch. Uthman ging zielbewusst weiter. Sie wechselten aus einem breiten sandigen Weg über eine Brücke auf eine Straße. Sie war von Palmen und Zypressen gesäumt. Gespanne, Lasttiere und Händler, wenige verschleierte Frauen und viele Müßiggänger bevölkerten die Straße. Viele Menschen versammelten sich um Brunnen und Marktstände. Sean und Uthman betrachteten das bunte Treiben.

»Ich traue dem Frieden nicht«, sagte Uthman unvermittelt.  
»Da steckt doch mehr dahinter.«

»Wir haben drei seltsame Botschaften erhalten.«

»Und wir werden herausfinden, wer sie uns geschickt hat. Er wird uns einiges erklären müssen.«

»Das kann lange dauern«, murmelte Sean. Er stieß Uthman an und deutete verstohlen zu den Säulen, zwischen denen das Wasser des Brunnens plätscherte. Als Sean den Kopf bewegte, schmerzten plötzlich wieder die Wunde und die Beule im Nacken. »Dort steht er. Dort ist er wieder, der junge Araber, dem ich nachgerannt bin.«

»Wo? Am Brunnen?«

»Im Schatten, zwischen den weißen Säulen.«

Uthman legte die flache Hand über die Augen und versuchte, das farbenfrohe Gewimmel mit Blicken zu durchdringen.

»Jetzt sehe ich ihn auch«, sagte Uthman und ging einige Schritte zur Seite. Er packte den Griff seines Dolches und beugte sich vor. »Den holen wir uns jetzt. Ich von rechts, du von der anderen Seite.«

»Er hat uns nicht gesehen. Aber hier im Durcheinander der Straße wird er uns wieder entkommen.«

»Nicht, wenn wir es geschickt machen.«

»Wir dürfen nicht auffallen, nicht rennen«, sagte Sean und ging scheinbar ohne Eile unter bunten Sonnensegeln und an Händlertischen entlang nach links, überquerte die Straße zwischen Lastenträgern und neugierigen Käufern und blieb stehen. Der junge Araber stand noch immer am Brunnen und redete mit einer verschleierten Frau. Er gestikulierte heftig, dann lachte er, verbeugte sich und sprang von den Stufen.

Sean beschleunigte seine Schritte und drängte sich durch die Menschenmenge. Er achtete darauf, niemanden anzurempeln, um nicht durch einen Streit aufgehalten zu werden. Er sah Uthman nicht mehr, der im Gewimmel verschwunden schien, aber er verlor den jungen Araber nicht aus den Augen. Der Verfolgte ging entschlossen zwischen zwei Palmenstämmen hindurch und in eine Quergasse hinein. Sean spürte, wie sein Herz schneller schlug. Er folgte dem Araber, der ihn noch immer nicht gesehen hatte und sich auch nicht umsah.

»Heute entkommst du mir nicht«, knurrte er und duckte sich hinter einen Stapel Teppiche, als sich der Verfolgte umdrehte. Zwei Atemzüge danach sprang er auf und sah, dass der junge Araber stehen geblieben war und zu einem Fenster hinaufblickte. Sean schätzte die Entfernung ab und begann zu rennen. Kurz bevor er sich auf den Araber stürzen konnte, hörte dieser seine Schritte, drehte sich um und starrte Sean an. Dann sprang er mit einem weiten Satz zur Seite. Sean rannte

ins Leere und fing sich an der Mauer ab. Er warf sich herum und wollte den Araber packen, was ihm zunächst auch scheinbar gelang, doch dann merkte er, wie ihm der Ärmel des Burnus, nach dem er gegriffen hatte, unvermeidlich aus den Fingern glitt.

Als der Araber zu rennen anfang, kam Uthman in vollem Lauf um die Ecke der Gasse gerannt und breitete beide Arme aus. Der Dolch in seiner Hand blitzte gefährlich auf.

»Bleib stehen«, rief er. »Dieses Mal kommst du nicht davon.«

Der Araber blieb nach vier, fünf Schritten stehen und zog ebenfalls einen Dolch. Er sah ein, dass er weder an Sean noch an Uthman vorbeikam. Seans Schritte wurden langsamer; auch er zog seinen Dolch aus der Scheide und blieb fünf Ellen vor dem Araber stehen.

»Willst du reden oder kämpfen?«, fragte er scharf. Der Araber lachte verächtlich, wie es Sean schien.

»Beides, Ungläubiger.«

Uthman versperrte den Weg nach vorn. Sean hob den Arm und hieb auf den Araber ein. Der junge Mann, kaum älter als Sean, wehrte den ersten Angriff ab, indem sein Arm mit der Waffe hochschnellte und den Dolch vor seinem Körper auf Armeslänge hin- und herschwenkte. Sean blieb außerhalb der Reichweite der Dolchspitze und versuchte, den Araber ab und an durch ein Vorstoßen seines Dolches einzuschüchtern. Die Männer begannen sich mit vorsichtigen Schritten zu umkreisen. Immer wieder blitzten die Klingen auf, kreuzten und berührten sich flüchtig, dann wichen beide wieder zurück.

»Du hast mich fast erschlagen mit deinem verdammten Stein«, keuchte Sean. Uthman griff nicht ein, aber er beobachtete wachsam jeden Schritt und jede Bewegung des Arabers.

»Ich wollte nicht, dass du stirbst.« Der Muslim war ebenso schweißüberströmt wie Sean und atmete kaum weniger schwer. Aber er bewegte sich geschickter als Sean. »Ich wollte, dass du liest und verstehst.«

Für die Dauer zweier Herzschläge war Sean abgelenkt. Die Antwort des Gegners, die er deutlich' verstanden hatte, hatte ihn zu sehr verblüfft. Hatte er sich verhört? Hatte er tatsächlich ›lesen‹ und ›verstehen‹ gesagt?

Der Knauf des gegnerischen Dolches traf sein Handgelenk und schlug die Waffe aus seinen empfindungslos gewordenen Fingern. Der Schmerz fuhr bis in Seans Schulter hinauf. Im gleichen Augenblick packte der Muslim Seans linken Arm, riss ihn zu sich heran und legte seinen Arm um Seans Hals. Er presste den Schotten an sich und zielte mit der Dolchspitze auf dessen Herz.

»Ich könnte dich töten«, zischte er in Seans Ohr.

»Dann tu's doch!«, entfuhr es Sean. Er hörte die Schritte und sah einen Schatten. Uthman näherte sich von hinten, seinen Arm mit dem Dolch stoßbereit.

Der würgende Griff um Seans Kehle lockerte sich, der Dolch des Arabers schwand aus seinem Blickfeld und klirrte zu Boden.

Deutlich und laut, während er sich mit einem Sprung von Sean löste, sagte der Araber: »Warum sollte ich dich töten? Du bist mein Bruder.«

Abermals glaubte Sean, nicht richtig verstanden zu haben. Er drehte sich, ohne nachzudenken, halb herum und hob abwehrend die Hand.

»Was hat er gesagt, Uthman?«, stotterte er.

Uthmans halb geschlossene Augen musterten den jungen Muslim, dann Sean, schließlich schaute er auf den Boden und antwortete bedächtig: »Er nannte dich seinen Bruder. Er hätte dich verletzen oder töten können.«

»Das weiß ich«, antwortete Sean, starrte fassungslos den Araber an und bückte sich dann, um seinen Dolch aufzuheben. Als er ihn in die Scheide zurückgesteckt hatte, sagte er zu seinem Gegner: »Mein Name ist Sean, Sean of Ardchatten. Und wer bist du?«

»Nenn mich Suleiman.«

»Suleiman, Sohn des Namenlosen?«

Der Araber breitete die Arme aus.

»Später. Mein wirklicher Name tut nichts zur Sache.«

»Du hast die Steine mit den Pergamenten geworfen? Hast du auch die Pergamente beschrieben? Warum hast du das getan?«, fragte Uthman.

»Im Namen Allahs – ja, ich habe euch die Botschaften zukommen lassen, die ich auch selbst geschrieben habe. Ich kenne die Bücher und die wichtigsten Suren und Kapitel daraus. Bringt mich zu euren Freunden. Ich habe euch etwas Wichtiges zu sagen.«

»Willst du Hetzreden gegen den Glauben der Christen und Juden führen? Willst du uns auf die Probe stellen? Oder welche sonstigen dümmlichen Ideen hat dein allzu jugendlicher Verstand hervorgebracht?« Uthmans Miene blieb starr, und seine Stimme ließ erkennen, dass sein Misstrauen keineswegs entkräftet war. Obwohl Sean nicht alles verstand, begriff er, dass sein Freund von dem, was er sah und hörte, wenig begeistert war.

»Ich werde euch erklären, was ich vorhabe«, sagte Suleiman und winkte. »Gehen wir zu euch, ins Haus al-Mustansirs, das ich kenne, seit ich ein kleiner Junge war.«

»Inshallah«, murmelte Uthman. »Einer, der meinen Vater kannte! Also – gehen wir zu Henri und Joshua.«

»Bei Allah, es gibt keinen Grund, mir zu misstrauen. Ich meine es ehrlich. Hört mich an, dann könnt ihr entscheiden.« Suleiman zeigte in Richtung der Türme, die das Jüdische

Viertel überragten. »Aber nicht hier, in der heißen Sonne«, sagte er.

»Was sagt er?«, wollte Sean wissen.

Uthman übersetzte das meiste. Sean zuckte mit den Schultern und sagte sich, dass die Ereignisse eine unvorhersehbare Wendung genommen hatten. In ein paar Stunden, so Gott will, dachte er, sind wir klüger.

»Gehen wir in den Schatten«, sagte Sean und bemühte sich um ein Lächeln. »Mein neuer Bruder wird uns gewiss viel zu erklären haben.«

Die Sonne, eine weiß glühende Scheibe im fahlblauen, wolkenlosen Himmel, näherte sich dem Scheitelpunkt ihrer Bahn. Ohne Eile gingen die drei dorthin zurück, wo Uthman und Sean vor zwei Stunden aufgebrochen waren.

Jeder Schritt wirbelte graue und schwarze Ascheflocken auf. Ausgeglühte Holzkohle und schieferartig bröckelnde Steine knirschten unter den ledernen Sohlen der Reiter Stiefel von Abdullah ibn Aziz. Um ihn herum stiegen aus Dutzenden Essen schweflig stinkende Rauchwolken auf. Das Klirren von mindestens zwanzig Hämmern auf Eisen, Stahl und Ambossen und das Fauchen der Blasebälge schmerzten in den Ohren. Eine Karawane war eben angekommen, und die Tagelöhner leerten die schweren Krüge und die Ziegenbälge in die Wasserfässer, die überall zwischen Abu Lahabs Schmiedestätten verteilt standen.

Der hochgewachsene Araber, der sich unablässig Staubkörner aus den Augenwinkeln wischte, rief einem rußgeschwärzten Sklaven zu:

»Ich will mit dem Herrn der Schwerter reden.«

Der bucklige, kahlköpfige Mann, dem mehrere Zähne fehlten, zeigte mit einem Grinsen, das zwei Reihen

schadhafter, braun-gelber Zähne entblöbte, auf eine steinerne Anlage, die entfernt einer Bank glich.

»Dort, Emir, bei den Schleifern.«

Hinter einer staubbedeckten, schulterhohen Mauer sah Abdullah ungefähr ein Dutzend Männer mit gebeugten Rücken, die auf Holzstuheln saßen und ihre Hände mit Lappen, Lederfetzen und Lumpen umwickelt hatten. Sie bewegten sich vorwärts und zurück, hin und her und wetzten Schwertrohlinge an grauen Steinen, über die schmale Wasserrinne liefen. Das zischende Geräusch, mit dem sich Stahl auf Stein rieb, marterte die Sinne. Abu Lahab ging von einem der Männer zum anderen, zog dabei ein frisch geschliffenes Schwert aus einem Korb, prüfte es, hielt es gerade vor sich ausgestreckt und steckte es in einen anderen Korb zurück. Ein zweites Schwert ließ er in der Sonne funkeln, die mühsam den Rauch und die Staubwirbel, die Dampf Wolken und den ständigen Regen aus Rußflocken durchdrang.

»Ich habe mit dir zu reden, Abu Lahab Effendi«, brüllte Abdullah.

Beim dritten Ruf machte ein Arbeiter den Herrn der Schwertschmiede auf Abdullah aufmerksam. Er winkte und deutete auf den Eingang des uralten Gebäudes mit dem Schilfdach. Beide Männer trafen sich unter dem Vordach und fassten einander an den Handgelenken.

»Nun? Sind die Ungläubigen vertrieben? Weißt du, wo die schöne Christin wohnt?«, fragte Abu Lahab aufgeregt. »Komm mit in meinen ruhigen Keller. Kann ich dir Wein anbieten?«

»Du wirst ihn brauchen, mein Herr«, wich Abdullah vorsichtig aus. »Und mir wird er gut tun.«

Abdullah schob den schweren Ledervorhang zur Seite und folgte Abu Lahab die dunklen Stufen hinunter in das uralte römische Gewölbe. Eine einzige Öllampe, kurz vor dem Verlöschen, kämpfte gegen die muffige, aber kühle

Dunkelheit. Abu Lahab und, nach einigem Überlegen, auch Abdullah zündeten an der kleinen Flamme eine Handvoll Kerzen an und setzten sich. Abu Lahab füllte zwei große Schalen mit Wein.

»Meine vielen Drachmen haben die Ungläubigen hinweggefegt wie in einen Sturm, den Allah geschickt hat?«, wollte er wissen.

Abdullah nippte am Wein und fasste nach der kleinen goldenen Kugel in seinem Ohrläppchen. Der Wein war kurz davor, zu Essig zu werden; er war gerade noch trinkbar. Dann schüttelte der oberste Wächter den Kopf und antwortete: »Allah hat weder Gewitter noch Wolken oder Sturm geschickt. Vielmehr schickte er einen kreischenden Eiferer, der die kostspielige Meute im Nu vertrieb.«

Er senkte den Blick, musterte seine Knie und lauschte, ohne die Miene zu verziehen, den Flüchen seines Herrn.

Als Abu Lahab geendet und seine Schale halb leer getrunken hatte, wagte Abdullah wieder, ihn anzusehen und zu erwidern: »Alles war zufriedenstellend. Der halbe Basar und viele kleine Händler, Tagelöhner, Eseltreiber und anderes Stadtvolk hatten sich vor dem Haus versammelt. Sie kamen einzeln oder in Gruppen. Ich habe dreißig Fackeln gekauft und verteilt. Jeder Mann wusste, was er zu tun hatte. Sie schrien wild, warfen Steine, schwangen drohend die Fäuste, und als ich sicher war, dass die Ungläubigen nun das Haus verlassen, um sich zu verteidigen, da geschah etwas ganz Unglaubliches.«

»Sag's mir schon! Was geschah dann?«

Abu Lahabs Gesicht war fahlgrau geworden, was trotz der schlechten Beleuchtung deutlich zu erkennen war. Sein Bart schien sich zu sträuben wie das Fell eines geschächteten Widders. Abdullah fürchtete sich ernsthaft, weiterzusprechen.

»Es war laut und bedrohlich. Sie schrien und warfen mit Steinen und faulem Obst. Als sie schließlich von den eigenen

Steinen getroffen wurden, wurden sie richtig wütend! Aber dann! Am anderen Ende dieser Gasse, Allah lasse Feuer auf sie regnen, erschien ein junger Mann, ein Rechtgläubiger wie wir. Mit lauter Stimme sprach er vom Frieden, vom Herrn, der die Unduldsamen straft, der jeden, der wegen Geld kämpft, verdammt. Er entriss jemandem die Fackel, schwang sie und vertrieb die Menge mit dem Feuer. Sie haben mich fast umgeworfen und niedergetrampelt.«

Abu Lahab stierte ihn schweigend an. Seine beringten Finger wühlten im Bart, zwirbelten die Bartspitzen und fielen schließlich kraftlos herunter.

»Wer war dieser Fackelschwinger?«

»Es war dunkel, Effendi, und ich habe ihn nicht richtig erkannt.« Abdullah zog den Kopf zwischen die Schultern. »Allah ist mein Zeuge. Er sah aus wie dein Sohn, aber so, wie im Dunkel alle Katzen von einer unbestimmbaren Farbe sind, so ähneln alle jungen Söhne reicher Väter einander. Wie ein Ei dem anderen.«

»Reden wir hier über Hühner oder deinen Misserfolg, Abdullah?«, fuhr Abu Lahab auf.

»Wir reden über... alles. Über einen Traum, der wahr werden wird. Dein Traum, Abu Lahab. An diesem Abend ist er noch nicht wahr geworden.«

»Also reden wir über den Verlust meiner Drachmen und deinen Misserfolg. Und was ist dann geschehen?«

Abdullah breitete halb schuldbewusst die Arme aus und richtete seinen Blick auf den Weinkrug. »Es mag sein, dass ich und meine Männer diesen Störenfried finden. Dann bringen wir ihn zu dir. Es mag auch sein, dass wir deinen Sohn ertappen, wenn er zu seiner Christin schleicht. Wenn du es befehlst, schicke ich meine besten Männer in das Haus und lasse die Ungläubigen niedermetzeln. Es ist alles der Gnade Allahs und deinen Befehlen unterworfen.«

»Vor allem«, bemerkte Abu Lahab gallig, »hängt alles letztlich von meiner Bereitschaft ab, es mit vielen Dinaren und Drachmen zu unterstützen. Um genau zu sein: mit meinen Dinaren!«

»Niemand hat dazu eine abweichende Meinung, Effendi.«

Wieder schwiegen sie. Abdullah leerte langsam die Schale und wünschte sich zurück zum Basar, wo besserer Wein ausgeschenkt und verkauft wurde.

Abu Lahab dachte nach. Er saß reglos in seinem eisernen Sessel. Die Kerzenflammen flackerten. Der Lärm von draußen drang gedämpft in das Gewölbe. Abu Lahab sprang auf, die Weinschale kreiselte auf dem Tisch, fiel zu Boden und zerschellte.

»Ich habe mit Allahs Hilfe bisher jedes Ziel erreicht, das mir vor Augen stand. Ein Plan schlug fehl, ein anderer erhebt lachend sein Haupt«, schrie er. »Ich werde befehlen, was zu tun ist. Du hast, glaube ich, den einen oder anderen tüchtigen Assassinen in deiner Gruppe?«

»Den einen oder anderen«, entgegnete Abdullah vorsichtig. »Ich lege die Hand nicht für sie ins Feuer, aber es sind gute Männer. Sie haben zuverlässig deinen Besitz geschützt, und mit ihnen ist mir bisher alles geglückt.«

»Sie sollen zu Ende führen, was du angefangen und nicht beendet hast.«

Abdullah wartete, bevor er antwortete. So rachsüchtig hatte er Abu Lahab nicht eingeschätzt. Wenn es das war, woran er gerade dachte.

Abu Lahab rief wütend: »Meine Geduld ist groß, aber nicht grenzenlos. Wenn es ihnen gelingt, die Ungläubigen zu erschrecken, sodass sie aus der Stadt flüchten – so soll es gut sein. Wenn nicht, sollen sie mit aller Härte vorgehen, die der Prophet uns erlaubt.«

»Ich befehle es ihnen«, sagte Abdullah. Er verstand noch immer nicht, worum es Abu Lahab wirklich ging. Sein Vorhaben schien gewaltig zu sein.

Aber warum und wie gehörten eine Entführung und die Vertreibung der Ungläubigen dazu? Oder sogar der geplante Mord an den beiden Freunden al-Mustansirs? »Wann sollen sie ihre Tat ausführen?«

»So bald wie möglich«, sagte Abu Lahab. »Warum nicht schon heute Nacht? Schwieriges wird leicht, wenn man es entschlossen anpackt. Wenn meine Befehle befolgt worden sind, wirst du dich bei mir im Haus melden.«

»Also morgen nach Sonnenaufgang.«

»Ich warte.« Abu Lahab klatschte in die Hände und stand auf.  
»Mit Allahs Hilfe – rasch ans Werk.«

Abdullah sprang auf die Füße, verbeugte sich und folgte Abu Lahab aus dem Gewölbe. Er ließ sich sein Pferd bringen und ritt in die Stadt; die meisten seiner Männer lungerten zu dieser Tageszeit im Basar herum.

Fast ehrfürchtig betrachtete der junge Suleiman die Bücher, Schriftrollen und Mappen. Sogar das Schreibzeug auf dem übervollen Tisch und der alte Sessel, in dem Joshua saß, schienen ihn zu faszinieren. Den Gelehrten starrte er an, als sähe er eine Erscheinung. Joshuas Finger spielten mit der Brille, und er sah zu, wie Henri seine Hand auf Suleimans Schulter legte und ihn auf einen Schemel hinunterdrückte. »Jetzt bist du hier, unter Ungläubigen«, sagte er streng. »Du hast uns lange genug beobachtet. Du kennst Uthman, den Sohn Umar ibn al-Mustansirs. Sean hat dich durch die Stadt verfolgt. Ich bin der Christ, Henri de Roslin. Du kennst uns.«

Er wandte sich an Uthman, nickte ihm zu und deutete auf Suleiman.

»Ich glaube, es ist besser, du redest mit ihm. Ich frag dich, wenn ich etwas nicht verstehe.«

Uthman musterte Suleiman mit seinen schmalen Augen, denen nichts zu entgehen schien. Fast drohend fragte er: »Warum die lange Beobachtung? Warum die Steine mit den Botschaften? Warum die Versuche, Streit zwischen uns zu stiften?«

Suleiman zögerte nicht lange. Er antwortete scheinbar ruhig, aber seine Stimme verriet seine innere Unsicherheit.

»Ich habe schon vor einiger Zeit von euch gehört. Ich wollte mich euch anschließen. Und das will ich noch immer, heute mehr denn je.«

»Warum?«

Suleiman blickte von einem Gesicht zum anderen, zog den Turban vom Kopf und atmete schwer. Er schien innerlich mit sich zu ringen.

»Ich will eure Ideale mit euch teilen, aber ich war unsicher. Ich wusste nicht, ob ihr wirklich drei Brüder, drei Freunde seid. Trotz Allah, Adonai und Jesus. Ich hab lange nachgedacht und gesucht, in den Schriften. Und kluge Männer hab ich befragt.«

»Und dann hast du die drei Pergamente beschrieben?«

»Ich hab lange dazu gebraucht, mit Allahs Hilfe. Ich kann nur hoffen, dass ihr die Schrift entziffern konntet.«

Uthman und Joshua fingen an, zu lachen. Joshua suchte die Pergamentstücke unter einem Stapel anderer Blätter hervor.

Uthman sagte: »Wir konnten deine drei Rätsel lesen und ihre Bedeutung entschlüsseln. Der Koran, die Thora und die christlichen Evangelien. Sie sagen mit verschiedenen Worten alle das Gleiche.«

Suleiman nickte eifrig und beteuerte: »Sie sagen uns, dass es in Wirklichkeit nur einen Gott gibt. Nicht drei Götter. Gott hat Abrahams oder Ibrahims Religion gestiftet, und auf diese

Auslegung können sich alle Juden, Muslime und Christen einigen – so wie ihr.«

»Wir haben uns wegen der Schriften nicht gestritten«, sagte Henri. »Wir werden uns deswegen auch nicht streiten. Den Koranvers, aus dem wir die Spaltung hätten herauslesen können, haben wir schließlich so verstanden, dass es drei Namen für einen Gott gibt. Auch wenn viele Gelehrte anderes gepredigt und geschrieben haben.«

Suleiman hob die Hand wie zum Schwur.

»Jeder Vers sagt dem wahren Gläubigen nur eines: nämlich, dass derjenige, der liest, entweder das Trennende und Spaltende oder das Gemeinsame darin erkennt. Ihr drei habt das Gemeinsame erkannt und lebt danach.«

»So kann man es auch ausdrücken«, sagte Sean.

»Für dich, Suleiman, gibt es nur einen Gott, deshalb hast du geschrieben: ›Sage nicht drei.‹ Was willst du wirklich? Was ist dein Ziel?«

Suleiman senkte seine Stimme und flüsterte im Tonfall eines Verschwörers: »Jeder, der euch kennt, hier oder anderswo, spricht – nein: flüstert – über euch. Über euch und darüber, dass es zwischen den Religionen Frieden geben kann, wie Frieden und Freundschaft zwischen euch sind.«

Nachdem Uthman staunend die schwierigsten Begriffe und Wendungen übersetzt hatte, breitete sich auch unter den Freunden leises Unverständnis aus.

»Du sagst, dass viele Menschen sich an unserer Freundschaft ein Beispiel nehmen? Daran, dass wir trotz unserer unterschiedlichen Religionen zusammenhalten.«

»Und dies alles seit langer Zeit!«, rief Suleiman unterdrückt. »Ihr seid Hoffnungsträger für den Frieden. Aber zugleich stellt ihr auch eine Gefahr dar.«

»Eine Gefahr? Für wen?« Sean runzelte die Stirn. Er blieb verwirrt und misstrauisch. Der junge Mann, der ihm den Stein in den Rücken geschleudert hatte... sprach er die Wahrheit?

»Für mich seid ihr der Beweis für die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens«, wiederholte Suleiman. »Ihr verkörpert den Weg, den ich gehen will. Glaubt mir, ich habe meine Gründe dafür.«

»Noch einmal«, unterbrach Sean. »Für wen stellen wir eine Gefahr dar?«

»Für reiche Männer, die durch die Fortsetzung der Kämpfe und Kriege noch reicher und mächtiger werden wollen.« Suleiman hob die Finger wie zum Schwur. »Ich weiß genau, von wem ich rede. Er hat dich entführen lassen, damit deine Freunde deinetwegen zu den Waffen greifen.«

»Und aus einem kleinen Kampf wird irgendwann wieder ein Krieg. Christen gegen Muslime. Christen gegen Juden.« Henri senkte den Kopf. »Solche Männer gibt es immer wieder und überall.«

»Und wie willst du uns beweisen, dass du es ernst meinst?«, fragte Uthman und richtete seinen Blick auf den jungen Araber.

Suleiman stand auf, breitete die Arme mit einer Geste der Hilflosigkeit aus und antwortete stockend. »Ich... ich liebe eine... Christin.«

Henri und Joshua wechselten einen langen, erstaunten Blick.

Henri fragte: »Und liebt sie dich auch?«

»Wir haben uns ewige Liebe und Treue geschworen!« Suleimans Augen begannen zu strahlen.

»Bei Allah oder beim Gott der Christen?«

»Bei beiden. Mit Gebeten und mit tausend Schwüren.« Suleiman war aufgeregt und setzte sich wieder. Er schlug die Hände vor sein Gesicht und stöhnte auf.

»Was hast du? Hat dich, Allah soll dich schützen, die Leidenschaft übermannt?«, erkundigte sich Uthman mitfühlend.

Suleiman schüttelte heftig den Kopf und stieß hervor: »Aber es ist alles so schwer. Mein Vater würde mich erdrosseln lassen, wenn er wüsste, dass ich eine Christin liebe. Ah! Sie ist schöner als die Mondsichel. Sie hat...«

»Sie ist ohne Zweifel die Schönste im Land von Al Quds.« Joshua drehte seinen Stuhl halb herum und richtete das Wort an den jungen Araber. »Wir, die Freunde, die du so bewunderst, sind in einem Alter, in dem jeder Kampf uns den Tod bringen kann. Wir brauchen junge Männer, die mit Mut und Entschlossenheit fortsetzen, was wir begonnen haben. Hast du mich verstanden, junger Suleiman?«

»Ja. Allah sei Dank. Nehmt Ihr mich auf?«

»Darüber müssen wir beraten. Du und Sean, ihr wäret unsere Nachfolger, die Schüler, sozusagen. Aber das muss wohlüberlegt sein.«

»Das verstehe ich.«

»Also wirst du uns jetzt verlassen und zu deiner Christin gehen oder in deine Schreibstube. Morgen treffen wir uns... wo?«

Hilfe suchend blickte Suleiman Uthman und Henri an.

»Hier. In dieser Gasse. Oder in der Moschee? Besprich es mit Uthman. Ihr beide kennt die Stadt, besser als wir«, sagte Henri.

»Komm mit mir.«

Uthman hob den Turban auf, warf ihn Suleiman zu und führte ihn aus dem Zimmer zur Treppe. Kurze Zeit später hörten Sean, Henri und Joshua, wie sich die Haustür öffnete, schloss und wieder verriegelt wurde.

Leise sagte Joshua: »Wer hätte mit dieser Wendung der Geschehnisse rechnen können? Immer wieder lesen wir in den alten Schriften von solchen und anderen Wundern.«

Henri neigte den Kopf und murmelte: »Amen. So ist es.«

*Nächte ohne Schlaf*

Der Umstand, dass die Gefahren vorüber zu sein schienen – zumindest für einige Zeit –, hatte die weißhaarige Mara dazu gebracht, für die erste Mahlzeit des Tages mit allen Köstlichkeiten der Küche und ihrer Kochkunst aufzuwarten. Der große Tisch unter dem Sonnensegel auf dem Dach war mit weißen Tüchern gedeckt. Dutzende Schalen, kleine und große Körbe, Becher und Krüge standen zwischen den unterschiedlichen Blüten, die sie irgendwo in der Stadt gekauft oder selbst gepflückt hatte. Die Gefährten hatten einander bei den Nachtwachen abgelöst, aber die größten Störungen waren auf kläffende Hunde, jaulende Katzen und einen Betrunkenen zurückgegangen.

Riesige weiße Wolken wurden vom Nordwestwind über die Stadt getrieben. In kurzen Abständen zogen sie vor über der die Sonne her hin und streuten mächtige Schatten über Jerusalem.

»Was wir erlebt haben, ist nicht neu.« Henri wickelte Bratenscheiben in einen dünnen Teigfladen und biss dann herzhaft hinein. »Es ist uralte. Fürsten, große Händler, Könige, Bischöfe, selbst Päpste – Unzählige haben kleine Scharmützel angezettelt, die zu großen Kriegen wurden. Dieser Mann, von dem Suleiman redete, versucht das Gleiche.«

»Wir wissen ihn nicht, wer es ist«, sagte Uthman und griff nach dem Salznapf.

»Suleiman kennt ihn. Ich habe stundenlang schlaflos dagelegen«, sagte Joshua, der einen süßen Brei löffelte. »Es wäre leichtfertig, ihm jedes Wort zu glauben.«

»Er hat ehrliche Augen«, sagte Sean. »Ich glaube ihm. Er ist offensichtlich klug, oder besser, gebildet. Aber er hat sich auffällig viel Mühe gegeben, um mit uns zusammenzutreffen.«

»Abgesehen von deinen Überlegungen«, brummte Uthman und strich seine schwarzen Brauen glatt, »es stehen noch einige andere Figuren auf dem großen Schachbrett: deine Entführer, deren Anführer, der mächtige Reiche im Hintergrund...«

»Vielleicht lernen wir sie durch Suleiman kennen«, mutmaßte Henri. Er schaufelte in Würzöl gebratene, flockige Eier in seine Schale. »Wir sollten nicht zu leichtgläubig sein.«

»Noch haben wir uns nicht entschieden«, murmelte Joshua. Die Freunde hatten oft und lange darüber geredet: Da sie alt und müde geworden waren, sollten Jüngere ihr Werk in ihrem Sinne fortsetzen und für den Frieden zwischen den Religionen und den Menschen eintreten. Selbst wenn sie nur drei oder vier junge Leute fanden, die ihre Ansichten teilten, wäre dies ein schöner, hoffnungsvoll stimmender Anfang.

»Suleiman wird es nicht leicht haben, wenn er eine Christin liebt«, warf Sean ein. »Nicht unter seinesgleichen. Offensichtlich kommt er aus einem reichen Haus. Seine Kleidung und seine Bildung sprechen dafür. Arme lernen nicht schreiben und lesen und besitzen auch keine Bücher und Schriften.«

»Das stimmt«, bestätigte Uthman. »Einen solchen Schüler könnten wir wohl brauchen. Eigentlich sollten wir Suleiman mit offenen Armen aufnehmen.«

»Bis dahin sollten wir noch einige Zeit vergehen lassen«, entschied Henri. »Zeit haben wir reichlich.«

Sie ließen sich das Essen schmecken. Uthman begleitete später Mara zum Basar, Sean und Henri streiften durch die Gassen und über die Plätze der Stadt. Abends erwarteten sie Suleiman, aber er kam nicht. Er ließ ihnen auch keine Botschaft zukommen.

Am späten Nachmittag und beim Abendessen hatten die Gefährten eine erhitzte Debatte geführt und dabei auf Suleiman gewartet. Jetzt, vielleicht drei Stunden vor Mitternacht, brannte nur noch eine Kerze. Joshua saß vor seinen Büchern, er las und machte sich hin und wieder Notizen. Die anderen Gefährten hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen und schliefen. Im Haus war kaum etwas anderes zu hören als schwere Atemzüge und Schnarchen. Im Garten plätscherte Wasser, Blätter raschelten, und Vögel bewegten sich in ihren Nestern.

Nachtwolken zogen vor dem Mond vorbei; Dunkelheit und bleiches Licht wechselten einander in rascher Folge ab. Aus dem Gewirr der Gassen und zwischen den Mauern drangen leise Geräusche, Knistern und Klappern, Schritte und Flüstern. Dann herrschte wieder Stille, wie in jeder Nacht um diese Stunde.

Einige Männer huschten fast lautlos durch die Finsternis. Sie redeten kaum miteinander, nur ab und zu ertönte ein zischendes Flüstern. Schattenhaft hoben sich Leitern gegen eine Wand ab. Sie waren nicht länger als sieben Ellen. Ein Strick schleifte über das Pflaster. Leise Schritte ertönten und geflüsterte Anweisungen. Von zwei Seiten näherten sich die schwarz gekleideten Männer der Gartenmauer und dem Haus von al-Mustansir.

Sie sahen sich mehrere Male um. Niemand war ihnen gefolgt. Manchmal schlug das Ende eines Leiterholms gegen eine Hausmauer. Dann blieben die Männer stehen und lauschten.

Einige Atemzüge später schlichen sie weiter und trafen sich schließlich vor dem Haus der Gefährten.

Sie schoben schweigend und hastig die beiden Leitern zusammen, bis sich die Holmenenden eine Elle lang übereinander legten. Zwei Seile wurden straff um jeweils zwei Sprossen gewickelt, sodass aus zwei kurzen eine lange Leiter wurde. Die letzten Knoten zerrten die Männer, die ihre Gesichter geschwärzt hatten, mit aller Kraft fest. Daraufhin kippten sie die Leiter in die Höhe, achteten im wechselnden Mondlicht darauf, dass sie nirgendwo anstießen, und lehnten das Ende der Leiter an die Brüstung des Dachs.

Ein Schwarzgekleideter packte die Holme und trat auf die unterste Sprosse, zog sich höher und sah sich um. Sein Schwertgriff ragte über seine linke Schulter, zwei Dolche steckten in seinem Gürtel. Er trug keinen Turban, sondern wie sein Mitverschworener einen schwarzen, um die Stirn geknoteten Tuchstreifen. Die Pluderhosen hatte er mit Riemen unter dem Knie zusammengeschnürt. Ein anderer streckte den Arm aus und deutete nach oben. Als der erste Mann sechs Sprossen hinaufgeklettert war, folgte ihm ein zweiter. Er war genau so gekleidet und bewaffnet wie sein Vorgänger. Zwei weitere Männer hielten die Leiter fest.

Der erste Eindringling verharrte auf der obersten Sprosse, blickte sich um und schwang sein Bein über die Kante der Brüstung. Er tat es vollkommen geräuschlos, dann wartete er einige Herzschläge lang und zog das andere Bein nach. Er richtete sich auf und spähte in alle Richtungen. Schließlich griff er über die Schulter und zog mit einem leise schleifenden Geräusch das Krummschwert aus der Scheide.

Der Mann machte drei Schritte von der Brüstung weg und wartete auf den zweiten Eindringling. Noch immer hatten sie kein Geräusch verursacht. Auch der Zweite stieg auf das Dach, oben zog er sein Schwert und sah sich um. Er lauschte und gab

dem anderen ein Zeichen. Sie gingen auf Zehenspitzen zur Treppe und spähten hinunter.

Unter einer Zimmertür war ein schmaler Lichtstreifen zu sehen. Einer der Männer stieß den anderen an, zeigte darauf und begann die Stufen hinunterzusteigen. Beide Eindringlinge versuchten, sich vorsichtig mit den Zehen vorantastend so lautlos wie möglich zu bewegen. Auf den breiten Klingen spiegelte sich das fahle Mondlicht, als die zerfaserte Wolke weiterzog.

*Mörder um Mitternacht*

Der wüste Traum endete mit Flammen und Rauch. Der Großmeister Jacques de Molays erstickte und verbrannte. Henri riss entsetzt die Augen auf, aber da war nur Dunkelheit, und nur allmählich, mit jedem Atemzug mehr, kam er zu sich. Er fror und schwitzte zugleich. Sein Herz hämmerte; man musste es im ganzen Haus hören. Nur ein Traum, dachte er und richtete sich ächzend auf. Mit Mühe erkannte er den weißen Krug auf der Tischkante. Er stellte die Füße auf die Dielen und stand auf.

Wieder dieser Traum, dachte er. Immer diese Träume. Hört das nie auf?

Er hob den Krug an die Lippen und nahm einige Schlucke kühles Wasser. Als er den Krug absetzte, hörte er ein Geräusch. Er kannte es, eine der Treppenstufen knarrte. Um diese Zeit sollte sie das allerdings nicht tun, denn um diese Zeit sollten alle im Haus schlafen – alle bis auf ihn.

Henri setzte den Krug so leise wie möglich ab, drehte sich halb herum und suchte in der Dunkelheit den Griff seines Schwertes. Als er die schwere Waffe aufhob und aus der Scheide zog, knarrte eine zweite Stufe. Oder ein zweiter Fuß ließ dieselbe Stufe knarren.

Es sind Eindringlinge im Haus, dachte er und suchte nach seinem Dolch, den er, als er ihn endlich gefunden hatte, in die linke Hand nahm. Was die Meute nicht geschafft hat, beenden womöglich Einbrecher!

Henri schlich zur Tür und öffnete sie behutsam. Als sie einen Spalt breit offen stand, vergewisserte er sich, dass auf der Treppe zum zweiten Stock niemand war. Henri konnte die Stufen trotz des schwachen Mondlichts gut erkennen. Joshua, dessen Zimmer auf diesem Stockwerk lag, war wahrscheinlich über seinen Büchern eingeschlafen. Noch hatte Henri Sean und Uthman nicht geweckt, noch hatte Henri keinen Eindringling gesehen.

Er ging auf Zehenspitzen bis zur Treppe, blieb aber im Schutz der Dunkelheit versteckt und hielt den Atem an.

Und dann sah er sie! Die zweite Treppe, die zum Dach führte, war direkt dem Mondlicht ausgesetzt. Henri sah zwei schwarze Gestalten und das helle Metall zweier Krummschwerter blitzen. Die Eindringlinge standen auf der untersten Stufe, drehten die Köpfe nach links und rechts und schienen zur Tür von Joshuas Zimmer schleichen zu wollen. Zwölf Stufen trennten Henri von den Eindringlingen. Aber er musste treppauf kämpfen und überdies gegen zwei Gegner. Er hob den Dolch vor sein Gesicht, klemmte ihn zwischen die Zähne und nahm sein Schwert in die Linke.

Er wog die kleine Waffe in der Hand, holte weit aus und zielte. Ihm half nur die Überraschung. Henri wartete, bis der links stehende Eindringling ihm die Brust zuwandte, dann warf er den Dolch.

Die Waffe überschlug sich in der Luft und traf den Eindringling in die Kehle. Henri wartete das Todesröcheln nicht ab, er rannte die Stufen hinauf und wich dem in sich zusammensackenden Körper aus, der in den Korridor polterte. Die Waffe löste sich aus seinen Fingern und schlug auf den Bodenplatten auf.

Henris Schwerthieb hätte dem zweiten Eindringling fast den Kopf vom Rumpf getrennt, doch im letzten Moment riss der Schwarzgekleidete noch sein Schwert in die Höhe und parierte

den Hieb. Es hätte nicht viel gefehlt, und Henri hätte dem Kerl die Waffe aus der Hand geschlagen, aber er konnte sie gerade noch festhalten. Das Klirren der Klingen hallte laut durch das gesamte Haus. Henri zog das Schwert in die andere Richtung und sprang den Fremden an, noch bevor dieser das Schwert zurückschwingen konnte. Als die Körper dumpf zusammenstießen, rammte Henri die Schwertschärpe von seiner Hüfte schräg aufwärts durch die Brust des Eindringlings, sprang zurück und riss die Waffe mit einem wilden Ruck heraus. Ein Blutstrom stürzte auf die Stufen, dann fiel der zusammengekrümmte Körper zu Boden.

Auf den Dielen breiteten sich zwei Blutlachen aus. Sean und Uthman kamen halb nackt, Schwert und Axt in den Händen, aus ihren Zimmern gerannt. Türen schlugen krachend gegen die Wand.

»Macht Licht!«, schrie Henri.

Er rutschte im Blut der Getöteten aus, als er die restlichen Treppenstufen hinaufstürmte, mit den Ellbogen an Mauern und Pfosten anstieß und aufs Dach hinaufhastete. Er lief bis zur Brüstung und warf einen schnellen Blick über die Kante. Er sah einige Gestalten, die ebenfalls dunkel oder schwarz gekleidet waren, und das helle Holz der Leiter, um die sie sich versammelt hatten. Ein dritter Mann stand auf der untersten Sprosse.

Augenblicklich lief Henri auf Zehenspitzen zur Treppe und raunte Sean und Uthman zu: »Helft mir. Auf der Straße warten noch mehr von den Halunken.«

»Was hast du vor, Henri?« Sean kam mit zwei brennenden Kerzen aus Joshuas Zimmer. Das Blut der Eindringlinge breitete sich immer weiter im Treppenhaus aus.

»Wir bringen sie dorthin, woher sie gekommen sind. Fass an, Uthman.« Henri bückte sich und zog seinen Dolch aus der Kehle des einen Eindringlings.

Sie schlepten die Leichname so leise wie möglich an den entsetzten Augen Joshuas vorbei aufs Dach und ließen sie neben der Brüstung fallen. Dann packten sie noch einmal an und warfen die Leichen über die Brüstung, mitten zwischen die Wartenden. Die Männer sprangen erschreckt auseinander. Henri beugte sich über die Brüstung und stieß die Leiter um. Als sie auf das Pflaster schlug, brach sie entzwei. Henri ging zurück ins Haus, tastete sich am Rand der besudelten Treppe langsam nach unten und fühlte er kalten Schweiß auf seinem Körper.

»Herr, steh uns bei!«, flehte Joshua leise. Er war bleich, und seine Finger zitterten ebenso wie seine Stimme. »Was ist geschehen? Wollten uns diese Männer töten?«

»Zwei knarrende Holzstufen haben uns gerettet«, antwortete Henri dumpf. »Dieser alten Treppe hier haben wir unser Leben zu verdanken.«

»Das waren Assassinen, gedungene Mörder.« Sean, der zusammen mit Uthman weitere Kerzen und Öllampen anzündeten, blickte kopfschüttelnd auf die Blutlachen. »Du glaubst, die kommen nicht wieder zurück?«

»Die beiden hier, auf jeden Fall nicht«, knurrte Henri. »Was morgen ist, wissen wir nicht.«

Als zwei Dutzend Kerzen und Ölflammen brannten und die entsetzte Mara damit fertig war, in der Küche unter großen Töpfen und Kesseln Feuer zu schüren, war Joshua noch immer zu Tode erschrocken. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Treppen, Dach und Korridore waren voller Blut. Die Gefährten dachten in dieser Stunde nicht an die schwarz gekleideten Männer in der Gasse. Es war ihnen gleichgültig, ob sie noch warteten oder das Weite gesucht hatten.

»Ich treibe ein paar Tagelöhner zusammen«, sagte Uthman resigniert. »Morgen früh. Sie sollen das viele Blut

wegwischen. Für den Moment ist die Gefahr gebannt, aber auch nur für den Moment.«

»Wir wissen noch immer nicht mehr, als dass Suleiman nicht wie verabredet vorbeigekommen ist und dass zwei Männer versucht haben, uns zu töten. Wir sind jemandem, der gedungene Mörder ausschickt, anscheinend mehr als nur ein Dorn im Auge.« Henri nickte und zog sich in sein Zimmer zurück. Auf dem Weg dorthin rief er den anderen über die Schulter noch zu: »Denkt darüber nach!«

»Inshallah! Eine grausige Nacht!«, knurrte Uthman. Dass Muslime ins Haus seines Vaters eingedrungen waren, um zu töten und zu morden, erfüllte ihn mit kochendem Ingrimm. Er würde morgen Anklage gegen den unbekanntenen Mächtigen bei den Mullahs und beim Emir der Stadt erheben.

Henri setzte sich an den Rand seines Lagers und begann seine Waffen zu säubern. Als sie wieder in den Scheiden ruhten, blickte er an sich herunter und sah nicht ohne Verwunderung, dass sein Körper voller Blutspritzer war. Er fand ein paar trockene Tücher und ging, eine Kerze in der einen und das Schwert in der anderen Hand, in den Garten, um sich zu waschen.

Abdullah ibn Aziz hielt sich für einen klugen Mann. Immerhin klug genug, einen Gegner nicht zu unterschätzen, was immer tödliche Folgen haben konnte. Er hätte, sagte er sich, Abu Lahab mit überzeugenden Worten davon abhalten sollen, auf nackte Gewalt zu setzen. Stattdessen hatte er den Befehlen seines Herrn gehorcht. Und, wenn er aufrichtig war, er hatte es nicht für möglich gehalten, dass zwei seiner Männer – die Besten! – im Haus der Ungläubigen jenes Blutbad anrichten konnten, von dem Abu Lahab träumte.

Er hatte der Versuchung widerstanden, selbst aufs Dach des Hauses zu klettern. Das Warten war qualvoll gewesen und hatte ihn mit Abscheu erfüllt; er war Wächter, Krieger, Kämpfer – aber kein Meuchler. Aus dem Haus waren klirrende Schwerter und unterdrückte Schreie, Poltern und Krachen zu hören gewesen. Dann war Stille eingekehrt, durchbrochen von leisen Schritten.

Dann fielen mit einem Mal zwei schlaffe, blutüberströmte Körper von der Dachbrüstung zwischen seine Männer. Sie schlugen dumpf auf das Pflaster auf und verspritzten sehr viel Blut.

»Allahu Akbar!«, ächzte Abdullah. »Allah ist groß!« Er brauchte nicht nachzusehen, er wusste: Die beiden Assassinen waren tot. »Das hab ich nicht gewollt. Diese Ungläubigen...« Er beendete den Satz nicht und sah zu, wie die schweren Körper aufgehoben und auf die halb zerbrochenen Leitern gelegt wurden.

Er wartete darauf, dass die Ungläubigen auch die Schwerter der Eindringlinge hinunterwarfen, aber es tat sich nichts mehr. Die Waffen behielten sie offenbar als Beweis oder Trophäe. Er hätte an ihrer Stelle nicht anders gehandelt.

Seine Stimme durchschnitt die dunkle Nacht wie eine Sichel.

»Die Leitern. Schleppt sie weg! Niemand darf uns sehen. Unsere beiden Märtyrer, die Allah zu sich geholt hat, tragt sie weg. Wickelt sie in Mäntel oder Decken, damit niemand die Blutspur verfolgen kann. Bei Allah! Macht schnell!«

Er packte selbst mit an. Unterdrückte Flüche, knarrendes Holz, Schritte und Keuchen fingen sich zwischen den Mauern. Dann liefen die Schwarzgekleideten durch die Gasse und zur Straße. Wenn die Wolken den Mond freigaben, glänzten Blutstropfen auf dem Pflaster. Schwitzend und stöhnend rannten die Männer weiter. Abdullah war der letzte von ihnen.

Von vorn hörte er die Frage: »Wohin bringen wir sie?«

Ohne zu überlegen, antwortete Abdullah: »Zum Haus von Abu Lahab. Wir vergraben sie vor der Gartenmauer.«

Auf dem Weg, der sie durch zahlreiche Gassen und um viele Ecken bis ins leidlich freie Gelände führte, begegneten sie niemandem. Es war nicht ausgeschlossen, dass jemand aus dem Dunkel heraus den seltsamen Zug beobachtete, aber auch sie waren durch die Nacht geschützt. Die Männer hörten nicht auf zu rennen, bis sie die weiße Mauer erreicht hatten. Dort setzten sie die Leitern ab und fingen mit bloßen Händen zu graben an. Sie hoben Steine auf und verhüllten die Gesichter der Toten mit deren Kopftüchern. Schließlich häuften sie Erde, Geröll und Steinbrocken auf die schmalen Gräber.

Abdullah schickte die Männer fort und ging langsam zum Tor der Umfassungsmauer. Dort rüttelte er den Wächter an der Schulter und sagte: »Bring mich zu Abu Lahab, unserem Herrn.«

Der Alte erkannte ihn und sagte mürrisch: »Der Effendi schläft. Sein Zorn trifft jeden, der ihn weckt.«

»Sag ihm, Allahs Zorn hat mich, seinen obersten Wächter Abdullah, und ihn selbst schon getroffen. Er wird aufstehen, glaub es mir. Ich warte im Garten.«

Der Greis schloss die Tür auf und ging vor Abdullah über den knirschenden weißen Kies zum Haus. Abdullah setzte sich im Garten auf die steinerne Umfassung des Brunnens und wartete, bis Abu Lahab erschien. Er trug eine hoch flackernde Öllampe, und der Ausdruck seines bleichen Gesichts zeugte von Wut und Ärger über die Störung.

Suleiman erinnerte sich immer wieder an den ersten Blick, der ihn aus Mariams grünen Augen getroffen hatte. Vier Jahre lag das nun schon zurück. Auf dem Fischmarkt, nahe der syrischen Wechselstube, hatte er sie zum ersten Mal gesehen: die einzige

junge Frau, die nicht verschleiert gewesen war und deren langes, hellbraunes Haar in der Sonne gegläntzt hatte. Trotz seiner Jugend hatte er es gewagt, sie anzusprechen, und sie hatte in flüssigem Arabisch geantwortet.

Alles an Mariàm war schön. Ihr ebenmäßiges Gesicht, die seidige Glätte ihres hüftlangen Haars, die schlanken Handgelenke und die schmalen Finger, an denen wenige einfache, aber kostbare Ringe glänzten; Geschenke ihres Vaters, der sie vergötterte und – noch – nichts von Suleiman wusste. Ihre Mutter war am Fieber gestorben, ihr Vater, ein Pergament- und Papierhändler, und Eirene, ihre Erzieherin, bildeten sie aus.

Das Haus seines Vaters und Mariams Haus in der Mitte von Al Quds lagen weit auseinander. Wenn Suleiman zu ihrem Treffpunkt lief, freute er sich auf jeden Atemzug an Mariams Seite. Wenn er sie verließ, bedauerte er es zwar, aber die Vorfreude auf das nächste Treffen erfüllte ihn mit Aufregung und der Vorstellung, wie es sein würde, wenn sie immer zusammen sein würden – bis in alle Ewigkeit.

Nur drei Dinge störten seinen Traum vom großen Glück: sein Vater, ihr Vater und der Umstand, dass er Muslim und sie Christin war. Mariam und er störten sich zwar nicht daran, aber ihnen war klar, dass diese Tatsache ihr gemeinsames Leben immer beeinflussen würde.

Suleiman lief durch die nächtlichen Gassen nach Hause. Manchmal, wenn er sich völlig unbeobachtet fühlte, tänzelte er durch die Nacht. Wieder einmal hatten sie lange über alles geredet. Er hatte ihre Hand gehalten, und Mariam hatte seine Finger gestreichelt. Der Duft ihrer Haut und ihres Haars war noch an seinen Fingern.

Gestern war sie nicht zum Treffpunkt gekommen, und er hatte sie stundenlang gesucht. Aber sie war nur mit ihrem

Vater zu einer Karawanserei geritten, die weit vor der Stadtmauer gelegen war.

Henri und Sean werden es verstehen, dachte er bei sich, während er an einem Brunnen stehen blieb und sein heißes Gesicht kühlte. Sie haben selbst Freundinnen und Geliebte, oder hatten sie zumindest.

Suleiman schüttelte das überschüssige Wasser von seinen Händen und ging ein wenig langsamer weiter. Noch einige Gassen und ein kleiner Platz, dann war er zu Hause. Als er am oberen Ende einer Treppe anhielt, hörte er Schritte, keuchende Atemzüge und ein schleifendes Geräusch, ganz so, als würde Holz an Steinen entlangschrammen. Er hielt die Hände hinter die Ohren und hörte, dass die Geräusche von rechts kamen, wo ein Gässchen endete. Fünfzig Schritte hinter dieser Stelle führte die Mauer um eine Ecke des Grundstücks seines Vaters.

Was tun diese Männer dort?, fragte er sich und ging weiter geradeaus. Niemand sah ihn, denn es herrschte große Dunkelheit, auch er konnte die Männer nur schemenhaft erkennen, wenn ein schwacher Schimmer Mondlicht auf die weißen Mauern fiel.

Es waren sechs. Vier Männer trugen hölzerne Gestelle, auf denen dunkle Bündel lagen. Sie gingen schnell, fast rannten sie, an der längeren Gartenmauer entlang. Keiner trug eine Fackel oder ein anderes Licht. Mondlicht warf ihre undeutlichen Schatten an die Mauer.

Suleiman hatte augenblicklich Mariams Zärtlichkeiten und den Klang ihrer Stimme vergessen. Was die Männer dort vor ihm trieben, war rätselhaft. Er folgte ihnen geduckt, wobei er bewusst den Schutz von Mauern, Felsen und Büschen suchte. Die Männer scheuchten einige Vögel auf, die aus den Büschen flatterten. Eine Katze oder ein Fuchs huschte in wilder Flucht davon.

Dann waren die dunklen Gestalten am Taubenturm angelangt, wo die Mauer endete. Sie ließen die Holzgestelle fallen, die wie halb zerbrochene Leitern aussahen, und begannen, den Boden aufzuwühlen, sie scharrten Erde zur Seite und hoben Steine und Felsbrocken auf. Suleiman hielt sich im Dunkeln und beobachtete das seltsame Treiben reglos. Nach einiger Zeit erkannte er, dass die beiden Bündel, die die Männer mitgebracht hatten, offenbar menschliche Körper beinhalten und dass die Gestalten hier in aller Hast zwei Gräber auszuheben schienen.

Wer sind die beiden Toten, und warum werden sie ausgerechnet an der Mauer von Vaters Garten begraben?, fragte er sich. Suleiman hielt den Atem an und sah zu, wie die Körper in die Gräber gelegt und mit Erde und Steinen bedeckt wurden. Die Leitern ließen die Totengräber liegen, als sie sich aufrichteten und versammelten. Dann vernahm Suleiman eine Stimme, die er sofort erkannte.

Abdullah ibn Aziz, der oberste Wächter der Schwertschmiede und des Hauses!

»Geht in eure Häuser und schlaft. Ihr wisst von nichts. Die Toten kennt keiner von uns. Ich gehe zu Abu Lahab und werde versuchen, seinen Zorn zu lindern. Los! Zerstreut euch!«

Kein Zweifel, es war Abdullah, der da gesprochen hatte.

Die Männer liefen den Weg zurück, den sie gekommen waren. Abdullah folgte ihnen langsam bis zum Tor in der Gartenmauer. Suleiman sah, wie der Alte Abdullah einließ. Das Tor blieb geöffnet, Suleiman lief dorthin und schlüpfte in den Garten. Dann lief er durch das taufeuchte Gras und duckte sich hinter den gestutzten Büschen. Er sah, wie sich Abdullah an den Brunnen setzte und wie kurz darauf sein Vater im langen, weißen Schlafmantel, ein Öllicht in der Hand, in den Garten kam und zu ihm trat.

Abdullah und Abu Lahab sprachen leise miteinander. Suleiman verstand nur wenige Worte. Aber es waren genug, um zu verstehen, dass es um das Haus ging, in dem die Ungläubigen lebten. Seine neuen Freunde!

Er wartete, bis Abdullah ging und sein Vater in den Harem zurückgekehrt war. Dann schlich er in sein Zimmer, entzündete eine Kerze und setzte sich auf sein Lager.

Was hatten die beiden Toten getan? Warum waren sie gestorben? Waren sie getötet worden? Und welche Rolle spielte sein Vater in diesem undurchsichtigen Treiben? Erst am Morgen konnte er einschlafen. Seine letzten Gedanken galten Henri, Joshua, Sean und Uthman.

Das Blut war mit heißem Wasser, Salz und Sand aufgewischt worden. Der Oberste Stadtwächter hatte zwei Wachen geschickt, die sich geduldig anhörten, was Uthman ihnen berichtete. Unter vielen Beteuerungen, das Vorgefallene außerordentlich zu bedauern und alles zu tun, damit sich ein solcher nächtlicher Überfall nicht wiederholte, waren sie schließlich wieder gegangen. Mara und Joshua taten so, als hätten sie ihren Schrecken bereits überwunden, aber die feuchten Dielen und Stufen und der frische Geruch, den Mauerwerk und Holz nach der Säuberung verströmten, erinnerten sie an den nächtlichen Kampf.

»Es wird wie immer sein«, sagte Joshua bedrückt und begann, seine Gebetsriemen umzulegen. »Niemand wird sich um die Ungläubigen kümmern. Wir sind zu unwichtig, als dass unser Schicksal irgendjemandes Mitleid erregen würde.«

»Wenn Suleiman zu uns stößt«, wandte Sean ein und wunderte sich, dass der junge Araber sich noch nicht hatte blicken lassen, »haben wir zwei wichtige Vertraute in der Stadt. Dich, Uthman, und Suleiman.«

»Und vielleicht dessen Freunde«, fügte Henri hinzu.

Nach dem zweiten Ruf des Muezzins war ein lautes Klopfen an der Haustür zu hören. Mara ließ Suleiman ein und wies ihm den Weg hoch zum Dach.

»Salaam«, rief er und begrüßte die Gefährten. »Wenn ihr hört, was vorgefallen ist, werdet ihr verstehen, warum ich gestern Abend nicht gekommen bin, wie ich es versprochen hab.«

»Setz dich«, forderte ihn Joshua auf. »Und dann erzähle: Was hat dich aufgehalten?«

»Ich habe einen halben Tag und eine halbe Nacht nach Mariam gesucht«, antwortete Suleiman. »Ich habe mir Sorgen gemacht und das Schlimmste vermutet. Aber sie ist nur mit ihrem Vater aus der Stadt geritten.«

Henri runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht. Wovon sprichst du? Wer ist Mariam?«

»Die schönste Frau in Jerusalem. Ich liebe sie.« Suleiman sah sich um. »Eine Christin. Die junge Christin, die mich liebt.«

Als er die Begeisterung und die ehrliche Freude im Gesicht des jungen Muslims sah, dachte Henri wieder an seinen Traum. Es war auch Joshuas und Uthmans Traum. Junge Menschen als Streiter für den Frieden zwischen den Religionen zu gewinnen und sie auszubilden. Sean und Suleiman könnten die ersten Schüler sein – kampferprobt, gewandt im Umgang mit anderen, vielsprachig und über ein breites Wissen verfügend. Es war noch zu früh, feste Pläne zu schmieden – aber irgendwann musste man damit beginnen. Er hörte schweigend, was Suleiman berichtete.

»Heute um Mitternacht lief ich vom Fischmarkt, wo Mariam lebt, nach Hause. Unterwegs habe ich Männer gesehen, die zwei Tote auf Leitern durch die Stadt schleppten und dann

begruben. Stellt euch vor, sie beerdigten sie direkt neben der Gartenmauer meines Vaters. Alle waren schwarz gekleidet und hatten große Eile an den Tag gelegt.«

»Dort drüben«, Uthman deutete zur Brüstung, »sind gestern Nacht zwei gedungene Mörder eingestiegen, die uns umbringen wollten. Henri ist zum Glück durch das Knarzen einer Treppenstufe auf sie aufmerksam geworden und hat sie außer Gefecht gesetzt. Leider sind sie dabei umgekommen.«

Suleiman zuckte zusammen. Sein Gesicht färbte sich fahlweiß. Ungläubig runzelte er die Stirn, dann schüttelte er den Kopf.

»Wir haben sie in die Gasse hinuntergeworfen. Ihre Komplizen sind dann mit den Leichen davongerannt«, schloss Sean. »Weißt du, wer die Kerle waren?«

»Vielleicht kenne ich ihren Anführer«, antwortete Suleiman verwirrt. Seine Augen waren vor Schreck geweitet. Er schien nicht glauben zu können, was er eben gehört hatte.

»Ihr habt gegen die Männer gekämpft?«

»Hier, auf der Treppe«, sagte Henri. »Sie hatten Schwerter und Dolche bei sich. Ich konnte sie Gott sein Dank überraschen. Ihre Schwerter haben wir hier behalten.«

Suleiman bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schwieg. In seinem Inneren wisperte eine Stimme: Du weißt, wer die Schwerter geschmiedet hat! Als er den Kopf hob und sein Blick Joshua traf, sagte er: »Ich bin sicher, dass ich den Anführer erkannt habe. Ich bin mit ihm... er hat mich kämpfen gelehrt, mit allen Waffen. Er ist ein aufrechter Mann und kein Mörder. Er hat mich fünf Jahre oder länger beschützt.«

»Allahu Akbar«, murmelte Uthman. »Was für eine seltsame Welt.«

Sean setzte sich neben Suleiman, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Als der Mob vor dem Haus Steine geworfen hat, ist er von einem großen, schlanken,

schwarzhaarigen Mann mit scharfen Gesichtszügen angefeuert worden. Ich habe diesen Kerl wiedererkannt, es war der Anführer einer Bande, die mich entführt hatte.« Er wies mit dem Kopf in die andere Richtung. »Dann kamst du und hast die Menge verscheucht. Kennst du diesen Mann, Suleiman?«

»Ich kenne ihn.« Suleiman nickte schuldbewusst.

»Ist es der, den du nachts beobachtet hast? Der Anführer der Assassinen?«

»Genau der ist es.«

Sean zuckte mit den Schultern. Henri, der ihn scharf beobachtete, war bewusst, dass Suleiman die Wahrheit sprach, den Mann, den er kannte, aber nicht verraten wollte. An Suleimans Stelle und in dessen Alter hätte er selbst auch lange gezögert, einen Mann zu verraten, selbst einen solchen Schuft wie diesen.

»Sagst du uns, wer es ist?«

»Zwingt mich nicht dazu. Ihr werdet es erfahren.« Suleiman schüttelte verzweifelt den Kopf. Auf Henri wirkte er fast bemitleidenswert. »Wisst ihr, mit diesem Mann und mit dem, was er tut, hängt vieles andere zusammen. Ich muss darüber nachdenken und mir über einiges klar werden. Ich bin nur ein Sohn, der im Haus seines reichen Vaters lebt.«

»Ich kann dich verstehen«, murmelte Joshua. »Lasst ihm Zeit und helft ihm«, sagte er, an Henri, Uthman und Sean gewandt.

»Ich werde ihn nicht drängen.« Henri lehnte sich zurück und betrachtete Suleiman mit prüfend. Als sich ihre Blicke trafen, sagte er: »Es ist doch merkwürdig: diese Schriften, deine Hartnäckigkeit, mit der du uns beobachtet hast, diese gefährlichen Vorfälle. Was willst du wirklich, Suleiman?«

Der junge Araber zögerte nicht und antwortete: »Mit euch zusammen, an eurer Seite und für euch kämpfen, und zwar für eine Welt, in der alle Menschen und alle Religionen friedlich

zusammenleben können. Gleichgültig, wie der Name ihres Gottes ist.«

»Umfasst deine Welt nur diese Heilige Stadt oder gar viele andere Länder?«, erkundigte sich Joshua mit sanfter Stimme.

»Ich bin hier aufgewachsen«, sagte Suleiman. »Ich kenne nur meine Sprache, aber ich kann in ihr schreiben, wie Ihr wisst. Außerdem beherrsche ich ein paar Worte Griechisch und ein bisschen in Latein. In anderen Ländern würde ich so hilflos sein wie... wie Sean mitten in Al Quds.«

»Aber wir werden nicht für immer in Jerusalem bleiben können«, gab Uthman zu bedenken. »Wir sind Wanderer, wir reisen viel umher, und oft genug mussten wir vor dem Hass anderer flüchten.«

»Allein werde ich Al Quds nicht verlassen«, sagte Suleiman einige Atemzüge später, »wohl aber mit euch zusammen.«

»Du lebst im Haus deines Vaters?«

»Im Haus meines reichen Vaters«, bestätigte Suleiman. »Ohne ihn bin ich ein Nichts. Und er wird mir verbieten, die Christin zur Frau zu nehmen.«

Joshua warf die Arme in die Höhe und rief beschwörend: »Bei Gott! Verlangt nichts Unmögliches! Helft ihm, so, wie er uns geholfen hat.«

»Ein weiser Rat, Joshua!«, sagte Sean. Er wandte sich an Suleiman.

»Was tun wir beide morgen?«

»Morgen wird es friedlich und ruhig sein in der Stadt und überall im Land«, antwortete Suleiman. »Keine Händler macht Geschäfte, der Basar ist geschlossen, die Moscheen sind voller Gläubigen.«

»Der beste Tag, um mir jeden verborgenen Winkel der Stadt zu zeigen, Schüler Suleiman«, sagte Sean lachend. »Dafür bringe ich dir die wichtigsten Worte in meiner Sprache bei.«

Trotz seiner Unschlüssigkeit lachte auch Suleiman und legte die Hand auf die Brust.

»Allahu Akbar!«, antwortete er. »Damit können wir gleich anfangen.«

*Abu Lahab ben Taimiyas Reich der Träume*

Abdullah ibn Aziz überragte, auch ohne Turban, Abu Lahab um zwei Handbreit. Er musste sich häufiger unter schwer herunterhängenden Ästen bücken als sein Herr, der an seiner rechten Seite durch die blühende Pracht des Gartens spazierte. Die Männer redeten leise miteinander, obwohl niemand da war, der sie hätte belauschen können. Die Gesichter von Abu Lahab und Abdullah waren ernst und verschlossen.

»Du sagst, die beiden toten Männer – Allah gewähre ihnen ewiges Leben! – sind deine besten Meuchler gewesen?«

Abu Lahabs Stimme grollte und polterte heiser. Seine Enttäuschung war deutlich spürbar.

»Sie waren die besten. Schnell wie Jagdfalken und lautlos wie Schlangen. Beide waren Meister des Schwertes. So sehr ich es verabscheue, diese Wahrheit auszusprechen, aber die Ungläubigen waren die besseren Kämpfer in der Nacht.«

»Mein Plan, den Juden und die Christen zu vertreiben, ist also fehlgeschlagen.« Abu Lahab hatte keine Augen für die Blüten und die sorgfältig beschnittenen Büsche, die prächtigen Schmetterlinge oder für das Sonnenlicht, das auf den winzigen Wellen und Strudeln des Brunnens funkelte. »Der Krieg gegen die Ungläubigen ist also in weite Ferne gerückt. Niemand wird meine Schwerter kaufen!«

»Du willst tatsächlich einen Krieg entfachen, Effendi?«

Abdullah legte den Kopf schräg und starrte in Abu Lahabs Gesicht. So deutlich hatte der Effendi seine Absichten noch nie kundgetan.

»Nur einen kleinen, Abdullah. Manche Botschaften sind schneller als galoppierende Boten. Besonders die schlechten. Wenn wir die Ungläubigen nicht vertreiben können, wenn wir sie nicht einmal erschlagen können, müssen wir eben beweisen, dass sie sich gegen unseren Glauben verschwören. Wir müssen darlegen, dass sie unseren Propheten beleidigen oder sonstwas. Irgendetwas wird sich schon finden.«

Noch immer träumte er seinen Großen Traum, dachte Abdullah, dem viel daran gelegen war, so lange in seiner gut bezahlten Stellung und an Abu Lahabs Seite zu bleiben, wie Allah es zuließ.

Er wich dem Stamm eines Granatapfelbaums aus und sagte vorsichtig: »Ich soll also etwas erfinden? Eine Verschwörung der Ungläubigen gegen uns? Es sind doch nur eine Handvoll Ungläubiger in der Stadt und vor den Mauern, dagegen Tausende und Abertausende Muslime, Effendi! Wer soll so etwas glauben?«

Sie hatten das Ende des Gartens erreicht und setzten sich im Schatten auf eine steinerne Bank. Zwischen den Blumen eines steingefassten Vierecks hüpfen tschilpende Sperlinge umher. Abu Lahab schüttelte heftig den Kopf.

»Ich rechne nicht mit einem schnellen Erfolg in wenigen Tagen, o Abdullah!«, erklärte er nachsichtig. »Es mag lange Zeit dauern, aber ich glaube an ein kleines Königreich. An ein Emirat von Abu Lahab. Errichtet mit meinen Schwertern und meinen Dinaren.«

»Du bist der Einzige, der ein solches Emirat haben will.«

Bis zum heutigen Tag war Abdullah mit seinem Herrn sehr zufrieden gewesen, er glaubte, dass er ein guter Händler und der beste Schwertschmied war, den er kannte. Jetzt begann er ihn zu fürchten; Allah hatte sich offenbar entschlossen, Abu Lahabs Verstand zu verwirren. Für Abdullah waren nun er selbst und der Rechenkünstler Nadschib ben Sawaq die

Einzig, die das Schlimmste verhüten konnten. Um sich nicht noch mehr Traumfantasien anhören zu müssen, hob er die Hand und deutete auf das Haus.

»Effendi! Wenn dir, wovor Allah in seiner Weisheit dich sicher beschützen wird, ernsthafte Unbill zustößt, wird dein Sohn dein herrliches Emirat fortführen?«

»Er verfügt über alle Kenntnisse und Fähigkeiten, um mein Nachfolger zu werden. Was hast du herausgefunden?«

Über Haus und Garten kreiste mit klatschendem Flügelschlag ein großer Taubenschwarm. Außerhalb des Gartens hatte Lahab einen großen Taubenturm bauen lassen. Er benutzte einen Teil des Taubenkots als Dünger für seinen prächtigen Garten und verkaufte Säcke um Säcke des getrockneten Kots für gutes Geld. Oft gab es gebratene, gefüllte Täubchen zum Abendmahl in seinem Harem.

»Die Christin scheint in der Mitte der Stadt zu leben.«

»Ihr Name?«

»Dein Sohn ist bisher noch jedem seiner Verfolger entwischt. Er kennt jedes Loch in jeder Mauer der Stadt, Effendi«, sagte Abdullah. »Meine Späher sehen ihn, wenn er dein Haus verlässt und wieder betritt. Dann sehen sie ihn durch eine Gasse huschen, durch eine andere, über einen Platz. Und dann ist er verschwunden wie ein Dschinn.«

»Du befehlighst armlose Schwertkämpfer und blinde Beobachter!«, rief Abu Lahab erregt. »Al Quds ist nicht so groß wie die Wüste!«

»Bedenke«, erwiderte Abdullah schroff, »dass ich ihn ausgebildet habe. Was er kann, hat er von mir gelernt – außer Lesen und Schreiben und seinen verderblichen Hang zu andersgläubigen Jungfrauen. Wenn er sich nicht finden lassen will, wird er zum unsichtbaren Schatten in der Finsternis.«

Abu Lahab warf einen Stein nach einer Krähe, die auf einer Säule saß und ihn misstrauisch beäugte. Der Stein surrte eine

Elle neben dem Vogel durch die Luft und traf einen Baumstamm.

»Du hast Recht. Leider.«

In erklärendem Tonfall begann Abdullah, der seinen Dolch gezogen hatte und sich mit der Spitze die Fingernägel säuberte: »Ich bezahle von deinen kargen Drachmen, o Herrscher der Schatztruhen, mich und elf Männer. Nunmehr nur neun; zwei hat Allah nun um sich versammelt. Drei Männer brauchen wir für Waffen, Essen, Nachtlager, Kleidung sowie für das Aufschnappen von Gerüchten und Informationen im Basar und an tausend anderen Stellen. Vier sorgen in deiner Schmiede für Ordnung und verhüten Diebstähle und anderes Übel.« Er lachte kurz und bitter auf und streckte Abu Lahab die offenen Handflächen entgegen. »Zwei scharfäugige Nachtfalken versuchen, den Spuren deines flinken Sohnes zu folgen – bisher vergeblich. Gib mehr Drachmen, und ich lasse ihn von einem Dutzend der besten Männer beobachten. Immerhin weiß ich, dass er gegenwärtig weder in seinem Zimmern ist noch eine deiner Dienerinnen bespringt.«

»Tröstlich einerseits. Andererseits: Wo ist er?«

»Das weiß nur Allah«, antwortete Abdullah.

»Und was wirst du tun, wenn ich dich gnädig aus der Befragung entlasse?«

»Ich werde ausschlafen und dann die Witwe des einen Assassinen und den Bruder des anderen – beide wissen noch von nichts – mit einer erfundenen Geschichte und dem Rest deiner Drachmen zu trösten versuchen.«

»Es gibt keine Assassinen mehr. El-Aschraf hat sie alle vom Angesicht des Erdbodens getilgt.«

»Du würdest dich wundern, Vater der Doppelschneide!« Abdullah stand auf und verbeugte sich.

»Ich darf mich entfernen?«

Abu Lahab nickte.

»Du bist willkommen, wenn du mir sagen kannst, wo die Christin und ihre sicherlich unzüchtige Familie wohnen!«

»Bis dahin«, Abdullah legte die Hand auf seine Brust, verneigte sich ein zweites Mal und entfernte sich rückwärts gehend, »denke über die Kosten des Erfolgs nach und die Schwierigkeit, ein Schaf zu melken und gleichzeitig zu braten. Salaam.«

Er wartete nicht auf die gemurmelte Antwort Abu Lahabs, der den Arm auf das Knie und das Kinn in die Hand stützte und ihm blicklos nachsah. Die Krähe flog auf, als Abdullah in der Nähe der Säule vorbeiging, und flatterte krächzend davon.

Die Händler räumten ihre Marktstände auf. Weintrauben, Orangen, Aprikosen und Pfirsiche wurden in die kühlen Gewölbe geschleppt. Manche Händler legten das Fleisch, das sie nicht verkauft hatten, in große Fässer voller Salzlake. Die großen, mit Olivenöl gefüllten Krüge wurden weggeschlossen. In den Käfigen gackerten die Hühner und stritten sich um Wasser und Körner, ehe sie hinter den dunklen Läden verschwanden. Ein Händler kam vorbei und verzehrte schmatzend die letzten Weintrauben, deren Kerne er vor sich auf den Boden spuckte. Am Abend des sechsten Tages holte al-Qasim zwei Ledereimer voll Wasser vom Brunnen, steckte die Stücke des nicht verkauften Salzfishes in einen Leinensack und begann die Bretter seines kleinen Verkaufsstandes im hintersten Winkel des Fischmarktes zu putzen. Eines nach dem anderen stellte er aufrecht gegen die Mauer zum Trocknen und wusch sich mit dem Rest des Wassers. Die leeren Eimer brachte er dem Wirt zurück, von dem er sie geliehen hatte, ließ Gesicht und Arme an der Abendsonne trocknen und aß langsam seinen Brei aus Hirse, Datteln, Lauchstücken und gehacktem, scharf gewürztem Lammfleisch; nachdem er den Napf mit dem letzten Stück

Fladenbrot leergewischt hatte, goss er sich einen großen Becher Wein ein.

»Allah wird mir vergeben«, knurrte er. »Das war eine harte Woche. Wenig Fisch und noch weniger Käufer.«

Er leerte den Becher und blickte in den Sonnenuntergang. Den Ruf des Muezzins würde er später befolgen; eine Handvoll Männer und seine kleine Familie warteten auf ihn. Er blickte ruckhaft um sich, schlug seinen Burnus zur Seite und fischte einige Münzen aus dem Geldgürtel, den er um die Hüfte trug.

Er bezahlte den Wirt, räumte seine trockenen Bretter weg und machte sich auf den Weg zu Eleilah und dem kleinen Ahmad. Am Vorabend des Jawmul-dschumuati, des stillen Freitags, leerten sich die Straßen und Gassen der Stadt. Al-Qasims Geldgürtel war prall und schwer, enthielt aber nur Scheidemünzen, wenige Drachmen und einen einzigen Silberdinar. Die Einnahmen dieser Woche, überlegte er, gehörten zur Hälfte dem Hausbesitzer und der städtischen Steuer. Die andere Hälfte war für das tägliche Leben und die Bezahlung der Fische gedacht, die von Kamelen oder Eseln aus den nächsten Hafenstädten hierher getragen wurden. Al-Qasims Familie lebte in einem kleinen Haus, das an einem Stück der alten Stadtmauer lehnte.

Das Ende des Tages kündigte sich an. Die riesige rote Sonne versank in feurigen Gebirgen aus Wolken. Die Mauern, Türme und Kuppeln der Stadt färbten sich, die Gassen füllten sich mit Schatten. Je mehr sich al-Qasim dem Rand der Stadt näherte, desto mehr Öllichter brannten in Fenstern und Hauseingängen. Alle Kinder hatten die Gassen und Plätze verlassen; einsam plätscherte ein Brunnen. Al-Qasim trabte gedankenverloren mit klatschenden Sandalen weiter. Dann nahm er als Abkürzung eine Treppe, deren ausgetretene Steinstufen

abwärts führten, zur Mauergasse, die hinter seinem Haus an einer umgestürzten Säule endete.

Als er von der untersten Stufe sprang, kamen von rechts und links zwei dunkle Gestalten auf ihn zu. Er drehte den Kopf hin und her und riss die Arme hoch. Als er losrennen wollte, stolperte er über einen Fuß, der ihn am Knie traf. Er verlor den Halt und fiel zu Boden.

»Nein! Hilfe! Was wollt ihr...?«, schrie er. Unsichtbare Hände stülpten einen schwarzen, stinkenden Sack über seinen Kopf. Sein Schrei endete in einem erstickten Gurgeln. Ein harter Schlag traf seine Schläfe. Während er um sich trat und mit den Armen seine Gegner zu treffen versuchte, spürte er eine Übelkeit, die seinen ganzen Körper erfasste. Eine Hand riss an seinem Burnus, eine andere packte den Geldgurt.

Er verlor die Besinnung und merkte nicht, wie ein Dolch mit zwei heftigen Schnitten das dünne Leder des Gurts durchtrennte. Er spürte auch nicht, dass die Spitze des Dolches seine Haut über der Hüfte aufriss, und hörte nicht, wie die beiden, die ihn beraubt hatten, durch die Dunkelheit davonhasteten.

Einer hetzte die Stufen hinauf, der andere rannte durch die menschenleere Gasse davon.

Als al-Quasim wieder zu sich kam, kämpfte er gegen das Ersticken und die Finsternis an, bis er begriff, dass er einen stinkenden Sack über dem Kopf trug. Er riss und zerrte ihn herunter, schleuderte ihn zu Boden und schrie: »Helft mir! Man hat mich beraubt! Alles ist fort! Helft mir!«

Das Haus, in dem er wohnte, war nur drei Dutzend Schritte entfernt. Unsicher lief und schwankte er darauf zu und sah, wie sich manche Türen öffneten und seine Nachbarn mit Kerzen

oder Öllichtern hervorkamen, um ihm zu helfen. Die Diebe waren längst in der Dunkelheit verschwunden.

*Nächtliches Treiben in Al Quds*

Zwischen Abdullah ibn Aziz und dem jungen Mann, dessen langes Haar im Nacken mit einer Lederschnur zusammengebunden war, brannte ein Öllämpchen. Brot, Olivenöl und eine Schale angebratener, gewürzter Zwiebeln standen auf dem Steinblock, der als Tisch diente. Abdullah tunkte ein Stück Brot ins Öl, streute einige Körnchen Salz darauf und schob es in den Mund. Als er wieder deutlicher reden konnte, sagte er:

»Du bist Hasan al-Maqrizi, der Laufbursche von Abu Lahab. Willst du einen Silberdinar verdienen?«

Hasan grinste und langte nach dem Brotfladen.

»Einen? Dutzende, o Emir!«

Abdullah musterte das schmale Gesicht des Vierzehnjährigen. Die dunkelbraunen Augen, in denen sich das Flämmchen spiegelte, blickten aufmerksam. Für Abu Lahab erledigte der Junge alle Botengänge, schleppte Ware zu den Händlern und machte wenige Fehler. Er war in Al Quds aufgewachsen und kannte die Stadt besser als Abdullah. In Lahabs Haus schlief er unter der Treppe und schien alle Geheimnisse des Harems zu kennen, aber er plapperte nichts aus.

»Es gibt nicht mehr, und den Dinar auch nur, wenn du Erfolg hast.« Abdullah packte die schmutzige Hand des Jungen und fügte grob hinzu: »Und nachdem du dich gesäubert hast, wie es sich für einen muslimischen Späher gehört.«

»Späher? Ich renne für Abu Lahab in der Stadt herum und schlepe schwere Waren.«

»Damit ist es in der nächsten Zeit vorbei«, sagte Abdullah und biss genussvoll in eine Zwiebel. »Natürlich kennst du Suleiman, den Sohn unseres Effendi.«

»Allah! Ich sehe ihn jeden Tag. Und oft auch nachts.«

Abdullah nickte bedächtig und musterte Hasans bartloses Gesicht. Unter dem rechten Auge prangte eine Narbe. Die Nase war scharf wie der Schnabel eines Habichts und verlieh dem Jungen einen hungrigen, lauernenden Ausdruck.

»Sein Vater will wissen, wohin er geht, wenn er das Haus verlässt. Und woher er kommt, wenn er nachts wieder heimkehrt.«

»Ich gehe ihm nach, und bald werden wir's wissen«, sagte Hasan selbstbewusst. »Es sei denn, er verlässt die Stadt.«

Sie aßen und tranken ruhig weiter, bis die Schale mit den Zwiebeln leer war.

»Abu Lahabs Haus steht am Rande der Stadt, Suleimans Ziel liegt wahrscheinlich in der Stadtmitte«, erklärte Abdullah. »So viel weiß ich schon. Er darf dich nicht sehen. Auf keinen Fall darf er merken, dass er verfolgt und ausgespäht wird. Denk daran – er ist so listig wie sein Vater.«

»Warum willst du wissen, was Suleiman macht?«

Hasan al-Maqrizi legte den Kopf schief und zwinkerte.

»Weil Abu Lahab es wissen will. Er denkt, Suleiman sucht die Freundschaft zu aufrührerischen Ungläubigen. Aber er will Suleiman im Guten bekehren.«

Hasan nickte. »Das ist verständlich, sein Sohn ist immerhin sein einziger Erbe. Wann soll ich mit der Beobachtung anfangen?«

Der Junge schien sich auf die neue Aufgabe zu freuen. Wahrscheinlich dachte er an die Drachmen, die ihm Abdullah versprochen hatte. Dieser hatte zuerst einen seiner eigenen

Männer mit der Beobachtung Suleimans beauftragen wollen, aber Hasan schien ihm um einiges unauffälliger zu sein.

»Morgen, wenn Suleiman das Haus verlässt«, beantwortete er die Frage des Jungen. »Wenn du jemanden kennst, der dir hilft, lass dir helfen. Auch ihm gegenüber werde ich mich großzügig erweisen.«

»Ich höre mich um. Was soll ich tun, wenn mich Abu Lahab zum Schleppen braucht?«

»Dann werde ich ihm sagen, dass du von mir andere Befehle bekommen hast.«

Hasan schien den Anführer von Abu Lahabs Wächtern nicht zu fürchten, obwohl er wusste, dass Abdullah mit harter Hand prügelte und unnachsichtig strafte, wenn er Grund dazu hatte. Er nickte und hielt Abdullah die offene Hand hin.

»Wenn ich deine Befehle befolge und dir bald von Suleimans geheimnisvollen Wegen berichten soll – wie wäre es mit einem Teil der Bezahlung im Voraus, Vater der Mildtätigkeit?«

»Meinetwegen.«

Abdullah zog den Beutel hervor, den er an einer Schnur um den Hals trug, leerte ihn in seine Hand, suchte und legte zwei Drachmen auf den Tisch.

»Noch einmal, Hasan! Er darf dich nicht sehen, nicht erkennen, nichts merken. Du musst herausfinden, welche Häuser er aufsucht und wer darin lebt.«

»Ich sehe alles und vergesse nichts.«

»Da geht es dir wie mir.« Der große, hagere Mann nickte schroff. »Lüg mich an, und ich lasse dir die Zunge abschneiden.«

Abdullah sah mit stiller Belustigung, aber eiserner Miene zu, wie Hasan mit blitzschnellen Bewegungen die Münzen verschwinden ließ. Die Antwort verwunderte ihn nicht.

»Weil ich stets die Wahrheit sage, werde ich meine hurtige Zunge bis an mein Lebensende behalten.«

»Inshallah.«

Abdullah stand auf, bezahlte beim Wirt und war nach einem Dutzend Schritten von der Dunkelheit verschluckt. Hasan al-Maqrizi blieb noch eine Weile sitzen, kratzte sich unter den Achseln und freute sich auf die nächsten Tage. Sie würden wenig Arbeit und viel aufregendes Vergnügen bringen.

Die mondlose Nacht war sein Freund, und innerhalb der Mauern gab es nur wenige Winkel und Verstecke, die Suleiman nicht kannte. Länger als ein Dutzend Jahre hatte er, zusammen mit anderen Knaben, sich in Al Quds bewegt wie ein Fisch im Wasser. Er hatte gesehen, wie Häuser und Mauern niedergerissen und wieder aufgebaut wurden, er wusste, unter welchen Brücken Eingänge in verlassene Gewölbe führten, und wie man ungesehen durch Keller, Tunnels und trockene Wasserleitungen huschen konnte, ohne die Gassen, Straßen und Plätze benutzen zu müssen. Wenn er nicht wollte, dass man ihn sah, würde ihn wohl kaum jemand aufspüren können.

Jetzt, in der zweiten Nachtstunde, durfte ihn niemand sehen, denn er war auf dem Weg zu Mariam.

Mariam, die schönste aller Frauen. Mariam, die Christin. Sein Vater wusste, dass es sie gab, aber mehr hatte Suleiman nicht preisgegeben. Niemandem gegenüber! Er hütete alle Geheimnisse, die ihre Familie betrafen, tief in seinem Herzen. Und er wusste, dass ihn Abu Lahab beobachten ließ. Sogar von Abdullah ibn Aziz, einem seiner Lehrmeister, und von anderen Mannen. Aber bisher war er ihnen jedes Mal mühelos entkommen.

Er ging ohne Eile durch eine Gasse, die einhundert Schritte vor dem Haus Abu Lahabs von einem Sandweg abzweigte. Jedes zweite oder dritte Fenster war dort erleuchtet, einige Haustüren waren weit geöffnet und gewährleisteten Einblick in das Leben dahinter. Suleiman wich einigen Passanten aus, die so spät noch unterwegs waren, und dachte an Mariam, an seine

neuen Freunde und an mögliche Verfolger. Er vermied es, sich umzudrehen. Sie würden sich später ohnehin verraten.

Einige Zeit danach erreichte er seinen Lieblingsplatz. Etliche dreistöckige Häuser waren mit gemauerten Bögen verbunden. Hier an der Ecke führte eine Treppe hinauf, dort drüben kannte er eine kleine Brücke, die einen trockenen Kanal überspannte. Suleiman entschied sich dagegen, schon an dieser Stelle die offenen Straßen zu verlassen, und ging weiter, bis zu einem Brunnen, der in der Mitte eines kleinen Platzes plätscherte. Ein großer Walnussbaum füllte fast den gesamten Raum zwischen den Häusern aus. Suleiman setzte sich auf den steinernen Brunnenrand und spähte in die Eingänge der schmalen Gassen, die in den Platz mündeten. Er spürte, dass er verfolgt wurde, aber er nahm keinen jener flüchtigen Schatten wahr. Aus einigen Häusern drang Musik in die warme Luft. Leises Trommeln, eine Flöte und einige Lautenakkorde.

Suleiman stand auf und lief in eine der Gassen hinein. Er rannte eine Treppe hinunter und verschwand unter dem Bogen eines Gewölbes. Dort wartete er eine Zeit lang geduldig. Niemand war ihm gefolgt. Er tastete sich entlang einer feuchten, bröckligen Mauer bis zum Ende des Gewölbes, wo er einige Mäuse aufscheuchte. Dann erreichte er einen halb verfallenen Gang, ging hinein, schlüpfte in den dritten Quergang, stieg lautlos eine Treppe hinauf und befand sich plötzlich in einem anderen Stadtviertel.

Im schützenden Schatten einer Galerie lief Suleiman dicht an einer Mauer entlang bis ans Ende der Straße. Wieder wechselte er auf eine Treppe, und schon drang ihm der unverkennbare Geruch in der die Nase.

Vor dem Fischmarkt, abseits eines Viertels mit eng stehenden Häusern, hoben sich Baumkronen gegen den Himmel ab. Die Bäume wuchsen hinter einer Gartenmauer aus Lehmziegeln. Suleiman hielt sich im Schatten und ging bis zum Ende der

Mauer. Wieder wartete er, spähte ins Halbdunkel und lauschte auf jeden Laut. Er bückte sich, verschwand hinter einigen Büschen und kam fünfzig Schritte weiter, in völliger Dunkelheit, wieder hervor. Ein Ast reckte sich über die Mauerkrone. Suleiman sprang in die Höhe, packte den Ast und zog sich daran empor. Er schwang die Beine halb herum, fasste den nächsthöheren Ast und tastete sich bis zum Stamm.

Dann kletterte er gemächlich hinunter. Nun stand er im stillen Garten des Hauses, das Mariam mit ihrem Vater und einer Handvoll Diener bewohnte.

Er holte tief Luft. Hinter den Zweigen sah er ein schwaches Licht. Dort warteten Mariam und ihre Erzieherin auf der Terrasse auf ihn. Er wollte losrennen, aber er zwang sich, langsame Schritte zu machen, bis er zwischen den Zierpflanzen und den Küchenkräutern in den Lichtkreis trat.

Mariam, die am Tisch gesessen und gelesen hatte, sprang auf und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Er legte seine Arme um ihre Schultern und spürte ihren schlanken, warmen Körper.

»Hier bin ich, wie versprochen«, flüsterte er. »Jetzt haben wir eine halbe Nacht für uns.«

Sie küssten sich, zärtlich und lange. Dann setzten sie sich auf die Kissen der gemauerten Bank und begannen leise zu reden. Von ihrer Liebe, von einem gemeinsamen Haus und von den Kindern, die getauft und im christlichen Glauben erzogen werden würden. Hinter einer stoffbespannten Stellwand saß Irene, die Erzieherin, und hörte das Flüstern der Verliebten.

Sean sonnte sich auf dem Dach und lernte Arabisch. Währenddessen arbeitete Mara im Haus und kümmerte sich, zusammen mit einer jungen Dienerin, um Wäsche, Küche und Hausputz. Joshua war am frühen Morgen von dem

schweigsamen Riesen abgeholt und zu Rabbi Cohen begleitet worden. Henri hatte Uthman von der Moschee abgeholt und schlenderte gemeinsam mit ihm durch das mittägliche Treiben der großen Stadt.

»Immer wieder gibt es Stunden und sogar Tage«, sagte Henri und sah einem Vogelschwarm nach, der über den Dächern kreiste, »in denen ich zu glauben wage, dass wir endlich Ruhe finden.«

Uthman lachte kurz, aber freundlich. Er blinzelte im Sonnenlicht und antwortete: »Du bist älter als ich, Henri. Du hast die Ruhe mehr verdient als ich.«

»Aber wo soll ich sie finden? Wo kann ich sie finden?« Henri zuckte mit den Schultern. »Es liegt wohl doch ein Fluch auf uns Templern. Auch wenn es kaum noch Überlebende gibt.«

»Die Kreuzzüge und großen Kämpfe sind vorüber«, sagte Uthman. »Genieße den Frieden.«

»Bis zum nächsten nächtlichen Überfall«, bemerkte Henri leise und trat zur Seite, um drei Lastkamele vorbeizulassen. »Vielleicht gelingt es unseren Feinden beim nächsten Mal, das Haus zu stürmen.«

Uthman schüttelte den Kopf.

»Ich habe mit dem Eunuchen des Emirs gesprochen, dem Vorsteher der Stadtwachen. Seine Männer werden, besonders nachts, verstärkt die Augen offen halten. Ganz besonders in der Nähe meines Hauses, das hat er mir versprochen.«

»Das beruhigt mich ein wenig.«

Nach ein paar Schritten sagte Uthman: »Es gibt jemanden, der reich und einflussreich ist, der wahrscheinlich in Al Quds lebt, aber vielleicht auch außerhalb der Mauern. Er hasst Ungläubige und Männer wie mich, die mit Ungläubigen befreundet sind. Wenn es uns gelingt, diesen Mann zu finden, werden wir wieder ruhiger schlafen können.«

»Wie sollen wir herausfinden, wer es ist?«

Uthman zog den Kopf zwischen die Schultern und knurrte:  
»Dazu fällt mir nichts anderes ein, als abzuwarten.«

»Mit geschärften Sinnen.« Henri lächelte mild. »Und ebensolchen Waffen.«

Die beiden Gefährten lächelten sich zu und gingen ruhig weiter. Uthman wartete auf den nächsten Ruf des Muezzins, und Henri ertappte sich dabei, dass er in jedes Gesicht blickte und herauszufinden versuchte, wer voller Wut und Hass zurückstarrte.

Am späten Nachmittag, nachdem sich die Moscheen wieder geleert hatten, kletterte Hasan al-Maqrizi über die Mauer neben dem Tor, lief über das Gras und sprang dem schlafenden Wächter vor die Füße. Der Junge rüttelte ihn an der Schulter und krächzte: »Hast du Abdullah ins Haus gehen sehen, Vater des Schlafes?«

Der Alte blinzelte und gähnte, er schien Hasan zunächst nicht zu erkennen. Dann brummte er: »Er ist im Garten. Stör ihn nicht. Der Effendi redet mit ihm.«

»Dann werde ich hier warten. Rück zur Seite, Alterchen.«

Er setzte sich auf die Bank, lehnte sich zurück und schloss die Augen. Es dauerte nicht lange, und die gleichmäßigen Atemzüge des Alten, von Schnarchlauten unterbrochen, hatten auch ihn schläfrig gemacht. Er schlief ein und erwachte erst, als Abdullah ihm die flache Hand auf die Schulter legte.

»Du sollst deiner Arbeit nachgehen und nicht schlafen.«

Hasan sprang auf, dehnte seine Muskeln und erwiderte: »Ich hab die ganze Nacht nicht geschlafen, o Abdullah, sondern bin, wie du befohlen hast, stundenlang...«

Abdullah packte ihn am Oberarm und zog ihn in den Garten, sodass der Alte nicht mehr verstehen konnte, worüber sie redeten.

»Jetzt sprich. Ich sehe es dir an: Du hast ihn nicht gesehen!«

»Doch, schon!«, sagte Hasan gähnend. »Ich hab ihn kommen und gehen sehen. Und zwischendurch, fünf oder sechs Stunden lang, war er verschwunden.«

»Wo war er verschwunden?«

»Dort, wo's nach Salzfisch, Trockenfisch und Katzenpisse stinkt. Beim Fischmarkt.«

»Ich will mehr wissen.«

Hasan berichtete ihm, dass es zuerst einfach gewesen war, Suleiman zu folgen. Er war ohne Eile und arglos durch die Gassen gegangen, dann hatte er auf einem Platz Halt gemacht und war plötzlich verschwunden. Hasan hatte rund um diese Stelle alle Gassen und Treppen abgesucht, aber Suleiman schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Auch im Morgengrauen und später hatte Hasan dieses Geheimnis nicht lüften können. Er hatte gesucht, gewartet und Suleiman erst wiedergesehen, als dieser gute tausend Schritte von Abu Lahabs Haus entfernt seelenruhig zwischen den Häusern entlangging und ein altes Liebeslied vor sich her hin summte.

»Und jetzt, Abdullah, glaube ich, liegt er in seinem Zimmer und schläft«, schloss Hasan. »Er muss mit den Dämonen im Bunde sein.«

»Wohl eher mit dem Dämon der Listigkeit«, sagte Abdullah mürrisch. »Du wirst also heute Nacht wieder dort warten, wo Suleiman verschwunden ist. Versprochen?«

»So habe ich mir die nächste Nacht auch vorgestellt, Bruder der Drachmen.« Hasan köpfte mit einem Fußtritt eine Blume. »Ich werde herausfinden, wo er hingeht, früher oder später.«

Abdullah nickte und fuhr fort: »Vergiss die ersten und letzten tausend Schritte. Suche dort, wo er verschwunden ist. Schau dir jedes Haus im Umkreis an und schreib dir die Namen der Besitzer auf.«

»Das wird schwierig«, antwortete Hasan ohne jede Verlegenheit, »denn ich bin nur des Schreibers Bruder.«

»Dann merk dir die Namen. Alle!«

»Schon besser, das kann ich.«

»Es wird dort, wo Suleiman scheinbar anscheinend verschwunden ist, nur wenige Häuser geben, in denen Christen leben. Hör dich um, du wirst schon in Erfahrung bringen, was wir wissen wollen.«

»Genau so dachte ich vorzugehen, Abdullah.«

»Schön, dann haben wir beide gute Ideen. Schlaf ein paar Stunden, und mach dann dort weiter, wo du gestern aufgehört hast.«

Hasan grinste. »Ich höre und gehorche, o Abdullah.«

Er verbeugte sich halb spöttisch vor Abdullah und lief ins Haus, wo er sich unter der Treppe auf die zerschlissenen Teppiche warf, ein paar Mal gähnte und dann sofort einschlieff.

*Die Bettler und das Schwert der Armen*

Fast jeder Bewohner Jerusalems kannte den Bettler Seyam Yusuf, den Einarmigen, dessen Gesicht und Oberkörper von schrecklichen Narben, Wunden und Geschwüren entstellt waren. Er zählte, so glaubte man zu wissen, dreißig Lenze, aber sah mit seinem schlohweißen Haar und dem spitzen Kinnbart von der gleichen Farbe aus, als habe er längst sechzig erbärmliche Herbste erlebt. Er saß oft auf einem Kissen aus Rosshaar und Leinen im Schatten der Omar-Moschee unter einem großen Ölbaum und hielt seine Bettelschale mit der rechten Hand vor sich.

»Almosen, o Scheich der Barmherzigkeit«, rief er ein ums andere Mal. »Allah liebt die Großzügigen.«

Die meisten, die an ihm vorbeikamen und einen Blick in sein verwüstetes Gesicht warfen, ließen kleine Münzen, manchmal eine ganze Drachme und an hohen Feiertagen und während des Ramadan sogar einen Dinar in die Schale fallen. Händler brachten ihm manchmal etwas zu essen: Reis, einen Becher Granatapfelsaft, Käse oder kleine Stücke Salzfisch, Brot oder süßes Gebäck vom Vortag.

»Das Paradies ist dir sicher!«, rief Seyam Yusuf jedem Spender nach. Seine Stimme war dünn und hell, es war die Stimme eines vom Schicksal Gezeichneten. An keinem Tag war er vor Mittag zu sehen; niemand konnte sich erinnern, ihn gehen gesehen zu haben, aber er wechselte seinen Platz nach einem unerforschlichen Muster. Stets war er dort zu finden, wo einerseits viele Stadtbewohner und Besucher vorbeiströmten

und andererseits begüterte Muslim-Brüder zu finden waren. Ihm fehlte der linke Arm von der Schulter an.

»Gib Almosen, Vater des Reichtums!«

Wieder klorrte eine Münze in der Bettelschale. Der Bettler dankte mit zittriger Stimme.

»Die Houris im Paradies werden dich verwöhnen, du Großzügiger!«

An einem dieser Tage hockte er vor dem Eingang der Medrese unter einem Dach aus Palmwedeln und betrachtete unter halb geschlossenen Lidern die muslimischen Gelehrten, die ein und aus gingen. Jeder zweite warf sein Scherflein in die Schale. Manche übersahen ihn, weil sie zu zweit oder dritt in Gespräche vertieft waren. Wenn mehr als drei Münzen in der Schale lagen, griff der Bettler hinein und versteckte die Hälfte hinter seinem fadenscheinigen Stoffgürtel. Zwar saß er im Schatten, aber der Schweiß auf seinem Gesicht vermischte sich mit den Absonderungen der Geschwüre. Immer wieder wischte er mit einem Tuch über die Haut und ächzte dabei leise. Wieder fiel eine Drachme in die Schale.

»Deine Großzügigkeit ist ohnegleichen, o Emir der Freigiebigkeit! Ich danke dir im Namen des Allerbarmers.«

Stunde um Stunde verging, und die Schatten wanderten. Die Koranschüler verließen die Schulgebäude, und einige von ihnen hatten kleine Münzen für Seyan Yusuf übrig. Als nur noch wenige Menschen auf dem Platz zu sehen waren, stand der Bettler auf und musste sich dabei mit seinem Arm an der Mauer abstützen.

Er schob die Bettelschale in den Ärmel seines Burnus, hob das Kissen auf und hinkte davon. Der linke Ärmel hing herunter und flatterte im Takt seiner Schritte. Langsam ging er von Gasse zu Gasse, vornüber gebeugt und mit schlurfenden Schritten. Die Menschen wichen ihm aus, niemand sprach ihn an. Er bewohnte ein winziges, dreistöckiges Haus, das

zwischen größeren, weißen Stadthäusern eingezwängt stand. Der Bettler fischte mühsam den Schlüssel aus dem schweißfeuchten Halsausschnitt des Burnus, schloss auf und verriegelte die Tür von innen. Die Eingangstür war halb so breit wie die Hausfront.

Yusuf stand nun in einem schmalen, lang gestreckten Raum. Er tastete sich neben der Treppe an der Wand entlang bis zur Kochstelle, wo unter einem Haufen Asche noch ein Kern Glut rot schimmerte. Mit einem Span entzündete er einige Öllichter, hinkte zur Hintertür und zog den schwarzen Vorhang zu.

Er setzte sich an einen kleinen Tisch und zog die Säume des Burnus über die Schultern herunter, dann löste er die den Riemen, mit dem er den linken Arm am Oberkörper festgeschnallt hatte. Er bewegte mit erleichtertem Stöhnen seine Schultern, ließ beide Arme kreisen und rückte die Lämpchen näher an einen handgroßen Spiegel.

Mit einiger Mühe zog er den dünnen Stoff, der an seiner Stirn, vor den Ohren und am Hals an der Haut festgeklebt war, herunter. Der Stoff und die künstlichen Narben, Geschwüre und Flecken waren schweißgetränkt und rochen säuerlich. Er legte das breite Stoffstück in eine wassergefüllte Schale, wusch sein Gesicht mit kaltem Wasser, trocknete sich ab und murmelte: »Ein guter Tag, den Allah mir geschenkt hat.«

Yusuf knotete den Gurt auf, leerte seinen Beutel und zählte die Münzen. Dann streifte er den Burnus ab, reinigte seinen Oberkörper und legte die meisten Münzen in die Schale. Im Spiegel sah er das glatt geschabte Gesicht eines Vierzigjährigen. Er nickte sich zu, nahm ein Lämpchen und die Schale und stieg in das höher gelegene Stockwerk. Als er die Treppe zu seinem Schlafraum im zweiten Stock hinaufstieg, hinkte er nicht mehr.

Einige Kerzenflammen, am Ölflämmchen angezündet, erhellten einen kleinen Raum mit einem großen Fenster und

schweren Vorhängen, einem gemauerten Bett und breiten, dunkel glänzenden Bodendielen. Unter einer gemauerten Bank zog Yusuf eine Truhe hervor, klappte sie auf und legte mit langsamen Bewegungen die größeren Münzen hinein. Die Truhe, zwei auf zwei Handbreit groß, war mehr als halb gefüllt. Yusuf klappte sie behutsam zu und schob sie zurück.

Dann ging er zum Fenster, blickte in den dunklen Garten hinter den Häusern, bückte sich und hob ein viereckiges Stück der Dielenbretter hoch. In der Vertiefung darunter stand ein bauchiger Krug, in den er die restlichen Münzen hineinfallen ließ. Er verschloss das Versteck wieder, blies die Kerzen aus und streckte sich auf dem Lager aus. Tagsüber hatten mitleidige Seelen ihm so viel Essen gebracht, dass er weder Hunger noch Durst verspürte und zufrieden einschlief.

Am Morgen wusch er sich gründlich, erneuerte die klebenden Stellen in seinem Gesicht und auf der Brust und presste den Stoff mit äußerster Sorgfalt darauf. Mit ölgetränkten Lappchen, einem Pinsel und verschiedenen Farben stellte er seine erschreckende Verkleidung wieder her. Als er den Burnus aufhob und mit der rechten Schulter hineinschlüpfen wollte, hörte er aus den oberen Stockwerken ein verräterisches Klirren.

Jemand kam die Treppe heruntergerannt. Yusuf sprang auf, griff nach etwas, womit er sich wehren konnte, aber da waren sie schon über ihm.

Es waren zwei Männer, die schnell, effektiv und rücksichtslos vorgingen. Einer stülpte Yusuf einen Leinensack über seinen Kopf, dann erhielt dieser noch einen kräftigen Schlag gegen die Schläfe, sodass er zu taumeln anfang. Mit dem kleinen Messer, mit dem Yusuf wild um sich hieb, traf er einen der Angreifer. Doch ein zweiter Hieb in den Nacken nahm ihm endgültig das Bewusstsein. Er brach neben dem

Tisch zusammen und riss alles, was darauf stand, mit sich zu Boden.

Als Yusuf später wieder zu sich kam, zog und zerrte er an dem Sack, bis er sich befreit hatte. Sein Schädel dröhnte und schmerzte. Er zog sich am Tisch in die Höhe, taumelte zur Tür und zog die Vorhänge auseinander. Das grelle Sonnenlicht ließ ihn blinzeln. Er stöhnte und sah sich um.

Dann zwang er sich, zum Eingang zu tappen und an den Riegeln zu rütteln. Die Tür war nicht angerührt worden. Also waren die Eindringlinge durch das Fenster im obersten Stockwerk eingestiegen. Als er die Stufen hinaufstieg, wusste er bereits, was ihn dort erwartete.

»Allah ist unbarmherzig!«, stöhnte er.

Die Decken seines Lagers waren zur Seite gerissen worden. Das Fenster stand weit offen. Die Nische unter dem Kopfende der gemauerten Bank war leer, seine Truhe lag umgestürzt auf dem Boden. Er ging zum Fenster und blickte hinaus: keine Leiter, kein Seil. Er bückte sich, obwohl ihm schwindelte. Als er die Dielen des Verstecks hochklappte, sah er den Krug. Seine Hand fuhr hinein und fühlte die Münzen.

»Allahu akbar!« Die Finger wühlten in den Münzen. Die Diebe hatten sein großes Vermögen gestohlen und ihm das kleine gelassen. Er verschloss die Klappe, blieb auf dem Boden sitzen und umfasste die Knie mit den Unterarmen.

Zweieinhalb Jahre, in denen er fast jeden Tag in der stinkenden Verkleidung gebettelt hatte, waren vergeblich gewesen. Er musste wieder von vorne anfangen.

Wie hatten die Eindringlinge von seinem Schatz erfahren? Jetzt wussten sie auch, dass er zwei Arme hatte. Wer waren die Diebe? Wie lange hatten sie ihn schon beobachtet?

»Oh, Al Quds! Du hast mir kein Glück gebracht«, seufzte er und hielt mit beiden Händen seinen schmerzenden Kopf.

Es freute ihn, dass Mara und ihre junge Helferin, die Jüdin Rebecca, seinen einfachen Liedchen mit Vergnügen lauschten. Sean saß in der Sonne, lernte Arabisch und spielte zwischendurch auf seinem Schwögel, der kleinen Flöte mit den drei Grifflöchern.

»Spiel noch einmal, Sean!«, bat Mara ihn mit einem Ruf aus Joshuas Zimmer.

Sean blickte auf und antwortete lächelnd: »Mir fällt im Moment kein fröhliches Liedchen mehr ein, Mara. Vielleicht später. Oder morgen.«

»Ach nein. Alles, was du spielst, ist schön.«

Sean zuckte mit den Schultern und las arabische Wörter von einem Blatt ab, das ihm Uthman gegeben hatte. Der Sarazene, der in Cordoba studiert und vieles gelernt hatte, schrieb für Sean die Begriffe und Wörter in lateinischen Buchstaben. Sean las und wiederholte einige Redewendungen, dann hob er wieder den Schwögel an die Lippen und spielte ein Lied, das er irgendwann einmal gehört und fast wieder vergessen hatte. Er wartete darauf, dass Joshua, Henri und Uthman zurückkämen, und er war sehr gespannt auf den nächsten Besuch Suleimans.

Suleiman ist der hoffnungsvolle Sohn eines recht geheimnisvollen Vaters, über den Suleiman nicht viel spricht, dachte Sean. Er ist der Liebhaber einer bislang unbekanntes Christin, er ist zu allerlei Listen bereit, und er ist begabt: Er würde zu der kleinen Gemeinschaft der Freunde passen. Aber es gab noch so vieles, das sie von ihm wissen mussten, bevor sie ihn aufnehmen konnten.

Sean schwitzte. Die arabische Sonne hatte seinen ganzen Körper braun gebrannt. Die Tage in Uthmans Haus hatten ihm gut getan. Sein bartloses Gesicht war so dunkel geworden wie das von so manchem Araber, und sein kurz geschorenes Haar war stark ausgebleicht. Dennoch würde er in den Gassen

Jerusalems ohne Verkleidung sofort auffallen. Aber er fühlte sich wieder stark, kräftig und bei klarem Verstand. In den Gesprächen mit Henri, Joshua und Uthman waren viele Fragen geklärt worden. Er fühlte sich vollauf wohl, nur eines fehlte ihm noch immer: die Arme einer zärtlichen und leidenschaftlichen Frau. Aber hier in Jerusalem eine Frau zu finden, dachte Sean, das wäre in diesen Zeiten wahrhaftig ein Wunder.

Plötzlich vernahm Sean undeutliche Geräusche aus dem Untergeschoss.

Dann hörte er Maras Stimme: »Sean! Suleiman ist hier. Ich schicke ihn hoch zu dir aufs Dach.«

»Gern! Er ist mir herzlich willkommen. Ich hab viel mit ihm zu besprechen.«

Sean stand auf und fragte sich, welche Neuigkeiten Suleiman wohl bringen mochte.

Als er die Stufen heraufgeeilt kam, rief er: »As-Salaam aleykum, mein Freund!« Dann packte er Seans Handgelenk.

»Wa aleykum as-Salaam«, antwortete Sean, deutete auf die Hocker und Stühle und setzte sich. »Willkommen, Suleiman. Droht uns neue Gefahr?«

Suleiman schüttelte den Kopf. Anerkennend musterte er Seans muskulösen, dunkel gebräunten Oberkörper und sagte: »Bald redest du wie ein hochgebildeter Araber. So wie ich.« Er lachte. »Die Grußformel könnte ich nicht besser formulieren. Aber zu deiner Frage: Soviel ich weiß, sind heute keine Mörder hinter euch her. Ich habe nur verschiedene Gerüchte in der Stadt gehört. Jene Männer, denen ihr den Aufruhr und die nächtlichen Eindringlinge verdankt, denken über andere Pläne nach. Aber ihr müsst auf der Hut sein, in der Stadt gibt es einige Übeltäter.«

»Einer hat mich gerade besucht. Sie tun Übles, wie in jeder großen Stadt.« Sean grinste breit. »Und wie in manchen kleinen Städten auch.«

»Wollen wir denen, die Übles tun, nicht das Leben ein wenig vergällen?« Suleimans Vorschlag klang, als habe er bereits gründlich darüber nachgedacht. Sean blickte ihn erstaunt an.

»Wer? Wir? Etwa du und ich?«

»Warum nicht? Ich kenne die Stadt und viele Schurken. Du kannst gut kämpfen, und wir beide können besser rennen als die meisten, wir haben es immerhin bewiesen.«

»Und es wäre ein Versuch, der mich davon überzeugen könnte, wie ernst du es meinst.«

»Du traust mir noch immer noch nicht?«

Sean wiegte den Kopf und legte die Hand auf die Brust.

»Henri, mein ehemaliger Herr und großer Freund, der wie ein Vater zu mir ist, hat fünf Jahre gebraucht, um mir zu vertrauen. Er hat mich nie enttäuscht. Und vor allem ich habe ihn nie enttäuscht. Fünf Jahre, du arabischer Steinewerfer!«

»Ich schaffs in kürzerer Zeit. Vertrau mir.«

Sie mussten beide lachen, musterten einander voller Überraschung, und Sean hatte das Gefühl, er könne es mit Suleiman versuchen, ohne enttäuscht zu werden.

*Im Januar, Anno Domini 1324 – Elazar ben Aarons Flucht*

Das Gerücht, die Juden hätten das Leben christlicher Kinder auf dem Gewissen, ging schon seit mehr als einem Jahr durch die kleine Stadt. Ein Kind war tot im Wald gefunden worden, von Füchsen oder Wölfen und Raben angefressen. Es dauerte nur Stunden, und schon wussten die meisten Überlinger, dass angeblich die Juden das Kind getötet und den Leichnam für ihre geheimen und widerlichen Riten geschändet hatten. Elazar ben Aaron, der jeden Einzelnen seiner Gemeinde genau kannte, wusste hingegen, dass keiner von ihnen ein Kindermörder war.

Jetzt, als er das winzige Boot mit heftigen Ruderschlägen auf das andere Ufer zutrieb, auf das einzige Licht zu, das in seinem Rücken brannte, verfluchte er nicht nur die Christen der Stadt, sondern auch sich selbst – er hätte die Juden warnen müssen! Aber das hatten andere getan: wohlwollende, vernünftige Überlinger.

Verbissen und schwitzend vor Zorn und Angst, ruderte er weiter. Er sah, wie hinter dem Schattenriss der Dächer Überlingens das Feuer schwächer wurde. Der Dachstuhl war längst zusammengebrochen und hatte eine gewaltige Pilzwolke aus Flammen, Funken und Rauch in den Nachthimmel entlassen. Sie waren alle tot, verbrannt, erschlagen. Alle. Auch seine Eltern.

Er allein war davongekommen.

»Herr, Gott der Juden, warum hast du das zugelassen?«, ächzte er. Er drehte sich um und sah, dass er auf dem richtigen

Kurs war, Richtung Süden. Das schwache Licht brannte irgendwo am gegenüberliegenden Ufer, vielleicht in Dingesdorf. Zum eidgenössischen Ufer war es weit; er würde es wohl nicht schaffen. Die Heckspur des Bootes verlor sich in der rötlichen Dunkelheit, in der sich die fernen Flammen auf dem Wasser des Sees spiegelten. Er schien gerettet zu sein, jedenfalls für den Augenblick.

Elazar beruhigte sich mühsam. Niemand verfolgte ihn auf dem See. Seine Bewegungen wurden langsamer, aber er achtete darauf, dass der Widerschein der Flammen und das Licht am Ufer in gerader Linie zueinander standen und er sich auf dieser Linie bewegte. Es war eine mondlose, neblige Nacht, und alle Geräusche wurden von der Umgebung geschluckt. Elazar ruderte unablässig weiter.

Die Überlinger brachten den Leichnam des Kindes, den ein Holzfäller gefunden hatte, in die Stadt. Die Eltern erkannten ihren toten Knaben trotz der furchtbaren Wunden und des aufgedunsenen Körpers. Der Priester widersprach ihnen, als sie schrien, die Juden hätten den Jungen umgebracht. Sie begruben und betrauernten den Kleinen, und obwohl sich die Aufregung nach einigen Monaten gelegt hatte, blieben Hass und Misstrauen. Diejenigen, die bei den Juden die meisten Schulden hatten, schrien am lautesten.

Aber niemand tat den Juden etwas zuleide, vergriff sich an deren Töchtern oder Frauen. Die Juden wohnten nicht im Ghetto, nicht in einem jüdischen Viertel Überlingens, sondern über die ganze Stadt verteilt. Elazar war in Geschäften seines Vaters unterwegs und ritt über Land, und weil er sich heute verspätet hatte, lebte er noch.

Die Überlinger gingen den Juden aus dem Weg. Aber die Ruhe war trügerisch. Das zeigte sich rasch, als bald ein zweiter

Junge vermisst und seine Leiche kurz darauf im Bach treibend gefunden wurde.

Der Körper des Jungen war von Wunden übersät, die durch schwere Prügel verursacht worden waren. Drei Frauen und der Müller sprangen ins Wasser und hoben den kleinen Leichnam heraus. Sie schleppten ihn wehklagend und schreiend durch die halbe Stadt zum Arzt. War es das Wetter oder das Wasser des Baches, die Bewegungen der Träger oder etwas anderes – aber vor einem Haus, in dem Juden wohnten, brachen die Wunden auf und sonderten wässriges Sekret ab.

»Die Juden sind schuld! Das ist der Beweis!«

Das Geschrei rief die Überlinger aus den Häusern. Sie strömten zusammen und schlossen sich der Menge an, die durch die Gassen zog. Wieder näherte er sich dem Haus eines Juden, eines Arztes, der sich anbot, den Leichnam zu untersuchen. Und wieder begannen einige Wunden zu bluten.

»Schlagt die Kinderschänder tot!«, schrie die Menge und tobte. Am Hals des Leichnams zeigte sich eine Wunde, die wie ein Schnitt aussah. Auch hier sickerte eine hellrote Flüssigkeit heraus.

»Sie haben das Kind geschächtet!«

Es gab genügend Besonnene, die versuchten, die Rasenden aufzuhalten, aber sie wurden niedergeschrien und überrannt. Das Aufbrechen der Wunden galt als Beweis. Ein Gottesbeweis schrie nach einem Gottesurteil. Einige Städter warnten die Juden vor der aufgewühlten Menge und beschworen sie, in Häusern aus Stein Zuflucht zu suchen.

»Kinderschänder! Kinderschächter! Zündet ihre Häuser an! Schlagt sie tot!«

»Sie haben unseren Herrn umgebracht. Jetzt vergreifen sie sich an unseren Kindern!«

»Lasst sie nicht ungeschoren davonkommen!«

Während die entfesselte Menge durch die Stadt rannte, brach die Dunkelheit herein. Fackeln wurden entzündet, als die ersten jüdischen Familien in einen der Rundtürme der Stadtmauer flüchteten. Er war bis auf den Dachstuhl, den man vor Jahren mit Stroh und Binsen eingedeckt hatte, aus Steinquadern und riesigen Bruchsteinen gemauert und konnte vermutlich tagelang verteidigt werden.

Junge Juden hatten sich mit allem, was sie packen konnten, bewaffnet, stürzten aus den Häusern und versuchten ihre Familien zu schützen. Fackeln flogen durch klirrende Fenster. Zuerst begann ein Haus zu brennen, dann ein zweites. Der Zug mit den Frauen, die den Leichnam trugen, war nun an der Kirche und am Gottesacker vorbeigegangen und näherte sich dem Stadttor. Von Angst getrieben, verließen einige jüdische Familien ihre Häuser und flüchteten in die Synagoge. Die meisten aber gehorchten dem Geschrei der wenigen Überlinger, die sie für ihre Beschützer hielten, und rannten zum Turm. Das Erdgeschoss des Bauwerks war voller Balken und Bretter, denn die Städter hatten sie dort gelagert, um im Winter den Turm auszubauen. Angst ging um, Furcht jagte die Juden in der Stadt hin und her.

»Rennt zum Turm, zu den anderen! Wir schützen euch!«, schrie es aus den Gassen. Wieder begann ein Haus zu brennen. Das erste Haus, in das brennende Fackeln geworfen worden waren, brach bereits mit brennendem Dach in sich zusammen; aus den Türen und Fensterhöhlen schlugen Flammen, und Rauch wälzte sich durch die Vorgärten.

Elazar ben Aaron sah die Flammen schon eine Meile vor der Stadt. Er hörte den Lärm und hielt sein Pferd an, als er verstand, was einige schrien. Furchtbare Angst packte ihn. Er hatte die Zinsen von zwei Dutzend kleiner Schuldner eingetrieben, deshalb waren seine Satteltaschen voller Münzen.

Seine Eltern, die Schwester und das Brüderchen, die ganze Familie wohnte in der Stadt – lebten sie noch?

Er entschied sich schnell. Elazar war braunhaarig und hatte goldfarbene Augen. Seine Kleidung war die eines Reisenden; er trug weder Schläfenlocken noch eine Kippa. Er spornte das Pferd, ritt durch das weit offene Stadttor und schlug im Trab den Weg zum Haus seines Vaters ein.

Die Stadt hallte wider vom Geschrei und lauten Flüchen. Die Menschen waren geradezu besessen. Viele rannten ohne Ziel hin und her und beachteten den Reiter nicht. Immer wieder rannten jüdische Familien oder Gruppen an ihm vorbei, auf den wuchtigen Rundturm zu. Über den Dächern und durch Torbögen, über Plätze und durch die Gassen leuchteten die Flammen von einem Dutzend großer Brände. Überall brodelte grauer und schwarzer Rauch, den ein Uferwind nach Osten trieb. Durch den Rauch stolperten und torkelten einzelne Menschen, die laut schrien.

Elazars Sorge um das Leben seiner Familie war einem lähmenden Schrecken gewichen. Ihm war nun klar, dass er zu spät kam, um sie zu retten. Er galoppierte über den Marktplatz, durch Rauch und Dampf, bog hinter der Schule nach rechts und sah, dass sein Elternhaus, das einen Steinwurf neben der Synagoge stand, lichterloh brannte. Sein Pferd scheute und hätte ihn beinahe abgeworfen.

»Zu spät!«, schrie er panisch, riss das Pferd herum und ritt zurück. Fackeln flogen durch die Luft und in die Fenster anderer Häuser. Er ritt zum Stadttor, zum Rundturm, und auf dem Weg dorthin starrte er in jedes Gesicht. Manche der Flüchtenden erkannte er; von seiner Familie sah er jedoch niemanden. Sie sind bereits tot, dachte er verzweifelt.

Er sah, wie die letzten Juden, die eben noch gerannt waren und in panischer Eile aus den Gassen hervorhasteten, im Turm verschwanden. Hinter ihnen her kamen Überlinger mit

lodernden Fackeln, die sie über den ihren Köpfen kreisen ließen. Dann schleuderten sie die Fackeln vor den Eingang des Turms; dort flammten Heuhaufen und Strohballen auf und erfüllten das Innere mit Rauch und Funken. Gellende Schreie drangen aus den winzigen Öffnungen in den oberen Stockwerken, die mit Böden aus Balken, Brettern und Leitern eingeteilt waren.

»Da ist noch einer!«, brüllte jemand hinter Elazar. Er war sicher, dass der Schrei ihm galt. Sofort hieb er dem Pferd die Sporen in die Seiten und trieb das auskeilende, schäumende Tier am Torturm vorbei durch das Stadttor.

»Hinter ihm her!«

»Jawohl, sie müssen alle sterben!«

»Führt sie ihrer gerechten Strafe zu!«

Heisere Stimmen geiferten hinter ihm her. Er sah schemenhaft die Straße, die sich hell gegen Gras und Strauchwerk abhob. Die Hufe des Pferdes schleuderten Sand und Steine nach hinten.

Es musste etwas Furchtbares geschehen sein, das die gesamte Einwohnerschaft in Raserei versetzt hatte, sagte sich Elazar, der sich im Sattel vorbeugte und den Weg zu erkennen versuchte. Zweihundert-neunundachtzig Juden lebten in Überlingen.

»O Herr!«, schrie Elazar und spürte nicht, dass bittere Tränen über seine Wangen liefen. Er blickte über die Schulter. Im Mauerwerk des Turms zeichneten sich die Öffnungen weiß, gelb und rot als kleine Vierecke ab. Flammen wüteten im Inneren.

Er zügelte das Pferd und ritt langsam weiter. Die Schreie wurden leiser.

Aber über einem großen Teil der Stadt schraubte sich eine dicke Säule schräg in die dunstige Nacht. Ihr Inneres war von Flammen wie von einem Flechtwerk aus Adern durchzogen.

An den Rändern dampfte es weiß, und gewaltige Funken taumelten durch die Nacht wie brennende Vögel. Die Säule gab ein brausendes Summen und Knistern von sich und wuchs mehr und mehr in die Höhe. Jetzt schlugen aus manchen Turmfenstern dicke Rauchschwaden, dann loderten gierige Flammen in den Nachthimmel.

Zwischen Elazar und dem Hintergrund der dunklen Nacht bildete das Feuer eine Mauer aus flackernder Helligkeit. Würde man ihn verfolgen, sagte er sich, würde sich jeder Mann, jeder Reiter als bewegter Schattenriss abzeichnen. Die Einsicht in seine eigene Ohnmacht schmerzte sehr, aber was konnte er schon mit einem Dolch im Gürtel und einem zweiten im Stiefelschaft und seinen zwanzig Jahren gegen eine Stadt voller rasender Mörder ausrichten?

Langsam ritt er weiter, auf das Ufer zu. Seine Gedanken überschlugen sich. Zurück nach Überlingen? Undenkbar. Sie würden ihn, den einzigen oder einen der wenigen Juden, die das Massaker überlebt hatten, ebenso erschlagen wie die anderen. Sein Vater kannte gute und erfolglose Geldverleiher überall auf der Welt, er kannte viele Gelehrte und viele andere Juden. Gut, sagte sich Elazar, dass der Vater ihm sein Notizbüchlein mitgegeben hatte. Wo lebte der nächste Freund? Dort wollte er hin. Aber zunächst musste er über die Grenze, zu den Eidgenossen. Wo wurden Juden nicht scheel angesehen und verfolgt? In Frankreich, bei den Italienern, im Heiligen Land?

Wieder hielt er an und drehte sich um. Einige Feuer waren erloschen, aber der Turm brannte noch.

Er sah winzige Gestalten und vermochte sich in grauenvoller Deutlichkeit vorzustellen, welche Szenen sich im Inneren des Turms abspielten. Das Holz im untersten Geschoss brannte lichterloh. Die Eingeschlossenen, die zunächst von Stockwerk zu Stockwerk geflüchtet waren, erreichten die Turmzinnen und

begannen, brennende Balken und Waffen, Steine und Bretter auf die schreienden Gaffer hinunterzuschleudern.

Einige Juden, die sich vor dem Feuer hatten retten können, taumelten aus dem Turmeingang hervor.

Sie wurden von der wütenden Menge totgeschlagen und mit Beilen zerstückelt. Die Flammen erreichten das Dach, das wie ein riesiger Reisighaufen aufflammte. Voller Panik sprangen einzelne Juden zwischen den Zinnen hervor und brachen sich Genick, Schädel und sämtliche Knochen, als sie unten auf dem Boden aufprallten.

Rings um den Fuß des Turms, in einigem Abstand wegen der gewaltigen Hitze, warteten die schreienden Überlinger. Noch immer brannte das Innere des Turms, noch waren darin Einzelne am Leben. Die meisten Juden im Turm waren erstickt und verbrannt; gewaltiger Gestank nach schmorendem Horn und Menschenfleisch breitete sich aus. Die gellenden Schreie aus dem Turm, dessen Dach in einzelnen Teilen durchsackte und nach innen fiel, ließen nach. Kurze Zeit später waren nur noch die Geräusche des Feuers und der Zerstörung zu hören – und das Knistern und Knacken, mit dem sich Risse und Sprünge im Mauerwerk ausbreiteten. Der rote Schein über der Stadt erlosch.

»Sie sind alle tot. Nur ich bin übrig«, murmelte Elazar, wobei ihm die Tränen über das Gesicht rannen. Er ritt bis zum Ufer des Sees, und während sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, fand er den Steg, an dem einige Fischerboote festgemacht waren. Sanfte Wellen schlugen leise an den Kieselstrand; der Januar war sehr mild, und es lag kein Schnee.

Elazar zuckte mit den Schultern. Es musste sein. Es ging nicht anders. Er stieg aus dem Sattel und begann die schweren Satteltaschen abzuschnallen. Das Pferd musste er hier lassen,

aber alles andere konnte er auf der Flucht gebrauchen, wenn auch nur als Ware zum Tauschen. Er schleppte Sattel und Satteltaschen und zuletzt den Ledersack mit seinem Proviant zu einem Boot, in dem zwei lange Ruder lagen.

Dann löste er Trense und Zügel vom Kopf des Pferdes, hieb mit der flachen Hand auf die Kruppe und sah zu, wie das Tier unwillig im Dunkel verschwand. Elazar löste die Knoten der Taue, mit denen die anderen Boote festgemacht waren, sprang ins Boot und stieß es vom Steg ab.

»Eines Tages komme ich mit Schwert und Feuer zurück, und dann rotte ich euch alle aus, mit Stumpf und Stiel!«, rief er verzweifelt und drohte mit der Faust in die Richtung der Stadt, in der er aufgewachsen war. Er begann langsam zu rudern, hielt inne und kühlte sein heißes Gesicht. Zügig entfernte er sich vom Ufer.

Die Nacht verschluckte ihn und das Boot.

Während er ruderte, beruhigte sich der Aufruhr in seinem Inneren. Er begann klarer zu denken und versuchte, sich darüber klar bewusst zu werden, welche Möglichkeiten ihm geblieben waren. In jeder Stadt, in der es Juden gab – die im Büchlein seines Vaters verzeichnet standen –, konnte er Hilfe finden und sich kurze Zeit verstecken. Aber wohin wollte er eigentlich? Für welches Ziel sollte sich ein Zwanzigjähriger entscheiden, der nicht viel mehr konnte als rechnen, das aber immerhin schneller als jeder, den er bisher kennen gelernt hatte? Sollte er sein Glück im Morgenland versuchen?

Erst einmal schaue ich mir das Land der Eidgenossen an, sagte er sich, nachdem er eine Weile überlegt hatte. Dann Frankreich oder Italien. Danach werde ich irgendwann einen Hafen finden, von wo aus mich ein Schiff zu einer Insel bringt oder vielleicht ins Heilige Land.

Hundert Fluchtorte, hundert Städte und hundert Möglichkeiten standen ihm offen. Aber eine beglückende

Gewissheit war das nicht, denn die Geborgenheit der Heimat hatte er zugleich mit seinen Eltern verloren.

Die Stille schluckte die Ruderschläge. Murmelnd sprach er das Kaddisch, das Gebet für die Verstorbenen. Die Nacht nahm die leisen Worte und ihn tröstend in sich auf.

*Das Flüstern im Basar von Al Quds*

»Nimm Geld mit«, hatte Suleiman gesagt. »Du wirst es brauchen. Ich hab nicht genug für uns beide.«

Sean hatte etliche Dinare und Drachmen eingesteckt, bevor er sich von Mara und Joshua verabschiedete. Henri war allein unterwegs; er wollte in der ehemaligen Kapelle der Christen beten, in der Vorhalle eines Gebäudes am Kalvarienberg, auf dem Jesus gekreuzigt worden war. An Suleimans Seite ging Sean in die Richtung eines Stadtviertels, das er noch nicht kannte.

»Um schnell und leise sein zu wollen, brauchen wir gutes Schuhwerk«, sagte Suleiman. »Deine Stiefel und meine Sandalen taugen nichts. Man kann in ihnen nicht rennen oder klettern, ohne zu stolpern und hinzufallen.«

»Recht hast du«, stimmte Sean zu. »Also suchen wir einen Schuhmacher.«

»Wir brauchen ihn nicht zu suchen. Ich weiß, wo einer ist.«

Während sie ohne Eile durch das fröhlichmorgentliche Jerusalem gingen, erzählte Suleiman Sean von seiner Kindheit. Der junge Schotte begann, einzelne Häuser und Straßen, Brücken und Bauwerke mit anderen Augen zu sehen. Es gab zwar nur einen großen Basar in Al Quds, aber in den verschiedenen Vierteln mehrere kleine Souks und Plätze, auf denen Markt abgehalten wurde. Suleiman zeigte Sean die belebten Gassen mit den Häusern, in deren Untergeschossen sich eine kleine Werkstatt an die nächste reihte.

»Hier findest du alles, was die Menschen hier in dieser Gegend brauchen, und noch mehr von dem, was niemand wirklich braucht.« Er lachte kurz. »Wenn du geschickt feilschst, kannst du mit wenig Geld viel kaufen.«

Seans betrachtete alles aufmerksam, um zu begreifen, wie das Leben in der Heiligen Stadt vonstatten ging. Er stellte, so gut es ging, viele Fragen und erkundigte sich auch ein zweites Mal, wenn er eine Erklärung oder Antwort nicht ganz verstanden hatte. Suleiman antwortete geduldig auf jede noch so unbeholfen gestellte Frage.

»Wir sind am Ziel, beim Meister der Sohlen«, sagte Suleiman plötzlich und zog Sean zur Seite. Sie traten durch einen gemauerten Bogen in einen dämmerigen Raum, in dem es nach Leder, Gerberlohe, heißem Pech und Schweiß roch. Dutzende Holzteile, die abgehackten Füßen glichen, hingen an farbigen Schnüren von der Decke herab. Der Schuhmacher, ein Mann in mittleren Jahren mit dünnem Bärtchen und halb kahlem Kopf, verbeugte sich vor ihnen. Suleiman deutete auf seine und Seans Füße und redete so schnell auf den Schuhmacher ein, dass Sean kaum ein Wort verstand.

»Setzen wir uns.«

Der Schuhmacher zog zwei Hocker aus dem dunklen Hintergrund der Werkstatt hervor und verschwand wieder. Dann erschien er mit einem großen Korb voller Schuhe aus Stoff, Strohgeflecht und Leder in vielen Formen, Größen und Farben.

»Wir brauchen halbhohle Schuhe zum Schnüren, und mit weicher Sohle, aber robust müssen sie sein. Sie müssen Steinen, Wasser und einer Menge Schweiß trotzen«, sagte Suleiman zu Sean. »Zieh deine Stiefel aus.«

Sean gehorchte. Der Schuhmacher setzte sich auf einen Teppich vor ihre Füße und zog ein Paar nach dem anderen aus seinem Haufen hervor. Suleiman schüttelte den Kopf, wählte

ein Paar aus, ließ es zur Seite stellen, wenn es passte, verwarf nacheinander vier Paare, redete auf den Meister ein, lachte, gestikulierte, zeigte auf Seans Zehen und sah zu, wie der ein zu kleines, dann ein zu großes Paar anzog, schließlich aber ein drittes, das zu passen schien.

Die Auswahl war groß, und der Kauf dauerte ziemlich lange. Immer wieder rannte entweder Sean oder Suleiman auf die Gasse hinaus und lief probeweise ein paar Dutzend Schritte. Zu guter Letzt hatte jeder sicherlich fünfzehn verschiedene Paar Schuhe ausprobiert. Doch dann fand Sean ein Paar, bei dem sich Leder und Stoff wie ein dünner Handschuh um seinen Fuß schmiegt, und sagte erleichtert: »Das sind die Besten. Diese nehme ich und keine anderen.«

Suleiman betrachtete die Schuhe aus dunkelbraunem Leder, schwarzem Stoff und blauen Bändern prüfend, drückte und zog, presste und zerrte und nickte schließlich zufrieden.

»Du hast, was du brauchst. Ich noch nicht. Lass mich über den Preis reden; ich kann recht gut feilschen. Hab ich von Abu... meinem Vater, gelernt.«

»Ihn würde ich es auch gerne lehren«, antwortete Sean mit einem hoffnungsvollen Grinsen. Er wartete, bis auch Suleiman das richtige Paar gefunden und der Schuhmacher seinen Korb wieder beiseite gestellt hatte.

Und dann begann Suleiman zu handeln. Der Meister und er schienen, so glaubte Sean zuerst, sich erbittert zu streiten, aber schließlich klatschten beide in die Hände. Suleiman zahlte und hielt Sean die offene Hand hin. Sean zählte ungefähr so viele Münzen hinein, wie er in Suleimans Hand zuvor gesehen hatte. Der Schuhmacher gab ihnen noch einen Stoffsack, in dem sie ihre alten Schuhe davontragen konnten, und rief ihnen noch eine ganze Reihe Heil- und Segenswünsche hinterher, die Sean bereits zum größten Teil verstand.

In einer Seitengasse des Basars, die kaum drei Ellen breit war, zog Suleiman seinen christlichen Freund in einen Hauseingang hinein, der kaum als solcher zu erkennen war. An Dutzenden hölzerner Stangen und Haken hingen rechts und links und über dem Eingang alle vorstellbaren Kleidungsstücke in vielen Farben und Mustern. Es waren Hunderte; Tücher, Streifen, Wamse und Hemden, Hosen und Schleier, Burnusse und anderes, das Sean nicht auf Anhieb erkannte. Die Stoffe raschelten sich wie ein Vorhang, als sich die beiden Männer bückten und ins Innere des Ladens traten.

»Was tun wir denn hier?«, erkundigte sich Sean verwirrt.  
»Ich dachte, wir haben alles, was wir brauchen.«

»Wir brauchen mehr, als wir haben«, beschied ihm Suleiman, der genau zu wissen schien, was er suchte. »Wart's ab, Sean.«

Kaum waren sie eingetreten, wieselte ein kleiner, rundlicher Araber in Burnus und mit Turban aus dem Hintergrund der Nähwerkstatt und schrie aufgeregt: »As-Salaam aleykum, o ihr missgekleideten jungen Fürsten. Ihr findet hier alles...«

Suleiman hielt ihn mit dem Gegengruß und ausgestreckten Händen auf und sagte: »Schwarz mit blauem Saum.«

Im Hintergrund der schmalen Werkstatt kauerten mehrere junge Männer und zwei zahnlose Greise an niedrigen Tischen, die Stoffe zuschnitten und schweigend nähten.

»Und wir brauchen lange Jacken mit großen Kapuzen, Meister der Nadel«, fuhr Suleiman fort.

Der Schneider gab seinen Mitarbeitern im Hintergrund ein Zeichen. Zwei Jungen sprangen auf, holten das Gewünschte und breiteten es vor Sean und Suleiman aus. Nacheinander, bedächtig jede Naht prüfend, legte Suleiman Sean zwei dieser Jacken um. Sie ließen sich vor der Brust zuschnüren und passten gut.

»Wo hast du gelernt, wie eine Naht sein muss, und all das andere?«, fragte Sean erstaunt und sah zu, wie Suleiman seine Jacken anprobierte und wieder ablegte.

»Der Eunuch im Harem meines Vaters und die vielen liebreizenden Dienerinnen haben es mich gelehrt«, entgegnete Suleiman. »Ich kann mehr als nur Steine werfen.«

Sean verkniff sich eine Antwort und wartete, bis der Schneider die Jacken zusammengewickelt und verschnürt hatte.

Suleiman feilschte und zahlte, nannte Sean den Betrag und achtete darauf, dass das Wechselgeld stimmte. Dann winkte er und rief: »Wa aleykum as-Salaam, Bruder des Garns.«

Nach einigen Schritten erkundigte sich Sean: »Wozu brauchen wir vier gleiche Jacken?«

»Nun, wenn eine zerreißt, haben wir noch eine zweite. Und dank der Farbe wird man dich für mich und mich für dich halten.«

»Die unbekanntenen Kapuzenmänner in den Gassen der Stadt, meinst du das?«

»Du wirst sehen, Sean, was alles im Schutz der Dunkelheit geschieht. Aus Gerüchten wird Wahrheit«, sagte Suleiman. Er nickte bestätigend. »Aber in der Wirklichkeit stecken die Wurzeln vieler Gerüchte und Geheimnisse.«

Sean blieb stehen und blickte zur Kuppel des Felsendoms hinüber. Vor mehr als 600 Jahren hatte der Kalif Abd al-Malik dieses Heiligtum neben der Al-Aksa-Moschee errichten lassen. Uthman hatte Sean die Geschichte dieses Bauwerks erzählt, das für Christen, Juden und Muslime gleichermaßen eine heilige Stätte darstellte. Mohammed war hier, vom Engel Gabriel begleitet, zu Allah aufgestiegen. An einer Stelle sah man angeblich den Hufabdruck seines Lieblingspferdes, in dessen Sattel er gesessen hatte.

Sean löste seinen Blick von den Kuppeln der Bauwerke und sagte: »Meine Neugierde wird von Stunde zu Stunde größer. Was sollen wir jetzt tun?«

»Merk dir genau den Weg, sonst verläufst du dich. Ich bringe dich zu deinen Freunden. Morgen Abend treffen wir uns dort, und dann zeige ich dir die Geheimnisse von Al Quds.« Er richtete seinen Blick zum Himmel. »Oder wenigstens ein paar dieser Geheimnisse.«

Durch Gassen, die Sean nie zuvor gesehen hatte, und vorbei an Wohnstätten, Händlerständen, Handwerkerläden und tausend Türen, Vorhängen und Fensterchen führte Suleiman den jungen Fremdling in jenen Teil der Stadt zurück, den Sean leidlich gut kannte. Kurze Zeit danach, in der Abenddämmerung, klopfte Sean an die Tür des Hauses, in dem seine Gefährten lebten.

*Februar Anno Domini 1324 –  
Von Uhldingen nach Sankt Gallen*

Elazar ben Aaron hatte im Morgengrauen in einer Händlerstation einen heißen Würztrunk bekommen und ein Pferd gekauft, einen alten, gutmütigen braunen Wallach, der nach einer halben Stunde scharfen Galopps zuschanden geritten worden wäre, wenn es Elazar darauf angelegt hätte. Aber er legte keinen Wert auf einen feurigen Hengst, er zog es lediglich vor, zu reiten, als zu Fuß zu gehen.

Weit abseits des Weges nach Süden, am Waldrand, suchte er sich im Schutz dichter Büsche ein ruhiges Plätzchen, tränkte das Pferd und ließ es die wenigen Blätter abweiden. Er schlief ungestört zwei Stunden und ritt weiter, bis er in der Dämmerung an zu einem vertrauenswürdig wirkenden Gasthof kam. Das Essen dort war einfach und das Bier bitter, aber genießbar. Nach dem Abendmahl schlief er erneut tief und fest auf einem sauberen Lager im Stall, sodass er seinen Weg erfrischt fortsetzen konnte.

Zwei Dutzend Tage lang ritt Elazar abseits der wenigen breiten Straßen auf verschlungenen Wegen nach Süden. Zwei Dutzend Nächte schlief er, wo er gerade war. Für das Pferd sorgte er derweil stets gut. Das Tier dankte es ihm mit Folgsamkeit und holprigem Trab.

Nach dieser Zeit hätte selbst der Vater den jungen Mann kaum noch erkannt. Elazar trug einen alten, aber gut erhaltenen Reitermantel, dicke Jacken und eine wollene Mütze. Sein Bart, der bis zum Hals wucherte, war drei Fingerbreit lang und

mittelbraun, als er, von Sankt Gallen kommend, im Schneesturm über Ruswil auf Luzern zuritt.

Mit jeder Stunde, sicherlich mit jedem Tagesritt, wurde die Erinnerung an den Schrecken von Überlingen undeutlicher. Der Schmerz kapselte sich ein und wurde zum Kern einer dickschaligen Nuss. Nie würde Elazar vergessen können, was geschehen war und was er gesehen hatte, aber diese Erinnerungen bestimmten nicht mehr seine Gedanken. Dafür nahmen die Sorgen um das tägliche Überleben zu. Im Sattel führte er lange Selbstgespräche, wobei er mehr und mehr in zwei Rollen schlüpfte. Er fragte und gab sich Antworten, und nur die zuckenden Ohren des Pferdes zeigten ihm, dass er in Wirklichkeit allein war und froh.

»Das Ziel, das am weitesten entfernt ist, kann ich am leichtesten erreichen«, sagte er einmal. »Der Weg dorthin ist das erste Ziel. Bis ich dort bin, wird mich der Herr so erleuchtet haben, dass ich mein Ziel kenne.«

»Ob Gott dich auf dem langen, unerforschlichen Weg jeden Tag und jede Nacht schützen wird – wer weiß?«, hielt der andere Elazar dagegen.

»Ich habe nichts anderes mehr als Gottvertrauen.«

»Und Goldstücke, die den Weg erleichtern und das Ziel näher rücken lassen.«

»Und fünf mal habe ich welche von unseren Leuten getroffen, die mir geholfen haben wie dem eigenen Sohn.«

»Dir wird noch oft geholfen werden. Unsere Leute sind überall.«

Eine heulende Bö riss ihm die nächsten Worte von den Lippen, so dass er sich selbst nicht mehr verstand.

Die Stadt war in tiefem Schnee versunken, der schwer auf den Dächern lag und überall zu großen Haufen zusammengeschoben und geschaufelt worden war. Im Schutz der dicken Mauern und in der Hitze des Kamins vergaß Elazar ben Aaron die Kälte, das zusammengebrochene und steif gefrorene Pferd und seinen Fußmarsch zu Rabbi Baruchs Haus. Er lag bis zum Kinn im warmen Wasser des Holzbottichs und dachte an seinen Vater. Dessen Gründlichkeit hatte ihm das Leben gerettet.

Rabbi Baruchs Sohn hatte Elazars Haar geschnitten; mit der Klinge vom Sohn des Rabbis war es Elazar gelungen, seine Wangen und den Hals zu schaben und den Bart so weit zu kürzen, dass er ihn nicht mehr verunzierte und behinderte. Er fühlte, wie die Wärme und zugleich das Leben in seinen Körper zurückkehrten. Der Blick in den Spiegel hatte ihm gezeigt, dass er sich seit dem Brand in Überlingen verändert hatte. Sein Gesicht war magerer geworden, es zeigte einige Falten, und die Augen schienen härter und schärfer zu blicken. Die wenigen Monate hatten ihn um Jahre altern lassen, so schien es ihm.

»Aber nun geht es mir gut«, murmelte er und fuhr fort, seine Haut zu bürsten und den Seifenschaum aus dem verfilzten Haar zu waschen. Die Fingernägel waren schmutzig und abgebrochen, die Fußnägel viel zu lang und schwarz vor Dreck. »Wenn ich das Büchlein meines Vaters nicht gehabt hätte!«

Noch nie, seit er das gut handgroße, in schwarzes Leder gebundene Büchlein besaß, hatte er so aufmerksam darin gelesen und sich nicht nur an der Schönheit der kantigen Lettern und der eckigen Haken erfreut, sondern die Weisheit, die Namen und die Bedeutung zwischen den Zeilen herauszulesen versucht. So war er auf den Namen des Rabbi

von Luzern und dessen Haus gestoßen, wohin er sich mit letzter Kraft gerettet hatte.

Vater Aaron war aus Frankreich geflüchtet, trotzdem hatte er mit seinem Sohn Französisch gesprochen. Hebräisch schrieb Elazar ebenso gut, wie er es sprach, und mit Deutsch war er in diesem unseligen Überlingen aufgewachsen. Da außer Juden kaum jemand die hebräischen Schriftzeichen kannte, war Rabbi Baruchs Name in diesem Buch für die meisten Menschen unleserlich gewesen.

Elazar griff nach einem wuchtigen Holzkamm und kämmtete die Knoten und die Reste von Stroh und anderem Schmutz heraus, dann pflegte er seinen Bart und tauchte prustend unter. Das Kellergewölbe war voller Dampf, der träge durch den Kamin abzog. Hin und wieder drang das Heulen des Sturms durch die Öffnung. Fast widerwillig kletterte Elazar tiefend aus dem Bottich und trocknete sich mit weichen, warmen Tüchern ab.

Er zwang sich, an das herzliche Willkommen zu denken und nicht an die Zukunft. Warme Kleidung und dicke Filzschuhe lagen bereit; Rabbi Baruchs Mägde wollten seine alten Gewänder waschen und ausbessern. Ich habe Zeit, dachte er, denn bei dem Schneesturm und so hoch liegendem Schnee war ist an ein Weiterkommen nicht zu denken.

Eigentlich war er stolz auf sich, es bis hierhin geschafft zu haben. Er zog sich an, breitete die Tücher zum Trocknen aus und stieg mit müden, warmen Gliedern die Treppe hinauf. Er schlüpfte durch den feuchten Ledervorhang, blinzelte im Kerzenlicht und erkannte den Rabbi, der an seinem Arbeitstisch vor dem Feuer saß.

»Setz dich zu mir, Elazar«, forderte ihn der Rabbi auf und deutete auf einen Sessel mit hoher Lehne. »Ich glaube, du wirst heute tief und lange schlafen.«

»Und ohne Albträume, Rebbeleben«, antwortete Elazar und wartete, bis der Rabbi ihm den gefüllten Becher reichte. »Ich werde mich immer an Eure Gastfreundschaft erinnern. Wie kann ich Euch jemals danken?«

Der Rabbi lehnte sich zurück, trank einen Schluck und stellte den Becher ab. Ein langer, nachdenklicher Blick traf Elazar.

»Es kann die Stunde kommen, in der ich deinen Dank einfordern muss. Aber das möge der Herr verhüten. Erzähle mir zuerst, was dir zugestoßen ist.«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Elazar. »Sie fängt eigentlich in Paris an. Von dort musste mein Vater flüchten, als ich noch klein war...«

Er stockte kurz, dann fing er an, von seiner späten Kindheit in Überlingen und vom Geschäft seines Vaters zu berichten. Da die Christen kein Geld gegen Zinsen verleihen durften, wurde dieses als ehrenrührig geltende Geschäft den Juden überlassen, denen sonst die meisten Berufe verwehrt waren. Selbst Christen liehen bei ihnen, und sein Vater hatte nie Wucherzinsen verlangt. Schließlich kam Elazar auf die beiden getöteten Kinder in Überlingen zu sprechen und auf den Gewaltausbruch und das qualvolle Sterben aller Juden von Überlingen.

Er schilderte seine Flucht und den monatelangen Ritt durch Täler, über niedrige Pässe, im Herbstregen und Wintersturm, über Schnee und Eis bis nach Sankt Gallen.

»Eines Tages werde ich zurückkommen«, sagte Elazar erschöpft. »Mit vielen bewaffneten Männern. Dann wird Überlingen brennen.«

»Das wirst du allein schwerlich schaffen. Auch nicht mit einem jüdischen Heer«, sagte der Rabbi.

»Rache, das ist nicht deine Aufgabe. Ich allein bin die Rache, sagt der Herr, unser Gott, ich werde die Täter strafen.«

Elazar leerte den Becher mit dem heißen Würzwein. Er starrte in das zerfurchte Gesicht des Rabbi, sah den grauen Bart und das Haupthaar und fragte: »Was soll ich tun?«

»Suche und finde andere Männer, die ein ähnliches Schicksal erlitten haben wie du. Rache wird dich nicht befriedigen. Aber wenn du ein Heer von Männern aufstellst, das niemals einen Andersgläubigen angreifen würde, dann bist du jedem deiner Feinde überlegen.«

Elazar runzelte die Stirn.

»Das verstehe ich nicht, Rebbeleben. Eben hast du noch gesagt, dass es unmöglich sei, ein jüdisches Heer aufzustellen.«

Der Rabbi lächelte, nickte und füllte die Becher.

»Du bist Jude. Finde einen Christen und einen Muslim. Oder noch besser: Ein Dutzend, zwei Dutzend von ihnen. Jeder dieser Männer muss mit der Religion der anderen in Frieden leben und den anderen lieben und verteidigen wie sich selbst. So, wie es im Buch der Christen steht.«

»Ich bin kein Krieger, kein Kämpfer. Ich würde nie einen Muslim wegen seines Glaubens erschlagen«, antwortete Elazar. Er gähnte und sagte leise: »Manche Christen – ja! Die Überlinger...«

»Du brauchst Schlaf. Du musst lange nachdenken, ehe du Heere aufstellst, die es nie geben wird.«

»Ich bin müde, Rabbi Baruch.« Elazar sah ein, dass er der Unterhaltung nicht mehr folgen konnte. »Lasst mich schlafen. Lasst uns morgen weiter darüber reden. Ich bin froh, dass ich dank Eurer Großzügigkeit noch lebe.«

Der Rabbi stand mit einiger Mühe unter Zuhilfenahme eines Stocks auf, umrundete den Tisch und nahm Elazar an der Hand. Er führte ihn durch eine schmale Tür in eine winzige, warme Kammer, mit gekalkten Wänden. Dort standen ein

einfaches Bett, ein Stuhl und ein Wandbrett. Außerdem gab es eine brennende Kerze, einen Wasserkrug und eine Schüssel.

»Vielleicht weckt dich der Lärm im Haus«, sagte Rabbi Baruch. »Schlaf, so lange du kannst. Du findest den Abtritt leicht – zweimal rechts, dann am Ende des Korridors.«

Elazar verbeugte sich, ließ sich auf den Rand des Bettes sinken und flüsterte heiser: »Ich werde lange schlafen, Rabbi. Nochmals Dank. Vielleicht träume ich von einer Welt ohne Hass.«

»Der Herr sei mit dir.«

Elazar nahm nicht mehr wahr, wie der Rabbi den Raum verließ. Er streckte sich aus, zog die Decken bis zum Kinn und schlief augenblicklich ein.

*Suleiman und das Wagnis seiner Liebe*

Sie wirkten auf jeden Betrachter wie zwei junge Müßiggänger, die Pistazien knabbernd und lachend auf einer alten Mauer sitzen oder durch eine Gasse in der Nähe der Stadtmauer spazieren. Jetzt hockten sie auf einem Säulenfragment, und Suleiman warf ein Steinchen nach einer pickenden Taube.

Als sie aufflatterte, sagte er in scheinbar gleichgültigem Ton: »Es ist sicherlich überflüssig, dir zu erzählen, dass es auch unter meinen Glaubensbrüdern solche gibt, die Allah nicht die liebsten sind – im Gegenteil.«

»Ich habe einige davon kennen gelernt«, antwortete Sean gut gelaunt, »und einer von ihnen hat mich mit Steinen beworfen.«

»Der gehört noch zu den Harmlosesten«, entgegnete Suleiman ungerührt. »Siehst du diesen Bettler dort?«

Er zeigte auf eine Gestalt, die im Schatten eines Mauerwinkels kauerte, Kopf und Körper von einem dunklen Burnus und einem Tuch verhüllt, und eine Bettelschale vor sich auf dem löchrigen Pflaster.

»Ich sehe ihn. Willst du, dass ich ihm mein letztes Geld in die Schale werfe?«

»Nein. Du sollst mir zuhören. Ich bin erst am Anfang einer Erzählung, die dich vielleicht erfreut.«

Neben Seans Schenkel sonnte sich eine kleine, grüne Eidechse. Als er sich bewegte und sein Schatten auf sie fiel, huschte sie mit zuckendem Schwanz davon.

»Also los. Dann erfreue mich mit deiner Erzählung.«

Suleiman schloss die Augen, schien seine Gedanken zu sammeln und sagte zögernd: »Vor Jahren haben wir uns zum ersten Mal gesehen, Mariam und ich. Ich wusste gleich, dass sie Christin ist, denn sie war nicht verschleiert. Wir haben ein paar Worte gewechselt; ihr Vater Sasa stand daneben und hat zugehört. Er betrachtete mich, hat sie mir gesagt, nicht ohne Wohlwollen. Das wäre bei uns Muslimen undenkbar! Sie hat, so wie ich, ihre Mutter früh verloren. Ihr Vater und sie kommen aus einem Land, das Frankreich heißt. Sie erinnert sich kaum daran, beherrscht aber die Sprache ihrer Heimat, denn ihr Vater hat sie darin unterrichtet. Er heißt Dentrevez, mehr weiß ich nicht.«

»Du besuchst sie in ihrem Haus. So viel weiß ich von dir«, unterbrach ihn Sean.

Suleiman nickte lächelnd und sagte: »Na ja, ich darf mit ihr im Garten oder auf der Terrasse reden. Hinter einem Wandschirm hört immer ihre Erzieherin zu. Immerhin: Wir haben uns schon viele Male geküsst. Ah! Unter dem Kleid hab ich ihre köstlichen Brüste erfühlen dürfen. Sie kann Arabisch sprechen und sogar ziemlich gut schreiben. Ich hab ein paar Briefe von ihr.«

Sean ließ sich sein Erstaunen nicht anmerken. Zum ersten Mal sprach Suleiman freimütig über eines seiner Geheimnisse, und dies ausgerechnet ihm gegenüber. Er hoffte, dass es nicht die einzige Erzählung dieser Art bleiben würde, denn zwischen ihnen sollte ein ebenso großes Vertrauen entstehen wie zwischen den anderen Gefährten.

Sean sah kurz zu dem Bettler hinüber und fragte: »Dass du Mariam, eine Christin, zur Frau nehmen willst, wird deinen Vater schwerlich zu Freudentänzen veranlassen.«

»Allahu akbar. So ist es.« Suleiman nickte schwer. »Er weiß, dass ich eine Christin liebe, aber ihren Namen kennt er nicht. Er weiß auch nicht, in welchem Haus sie lebt, nur dass es

irgendwo in der Nähe des Fischmarkts steht. Deshalb lässt er mich von Abdullah und von einem Botenjungen aus seinem Haus verfolgen und beobachten. Von Hasan al-Maqrizi.« Suleiman lachte selbstbewusst, fast übermütig. »Ich weiß das, und sie werden mich niemals sehen, wenn ich es nicht will. Ich bin unsichtbar wie eine Schlange, denn ich kenne hier jeden Stein.«

»Du kennst auch jeden Bettler, wie es scheint.« Suleiman reichte Sean das Blatt, in das der Händler die gerösteten Pistazien eingeschlagen hatte. Sie bissen auf die knisternden knackenden Nüsse, und nach einer Weile sagte Suleiman: »Zu den Bettlern sage ich dir später etwas. Das ist eine andere Geschichte.«

»Nun gut. Also zu Abdullah und diesem Hasan.«

»Abdullah ist seit vielen Jahren der Oberste Wächter des Hauses meines Vaters. Ein kluger, aber auch verschlagener Mann. Er ist ein großer Krieger, und er hat mich gelehrt, alle möglichen Waffen richtig zu gebrauchen und so zu kämpfen, dass ich stets siege. Er und seine Männer beschützen auch den übrigen Besitz meines Vaters – also sozusagen auch mein Erbe.«

Sean zerkrümelte einige Pistazienschalen zwischen den Handflächen und knurrte: »Und, offensichtlich im Auftrag deines lebenswürdigen Vaters, entführen er und seine Männer auch arglose Reiter auf dem Weg nach Jerusalem.«

Suleiman starrte Sean eine Weile lang an, dann senkte er verlegen den Blick und murmelte kaum hörbar: »So ist es. Aber ich habe bisher nicht erfahren können, aus welchem Grund. Er hasst Juden und Christen, obwohl er ein guter Muslim ist. Mein Vater ist ein ehrlicher Händler, der sich fünf Mal am Tag gegen Mekka verneigt und viel den Armen spendet. Bevor du weiterfragst: Abdullah ibn Aziz hat auch die

wütende Menge vor eurem Haus zusammengerufen und euch nachts die Mörder geschickt.«

»Im Auftrag deines ehrlichen, frommen Vaters, der ein so guter Muslim ist, wie ich vermute.«

»Ja.« Abermals zeigte Suleimans Gesicht echte Scham. Nach einem längeren Schweigen stellte Sean die nächste Frage. Der Bettler hatte sich noch immer nicht gerührt.

»Müssen wir im Haus al-Mustansirs weiterhin nächtliche Überfälle oder Ähnliches befürchten?«

»Morgen übt Abdullah mit mir. Ich werde mit ihm reden und ihm sagen, dass ich ihn und meinen Vater an den Emir verrate, wenn sie euch nicht in Ruhe lassen. Du musst bitte verstehen, dass ich euch den Namen meines Vaters noch nicht nenne.« Er schluckte und senkte die Stimme. »Bitte, rede mit deinen Freunden noch nicht über das, was ich dir erzählt hab. Noch nicht! Es ist noch nicht die Zeit.«

»Ich verspreche es«, antwortete Sean. »Ehrlich! Willst du, dass ich es beschwöre?«

Suleiman schüttelte den Kopf.

»Dein Ritter Henri und der alte, gelehrte Joshua, und auch Uthman, der Sarazene – ihr habt mir gezeigt, dass ein Mann fromm sein und an seinen eigenen Gott glauben kann, ohne dass der andere ihn deswegen missachtet oder gar hasst und ohne dass er selbst jemanden hassen muss, der etwas anderes glaubt. Ich werde eines Tages erleben, wie meine Söhne im christlichen Glauben aufwachsen, mitten in Al Quds. Ich bin anders als mein Vater. Er wird seinem Hass ewig ausgeliefert sein.«

»Eines nicht zu fernem Tages«, antwortete Sean, »werden wir die Stadt verlassen. Dann sind wir in Sicherheit vor deinem Vater.«

»Täusche dich nicht. Die Fäden, die er spinnt, reichen weit.«

»Reden wir von der Gegenwart, nicht von der fernen Zukunft.« Plötzlich bekam Suleimans Stimme einen anderen, härteren Klang. »Dieser Bettler dort. Am Abend schleicht er in einen anderen Winkel, wo er schläft. Ich habe erfahren, dass es Bösewichter gibt, die Bettler – die Ärmsten der Armen – überfallen und ihnen das Erbettelte stehlen.«

»Du hast mir aber auch erzählt, dass es nicht gerade wenige dieser Bösewichter gibt.«

»Das stimmt. Aber im Basar und überall erzählt man, dass sie es jetzt besonders dreist treiben. Sie bestehlen die Armen. Bisher haben sie noch keinen totgeschlagen. Aber das kann sich schon heute Nacht ändern.«

»Endlich!«, rief Sean unterdrückt. »Die Schuhe! Die Kapuzenjacken! Wir sollen die Bettler beschützen, während du mir die Stadt und deine Verstecke zeigst.«

»Noch einen Stein an deinen Kopf«, sagte Suleiman lachend, »und du verstehst plötzlich alles. Allah sei Dank!«

»Mir fällt keine passende Antwort ein«, sagte Sean, der nicht wusste, ob er sich ärgern oder lachen sollte. »Aber ich werde es dir heimzahlen!«

»Du bist wahrlich kühn!«, sagte Suleiman, noch immer lachend. Er sprang von der Mauer und zog Sean mit sich. »Denk daran, dass ich ein Schüler von Abdullah bin.«

Er führte ihn, an dem reglosen Bettler vorbei, durch die Gasse und auf dem Rest einer uralten Mauer bis zu einem Torbogen, der erst vor kurzer Zeit gemauert worden war. Sean stolperte, Suleiman hielt ihn am Oberarm fest und drehte ihn vorsichtig halb herum.

»Siehst du den Jungen, dort, wo wir die Pistazien gekauft haben?«

»Ich sehe ihn. Er hat eben zu uns herüber gesehen.«

»Das ist der kleine, hakennasige Hasan. Er wird uns folgen und alles, was er gesehen hat, Abdullah berichten.«

»Dann wird es wohl Zeit, dass wir in einem deiner Verstecke verschwinden«, sagte Sean. »Worauf warten wir noch?«

»Wir warten nicht«, antwortete Suleiman. »Komm!«

*Mitte März Anno Domini 1324 –  
Rabbi Baruchs Ratschlag*

Seit zwei Tagen war das Wetter umgeschlagen. Die Eiszapfen und der Schnee begannen zu schmelzen. Wasser rann durch die abschüssigen Straßen. Elazar ben Aaron, der sich von seinen Strapazen erholt hatte, hatte im Haus des Rabbi eine ähnliche Frömmigkeit erlebt wie innerhalb seiner Familie und der Synagoge zu Überlingen, aber tiefer und bewusster. Die ersten Nachtstunden im warmen Haus des Rabbi hatten seinen Schmerz gelindert; sein Leid war in die Ferne gerückt, und er erwachte immer seltener schweißgebadet nach schrecklichen Albträumen.

Er sehnte sich geradezu nach dem Geruch des frisch zubereiteten Würzweins, denn dies bedeutete allabendlich den Beginn eines Gesprächs, dessen Inhalt ihn ebenso erbaute wie dessen Ergebnis.

»Ein Ziel, Elazar, kann man auf zweierlei Weise schildern«, begann der Rabbi mit sanfter Stimme. »Ein nahes Ziel und ein fernes. Wenn du in ein anderes Land wandern willst, so musst du erst einmal den Marktplatz des nächsten Dorfes erreichen.«

Elazar sog den Duft aus dem heißen Tonbecher tief ein und antwortete: »Wenn ich Euch recht verstehe, Rebbeleben, soll ich mir ein Ziel in der Ferne suchen?«

»Du verstehst mich richtig, Elazar. Erst dann, wenn dein Herz ruhig geworden ist, wirst du handeln können, wie es unser Gott und unser Glaube verlangen.«

»Ihr schlagt eine Pilgerreise vor?«

Rabbi Baruch nickte ihm über den Rand des erhobenen Bechers zu und lächelte in seinen Bart hinein.

»Ein Ziel in weiter Ferne kann die Heilige Stadt sein, Yerushalayim. Dort befindet sich das Grab des Hohepriesters Simon. Es ist fast tausend Jahre alt. Ich habe erfahren, dass das Grab für uns Juden zugänglich ist, obwohl die Muslime über die Stadt herrschen.«

»Dorthin soll ich pilgern, Rabbi Baruch?«

»Wenn du selbst diesen Entschluss fällst, dann brich dorthin auf. Oder zu einem anderen Ziel, das du dir erwählt hast.«

»Kennt Ihr vielleicht jemanden in Jerusalem, nach dem ich mich erkundigen und der mir helfen könnte? So, wie Ihr mir geholfen habt?«

Der Rabbi nahm einen Schluck und schüttelte langsam den Kopf.

»Du wirst dort am Grab oder in dessen Nähe genügend Hilfe erhalten. Juden erkennen einander leicht, auch wenn du auf deinem weiteren Weg nicht anders aussehen sollst wie ein gewöhnlicher Wanderer.«

Aus diesem Grund, sagte sich Elazar, hatte der Rabbi einen Großteil von Elazars Geld in silberne und goldene Münzen umgetauscht, die wahrscheinlich in vielen Ländern gültig waren. Die wertvollsten Münzen, aber auch silberne und goldene Blättchen, waren in Elazars Gürtel und in die Stiefel eingenäht worden.

»Ein gewöhnlicher Wanderer auf dem Weg nach Jerusalem«, sagte Elazar leise. »Das ist eine große Aufgabe für mich.«

»Schiffe dorthin findest du im französischen Hafen Marseille oder in Genua und in Venedig. Sie fahren nach Zypern und nach Akkon. Zehntausende Pilger kamen auf diese Weise ins Heilige Land.«

»Wie viele Jahre würde ich für diese Pilgerreise brauchen?«

Rabbi Baruch hob die Schultern und überlegte lange.

»Ich kenne Berichte, darin ist von Monaten die Rede.« Er deutete zur Decke. »Widrige Umstände, Windstille oder ein Sturm... nein, sage ich, es dauert nicht so lange, wie du befürchtest. Zwar wirst du, wenn du an Simons Grab betest, älter und viel erfahrener sein, aber es gibt andere Ziele. Denke darüber nach, Elazar.«

Es schien, als habe Rabbi Baruch Cohen seinen Vater gekannt, dachte Elazar, aber er hatte nicht gefragt. Die Antwort, welche auch immer, hätte Wunden aufgerissen, die gerade zu vernarben begannen. Er spürte, wie die Wärme des Getränks sich in seinem Körper ausbreitete, ähnlich wie die Wärme und Herzlichkeit, die ihm in diesem Haus zuteil wurde.

»Wenn der Schnee geschmolzen ist, werde ich mich auf den Weg machen«, sagte er. »Vor mir liegen hohe Berge und gefährliche Pässe.«

Der Rabbi stand auf und schob die brennenden Scheite zusammen. Ein Funkenschwarm wirbelte in die Höhe.

»Du wirst sehen, dass es dort, wo Berge sind, auch Täler gibt. Es ist wie im Leben. Wenn du den Pass fürchtest, wandere durch die Täler und die Ebenen.«

»Das ist sicherlich der beste Rat, Rebbeleben, den ich ohne langes Nachdenken beherzigen kann.«

Elazar selbst hatte daran gedacht weiterzuziehen. Er wollte nach Süden; dorthin, wo er nicht fror und wo das Leben einfacher zu sein versprach. Ob er wirklich den weiten Weg nach Jerusalem einschlagen würde, stand für ihn noch lange nicht fest. Aber jede Meile seines Weges bedeutete eine andere, eine neue Einsicht: Zustimmung oder Ablehnung.

Andererseits erhob sich, mächtig wie das eisstarrende Gebirge, die andere unausweichliche Frage: Wohin, wenn nicht nach Yerushalayim, sollte er wandern? Zurück nach Überlingen? Undenkbar! Vielleicht fand er auf der langen Pilgerreise einen Ort, der ihm eine neue Heimat sein konnte.

Der Rabbi erkannte, dass Elazar trotz aller Gespräche und Ratschläge noch viel Zeit brauchte, um zu einem Entschluss zu kommen. Er füllte den Rest des Weins in die Becher und begann mit einer Erzählung, die nichts mit der Pilgerreise zu tun hatte.

*Ein Kampf der Schwerter, Vorwürfe und Erkenntnisse*

Eine halbe Stunde lang hatten Suleiman und Abdullah im hinteren Teil des Gartens mit fast faustgroßen Steinen auf eine Strohuppe geworfen. Dann hatten sie Dutzende Pfeile mit kleinen sarazenischen Bogen auf diese Puppe geschossen. Kaum weniger lange hatten sie mit Dolchen und Messern aus Abu Lahabs Werkstätten nach verschiedenen Scheiben geworfen. Als sie sich, schwitzend und müde, gegenseitig die nackten Oberkörper mit kaltem Wasser gewaschen und mit Tüchern, die nach Minze und Narde rochen, abgetrocknet hatten, griff Suleiman nach dem gekrümmten Holzschwert.

»Eine letzte Übung noch, Meister des Kampfes und der Heimtücke.«

Suleiman sprang auf den großen Platten des Übungsplatzes, die aus rauen Sandsteinquadern bestanden, in die Kampfhaltung und hob das Schwert über den Kopf.

»Heimtücke?«, rief Abdullah und ließ den rechten Arm mit dem Übungsschwert kreisen. »Nennst du mich heimtückisch, Suleiman?«

Jahrelang hatten die beiden Männer nun schon, wenn möglich einmal in der Woche, gemeinsam geübt. Was Suleiman konnte, jeden Hieb und jede geschickte Wendung, bis hin zum richtigen Fingergriff an der Bogensehne, verdankte er Abdullahs Können und dessen Geduld. Manchmal war er sogar ein klein wenig besser als sein Meister.

»Ich werde es dir erklären, o Lehrer meines Könnens!« Suleiman griff vorsichtig an und führte jeden Schlag äußerst

bedachtsam aus. Die stumpfen Holzklingen scharrten gegeneinander. »Heimtücke, List, Verschlagenheit; nenn es, wie du willst. Damit du weißt, worüber ich rede, will ich folgendermaßen beginnen.«

Er wich dem nächsten Schlag aus, griff an, parierte den Gegenangriff und rief unterdrückt: »Mein Vater weiß, dass ich eine Christin liebe, und du weißt es auch. Ihr beide wisst aber nicht, in welchem Haus sie lebt.«

Es dauerte drei, vier Schlagwechsel, während denen ihre Körper sich drehten und bogen und krümmten, bis Abdullah seine Überraschung heruntergeschluckt hatte.

»Das ist wahr.«

»Auch dein jämmerlicher Spitzel, der narbengesichtige, hakennasige Hasan, wird es nicht herausfinden. Wenn ich ihm das nächste Mal des Nachts begegne, wird er vermutlich von einer Mauer stürzen. Und eventuell bricht er sich dabei seinen hungrigen Hals.«

Die Heftigkeit, mit der sich die Klingen krachend und klappernd kreuzten, nahm zu. Obwohl Abdullahs scharf geschnittenes Gesicht ein einziges schweißüberströmtes Rätsel war, kämpfte er mit gewohnter Schnelligkeit weiter.

»Das weißt du also auch«, sagte er mit Pausen zwischen den Wörtern und Verteidigungsschlägen. »Dein Vater gab mir den Befehl. Ich habe ihn nur weitergegeben.«

»Nicht anders kann es sein.«

Der nächste Hieb Suleimans sprengte dünne Splitter von Abdullahs Holzschwert ab. Der Schlag mit der Breitseite, der Suleimans Schienbeine treffen sollte, ging ins Leere.

»Noch einmal: Wenn er mir weiterhin nachspioniert, bringe ich ihn um. Sag das meinem Vater. Sag ihm auch, dass ich weiß, wer die armen Basarhändler vor dem Haus des geachteten al-Mustansir zusammengetrieben und dafür bezahlt hat.«

»Das weißt du? Dann weihe mich ein: Wer war es?«

Mit sechs, sieben wilden Hieben trieb Suleiman seinen Lehrer über die gesamte Länge des Platzes zurück, bis fast in die beschnittenen Büsche hinein.

»Du, deine Männer und die Drachmen meines Vaters.«

»Es wäre ehrlos, dies zu leugnen«, sagte Abdullah, der zwar ermüdet war, aber sich dank seiner Erfahrung mit nur wenigen Schlägen wieder aus der Falle befreien konnte. »Ich bin nicht ehrlos.«

»Weil das so ist, kämpfen und reden wir«, keuchte Suleiman. »Ich habe euch beobachtet, wie ihr die beiden Assassinen begraben habt. Ich bin Gast auf dem Dach, von dem die Ungläubigen die Leichen hinuntergeworfen haben.«

»Das ist mir entgangen«, bekannte Abdullah. Er strauchelte und musste einen Schlag gegen den linken Oberarm hinnehmen.

»Ich habe meinen Vater, deinen Herrn, bisher nicht verraten«, ächzte Suleiman, der Erschöpfung ziemlich nahe. »Hört auf, die Ungläubigen zu belästigen. Verfolgt mich nicht, wenn ich die zukünftige Mutter meiner Söhne besuche.«

»Du verwunderst mich, Söhnchen«, keuchte Abdullah und parierte mit der splitternden Holzwanne, als Suleiman wieder auf ihn eindrang. Schweißtropfen spritzten von beiden Körpern in alle Richtungen und bildeten dunkle Flecken auf dem Sandstein. »Ich werde tun, was du verlangst – sollte ich dich unterschätzt haben?«

»Nicht nur du wirst älter und weiser«, antwortete Suleiman. »Sag dem Herrn der Schwerter, dass ich vielleicht vergessen muss, sein Sohn zu sein. Sag ihm, was er unterlassen soll. Dich kenne ich als ehrlichen Mann, der auf die Vernunft hört. Ich will nicht, dass Hass und Krieg zwischen uns herrschen.«

Plötzlich standen sie sich Brust an Brust gegenüber, die Arme in der Höhe, die Schwerter mit den zersplitterten Klingen

gekreuzt. Ihr Schweiß vermischte sich, sie blinzelten und keuchten.

»Bei Allah! Ich schwöre es«, röchelte Abdullah und duckte sich. »Eintracht sei zwischen mir und dir.«

»Einverstanden. Ich schwöre es auch. Aber auch den blauäugigen Christen, den du hast entführen lassen, wirst du ebenfalls in Frieden lassen. Eines Tages wird mein Vater mir sagen, was er vorhatte.«

»Ich kann es dir auf jeden keinen Fall nicht sagen.«

Suleiman sprang unvermittelt mit einem halben Satz rückwärts. Seine Holzklinge schnellte durch die Luft und schlug dabei die Waffe aus Abdullahs Fingern. Das Schwert wirbelte wie ein abgebrochener Ast im Sturm und fiel irgendwo im Garten nieder. Suleiman senkte sein Schwert. Abdullah blieb mit schweißbedecktem Oberkörper, auf dem sich die Spuren der Schläge zu röten begannen, vor Suleiman stehen und starrte ihn fassungslos an. Die Ereignisse dieses Abends waren zu viel für ihn gewesen. Suleiman atmete durch und zwang sich, klar und fordernd zu sprechen.

»Von dir will ich es nicht wissen. Aber du sollst nicht ohne Erkenntnis zu Abu Lahab zurückgehen. Ein Jude, zwei Christen und ab heute zwei Muslime – Uthman ibn Umar und ich, Suleiman ben Lahab – sind Freunde im Haus von al-Mustansir. Jeder achtet den anderen, der ein ehrlicher Freund ist, trotzdem obwohl er einem anderen Glauben anhängt. Sag das meinem Vater, denn wenn ich es ihm sage, wird er tobstüchtig werden.«

Suleiman wechselte das Schwert in die linke Hand und streckte den anderen Arm vor.

»Ich vertraue dir, Abdullah. Wir bleiben Freunde?«

»Ich bin erschöpft, aber erleichtert. Dein Weg scheint vorgezeichnet zu sein, Söhnchen. Ein Stück weit gehen wir gemeinsam.«

Suleiman senkte den Kopf.

»Das ist mehr, als ich erwarten durfte. Heute nacht bin ich nicht bei Mariam, sondern bei meinen Freunden.« Er ließ das Schwert fallen und zeigte auf die Fenster des Harems hinter den Baumkronen. »Und nachts finde ich stets ohne dich, deine Männer und Hasan in meine Zimmer zurück. Denn das ist gewiss – meins Dolch ist scharf. Und er ist nicht aus Holz.«

Abdullah verbeugte sich und legte die Hand aufs Herz.

»Bei Allahs Größe: kein Hasan und keine schleichenden Verfolger mehr. Geh in Frieden, Söhnchen.«

»Nichts anderes habe ich im Sinn.«

»Dein Vater wird mich verfluchen und mit Fußtritten aus dem Haus jagen.«

»Das bezweifle ich.« Suleiman gelang ein kurzes, bitteres Lachen. »Er wird niemanden finden, der so viel für ihn tut wie du. Und das weiß er.«

Abdullah verzichtete auf eine Antwort. Suleiman verbeugte sich vor seinem Lehrmeister und ging mit weichen Knien, todmüde und mit schmerzenden Muskeln, zum Haus. Schweigend folgte ihm Abdullah. Suleiman fragte sich, wie lange sein Sieg anhalten, und was seinem Vater noch einfallen würde. Er fühlte Stolz auf sich selbst, ein gutes Maß Zuversicht und Freude über seine neue Freundschaft, und ein wenig fürchtete er sich auch vor den schwer zu beantwortenden Fragen, die er aufgeworfen hatte.

*Epilog – Nacht im Haus von Umar ihn al-Mustansir*

Noch vor dem Morgengrauen erreichte Sean das Haus. Er klopfte und wartete lange, bis Mara ihn einließ. Sie zuckte erschreckt zurück, als er sich durch den Spalt schob. Dann erinnerte er sich, dass er noch immer die Tarnkleidung trug, die er zusammen mit Suleiman gekauft hatte, und schlug die schwarze Kapuze zurück.

»Ich bin's, keine Angst, Mara«, sagte er leise und half ihr, die Riegel vorzuschieben. Sie hob die Kerze, leuchtete in sein Gesicht und seufzte.

»Siehst müde aus, mein Kleiner«, sagte sie. »Was hast du denn in der Stadt getrieben? Das kenne ich sonst gar nicht von dir.«

»Ich war das Schwert, das den Armen geholfen hat.« Er kicherte und ließ sich müde auf einen Hocker fallen. »Ich und Suleiman. Wir sind wie Dschinns, wie Gespenster.«

»Welchen Armen habt ihr geholfen? Und auf welche Weise?«

»Weißt du«, er gähnte und rieb sich die Augen, »es gibt viele Bettler und kleine Händler, die mit dem erbettelten oder verdienten Geld nachts nach Hause gehen. Und da gibt es böse Diebe, die diesen Armen einen Sack über den Kopf stülpen, ihnen einen Schlag auf den Kopf versetzen und sie blitzschnell ausplündern.«

»Davon hab ich schon oft auf dem Markt gehört«, sagte Mara und schirmte die Kerzenflamme mit der Hand gegen die Zugluft ab. »Und ihr, ihr helft den Armen?«

»Wenn wir rechtzeitig zur Stelle sind. Deswegen streifen wir nachts durch die dunkelsten Gassen.«

Mara schüttelte verwirrt den Kopf.

»Du und dieser Araber? Ihr vertreibt die Bösewichter?«

Sean griff über die Schulter, zog den Knoten auf und legte das Schwert, das er auf dem Rücken getragen hatte, auf seine Knie. Er nickte und antwortete: »Wir schleichen uns von rechts und links an, schlagen sie nieder und nehmen ihnen die Beute wieder ab. Dann verjagen wir sie und geben dem Überfallenen zurück, was ihm gehört.«

»Man wird euch fangen und bestrafen, Sean!«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Keine Angst, damit das nicht passiert, sind wir so schwarz gekleidet. Suleiman rennt schneller als ich und kennt so viele Verstecke, dass man uns niemals wird fangen können. Heute Nacht haben wir zwei Armen geholfen. Mit diesem Schwert.«

Mara hob die Kerze, nickte Sean zu und sagte: »Du brauchst Schlaf, Sean. Und denke das nächste Mal, wenn du Diebe gejagt hast, daran, eine alte Frau, die Angst vor schwarzen Kapuzen hat, nicht im Morgengrauen zu erschrecken.«

»Ich versprecht«, sagte Sean lächelnd, schulterte seine Waffe und stieg die Treppe hoch. In seinem Zimmer angekommen, zog er sich aus, wusch sich leise und streckte sich aus. Er schlief in dem Bewusstsein ein, eine völlig neue Seite Jerusalems kennen gelernt zu haben: seine engsten, dunkelsten Gassen und ein Dutzend unglaublicher Verstecke.

Die Jahresmitte war seit einer Handvoll Tagen überschritten, es war nun nicht mehr ganz so brütend heiß wie zuvor, und der Vollmond hatte die nächtliche Luft über der Stadt etwas abkühlen lassen. Da Mara gewusst hatte, dass Suleiman etwas Besonderes plante, hatte sie in dieser windstillen Nacht

Dutzende Kerzen, Windlichter und Öllämpchen überall auf der Dachterrasse verteilt. Alles war in gelbes Licht getaucht.

Es fehlt eigentlich nur seine geliebte Mariam, dachte Suleiman, und, wenn es denn nicht anders geht, auch ihr Vater, Sasa Dentrevez. Er blickte sich um und sah in erwartungsvolle, frohe Gesichter. Selbst Joshua, der einigermaßen erstaunt mit seiner klobigen Brille hantierte, strahlte Ruhe und Sorglosigkeit aus.

Suleiman, der äußerst feierlich gekleidet war, hatte bei einem der teuersten Händler des Basars ein reichhaltiges Essen bestellt. Für zehn hungrige Mäuler waren zahlreiche Delikatessen aufgefahren worden; es war mehr als reichlich für alle da. Sein Vater, hatte Suleiman dem Händler gesagt, der allseits bekannte und wegen seiner Großzügigkeit ebenso geschätzte wie wegen seines Geizes gefürchtete »Vater der Klinge«, würde die anfallenden Kosten bis zur letzten Drachme übernehmen. Nach dem Kampf mit Abdullah sah er dem zornigen Geschrei seines Vaters gelassen entgegen.

»Freunde!«, sagte er, und sein Blick wanderte von einem Gesicht zum anderen, »viele ist in letzter Zeit geschehen, und vieles ist gedacht, geraunt und gesagt worden. Joshua hat lange Gespräche mit mir geführt. Henris Fragen und Antworten waren kaum weniger erschöpfend. Mit Sean bin ich einen Mondwechsel lang durch die ganze Stadt gezogen – wir beide hatten und haben vieles zu erzählen. Auch von dem geheimnisvollen Schwert, das die Armen schützt. Uthman ibn Umar, unser Gastgeber, ein Muslim wie ich, hat seine zahlreichen Ratschläge an meine Ohren nicht verschwendet. Ich weiß, dass ich heute als Schüler einer Gruppe weiser Lehrer gegenüberstehe. Ich zittere mehr als Sean, der seine Meister schon gefunden hat.« Er breitete die Arme aus, als wolle er davonfliegen, und redete atemlos weiter. »Henri, Uthman und Joshua, ich will euer Schüler sein. Beurteilt mich

nicht nach den Leckerbissen, sondern danach, was ihr von mir und Sean erfahren habt – denn das ist die Wahrheit, so wahr mir Allah helfe.«

Henri hob die Hand und deutete auf Suleiman. Heute trug er seine kostbaren Ringe.

»Ich habe Sean alles gelehrt, was ich konnte und was ich wusste.« Er holte tief Luft. »Und alles, was ich vermag, lehre ich auch Suleiman. Er hat sich als gelehriger und guter Schüler erwiesen. Ich brauche meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich freue mich, dass er uns die Ehre erweisen möchte, seine Lehrer zu sein.«

Suleiman verbeugte sich tief und sagte sichtlich verlegen: »Ich danke Euch, Henri de Roslin. Ich werde alles tun, um Euch nicht zu enttäuschen.«

Die Kerzen und alle anderen Lichter bildeten Vierecke und Kreise um die Tische, Bänke und Hocker auf dem Dach des Hauses.

Uthman nickte Suleiman zu und sagte: »Suleiman hat uns berichtet, dass uns niemand belästigen und angreifen wird. Ich traue diesem Frieden nicht ganz, aber ich will euch nicht mehr erschrecken als nötig. Wenn das Haus meines Vaters, das jetzt mir gehört, euch als Treffpunkt und Heimat dienen kann – betrachtet es als euren Besitz. Shalom, Friede und Salaam.«

»Inshallah!«, antwortete Suleiman ergriffen. »Ihr werdet mich also unterrichten?«

»So gut, wie wir es vermögen«, versicherten Uthman und Henri wie aus einem Mund. Als Suleiman von Sean erfahren hatte, dass Uthman lange Jahre in der Bibliothek von Salamanca studiert hatte und somit in vielen Künsten bewandert war, kannten seine Neugierde und seine Begeisterung keine Grenzen.

»Dann werden wir eines Tages können, was ihr könnt, und wissen, was ihr wisst!«, freute sich Suleiman.

Joshua beäugte die Platten, Körbe und Schalen voller Leckerbissen mit gerunzelter Stirn und sagte leise zu Suleiman: »Ich hoffe, du hast ein wenig auch an mich gedacht und koscheres Essen bringen lassen, Söhnchen?«

»Mehr als genug, Joshua ben Shimon«, rief Suleiman und klatschte in die Hände. »Hier, es steht alles auf diesem Tisch. Du kannst völlig unbesorgt sein.«

»Du bist ein kluger und respektvoller Schüler«, lobte Joshua den jungen Araber lächelnd. »Nun fehlt uns nur noch ein streitbarer junger Jude. Tüchtig, mutig und streitbar in unserem Sinn, meine ich.«

Uthman legte die Hand auf Joshuas Schulter und antwortete:

»Keine Sorge, Joshua. Den dritten im Bunde werden wir schon noch finden.«

Henri winkte die Gefährten näher heran und streckte seine rechte Hand aus, als würde er sie segnen wollen. »Wir werden keine Eidesformeln sprechen, keine Zeremonien abhalten wie damals bei den Tempelrittern. Aber wir sollten unsere Absicht durch einen würdigen Handschlag besiegeln. Eure Hände, Freunde!«

Uthman legte seine Hand auf die von Henri, dann folgte Sean, schließlich legten Suleiman und Joshuas ihre Hände obenauf.

»Das mag für den Anfang reichen«, sagte Henri feierlich. »Ob sich unser neuer Freund, unser Schüler, bewähret, wird die Zukunft zeigen.«

Die Hände lösten sich voneinander. Suleiman breitete die Arme aus, drehte sich im Kreis und zog einige Tücher von den Schalen und Körben.

»Setzt euch, Freunde«, rief er. »Ich bitte euch, lasst es euch schmecken. Für euch und uns fängt die Ausbildung an, aber niemand soll hungrig lehren und lernen. Ein leerer Bauch studiert ebenso ungern wie ein leerer Kopf.«

Gemeinsam trugen die Gefährten die Speisen und die Krüge mit den Getränken zum großen Tisch und setzten sich. Die Säfte und der Wein schimmerten im Licht der vielen Flammen. Der runde Mond schwebte über die den Dächern der Stadt und übergoss Jerusalem mit sanftem Silberlicht.

## *Der Koran im Mittelalter*

Henri, Uthman und Joshua zeigen, wie Christen, Moslems und Juden in freundschaftlicher Eintracht miteinander leben können. Man respektiert sich, man lernt etwas über den Glauben der anderen, man diskutiert die Unterschiede und ist sich immer auch der Gemeinsamkeiten bewusst – es herrscht aufgrund des Respekts und der Freundschaft zwischen den drei Männern Friede zwischen den Religionen. Doch die streng geordnete Gesellschaft im Mittelalter stand solchen Freundschaften über die Grenzen der Religion hinweg verständnislos, ja sogar feindselig gegenüber. Christen machten zwar Geschäfte mit Juden und auch mit Muslimen, es gab diplomatische Kontakte gerade zu islamischen Herrschern auf höchster politischer Ebene, aber die Geschichte zeigt immer wieder, dass sogar auf christlicher Seite starke Vorbehalte den wirklichen Kontakt behinderten. Wer Umgang mit den »Ungläubigen« pflegte, bewegte sich auf unsicherem Boden.

Selbst die direkte Konfrontation, aber auch die friedliche Begegnung mit den Muslimen im Heiligen Land, wo mit der Errichtung der Kreuzfahrerherrschaft christliche Fürsten auch über muslimische Untertanen herrschten, wo sogar muslimische Truppen unter christlichen Heerführern dienten, führten nicht zu einem tieferen Verständnis des Islam. Die Trennung zwischen den beiden Religionen wurde in dieser Zeit sogar noch zementiert. Erst spät sollte ein Impuls zu einer bewussten Auseinandersetzung mit dem Koran und seinen Lehren aus dem Heiligen Land kommen, doch wurde hier nur das aufgegriffen, was in der Zwischenzeit schon in Westeuropa vorgedacht worden war.

## *Die Entstehung des Korans*

Um zu verstehen, wie der Koran von den Christen in Westeuropa aufgenommen wurde, ist es hilfreich, zunächst den Blick auf die Zeit der Entstehung des heiligen Buchs des Islam zu richten.

Vom Leben des Propheten Mohammed ist einiges bekannt, doch weiß man vieles nicht genau. Sicher ist jedoch, dass er im Jahr 632 in Medina starb, wohin er mit seinen Anhängern zehn Jahre zuvor ausgewandert war. Und zehn Jahre davor wurde ihm seine prophetische Sendung offenbart. Ob sich diese Wende in Mohammeds Leben tatsächlich in seinem vierzigsten Lebensjahr vollzog, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, auch nicht, ob er wirklich im Jahr des Elefanten, also 570, geboren wurde. Allgemein geht man davon aus, dass das Berufungserlebnis ins Jahr 612 fiel.

Allein der Koran gilt als allgemein anerkannte Quelle für Informationen über das Leben Mohammeds. Daneben gibt es auch noch das »Leben des Propheten« von Ibn Ishaq, das aber nur in der gekürzten und kommentierten Bearbeitung durch Ibn Hisam, der 834 starb, erhalten ist. Weitere Berichte enthält das »Buch der Kriegszüge des Propheten«, verfasst von al-Waqidi, und eine große biographische Sammlung über die Gefährten des Propheten von Ibn Saad, der 844 starb. Anhand dieser Schriften lässt sich die Lebensgeschichte des Propheten Mohammed in den wichtigsten Punkten rekonstruieren.

Mohammeds Vater, der Kaufmann Abdallah, und seine Mutter Amina starben kurz nacheinander, sodass der sechsjährige Knabe als Waise zurückblieb. Die nächsten zwei Jahre lebte er bei seinem Großvater, der dann ebenfalls starb, woraufhin Mohammed von seinem Oheim Abu Talib aufgenommen wurde. Dieser nahm den jungen Mann mit auf

Handelsreisen in ferne Länder. So gelangte der junge Mann wohl auch bis nach Basra in Syrien. Dort soll der nestorianische Mönch Bahira Mohammed seine künftige Rolle als Prophet geweissagt haben, wie schon eine frühe arabische Legende berichtet. Doch schon der Koran wendet sich gegen diese Darstellung: »Auch wissen wir, dass einige sagen: ›Ein gewisser Mensch lehrt ihn die Verfassung des Korans‹; aber die Sprache des vermeintlichen Menschen ist eine fremde und die des Korans ist die deutliche arabische« [Sure 16, 103]. Später sollte aus dieser Anekdote die Behauptung abgeleitet werden, die Lehren Mohammeds basierten auf den häretischen Lehren der Nestorianer. Kontakte zu Christen hatte Mohammed zweifellos. Im Koran werden jedenfalls christliche Priester und Mönche respektvoll erwähnt [Sure 5, 83].

Schließlich trat Mohammed in die Dienste der reichen Witwe Chadidscha, die er im Alter von 25 Jahren heiratete; sie war zu dem Zeitpunkt 40 Jahre alt. In den zwanzig Jahren bis zu ihrem Tod führten sie eine glückliche Ehe. Chadidscha unterstützte ihren Gemahl in der ersten Zeit seines Prophetentums und gab ihm in Krisen Halt. Aus der Ehe gingen auch einige Kinder hervor. Außer zwei schon früh verstorbenen Knaben hatte das Paar vier Töchter: Zainab, Ruqajja, Umm Kulthumm und Fatima.

Im Laufe der Zeit begann Mohammed sich immer mehr mit Glaubensfragen zu beschäftigen. Er suchte Antworten, die er in den religiösen Lehren seiner Zeitgenossen nicht fand.

Als er in einer Höhle am Berg Hira meditierte, kam es dort schließlich, wie im Koran selbst berichtet wird, zur Offenbarung seiner Gesandtschaft und zur ersten Mitteilung der göttlichen Botschaften. Dieser Offenbarung ist die Sure »El-Kadr« gewidmet, in der es heißt: »Siehe, wir haben ihn [den Koran; JD] in der Nacht El-Kadr geoffenbart. Und was lehrt dich zu wissen, was die Nacht El-Kadr ist? Die Nacht El-

Kadr ist besser als tausend Monde. Hinabgestiegen sind die Engel und der Geist in ihr mit ihres Herrn Erlaubnis zu jeglichem Geheiß. Frieden ist sie bis zum Anfang der Morgenröte« [Sure 97]. Die Nacht El-Kadr ist eine der letzten fünf ungeraden Nächte des Monats Ramadan, des neunten Monats des arabischen Mondjahres. Durch die Herabsendung des Korans geheiligt, ist dieser Monat bis heute der Fastenmonat der Muslime. Es heißt, der Erzengel Gabriel sei Mohammed im Schlaf erschienen und habe ihm die im Koran niedergelegten Lehren vermittelt.

Schon in den frühesten Versen des Korans wird die klare Ablehnung der Vielgötterei, der die Araber weitgehend anhängen, betont und Allah als die einzige und alleinige Gottheit herausgestellt. Den Einwohnern Mekkas wird ihre Vielgötterei vorgeworfen. Und es wird auch von vornherein bestritten, dass Allah überhaupt zeugen könne, wenn es heißt: »Haben wir etwa die Engel weiblich erschaffen? Und waren sie Zeugen? Ist's nicht eine Lüge, wenn sie sprechen: ›Allah hat gezeugt?‹ Wahrlich, sie sind Lügner« [Sure 37, 149-152]. Damit wandte sich die Lehre des Islam auch gegen die Gottessohnschaft Jesu, die zentrale Lehre des Christentums.

In den ersten drei Jahren vertraute sich Mohammed nur wenigen an: seiner Frau, seinem Vetter Ali, seinem Adoptivsohn Zaid, seinem Freund Abu Bakr und seinem Schwiegersohn Uthman. Mit der Zeit begann Mohammed, die neue Lehre auch öffentlich in Mekka zu verkünden. Doch von seinem Stamm, den Quraisch, überzeugte Mohammed mit seinen Predigten nur wenige. Selbst bei den Mitgliedern seiner eigenen Sippe fand er kaum Zuspruch. Allerdings fand der Prophet Anhänger unter den ärmeren Schichten der Stadt, was wiederum dazu führte, dass die Reichen ihn allmählich als Bedrohung empfanden und bekämpften. Die Versammlungen seiner Gefolgsleute wurden gestört und Mohammed am

Predigen gehindert, seine Anhänger waren Verunglimpfungen und Angriffen ausgesetzt. Überdies wurde auch die Echtheit der Offenbarungen angezweifelt. Von dieser Schmähung wird auch im Koran berichtet. So sagte ein Gegner Mohammeds über den Koran: »Das ist nur eine Zaubergeschichte, das ist nur Menschenwerk« [Sure 74, 24-25]. Und es hieß auch: »Sollen wir wirklich unsere Götter um eines besessenen Dichters willen aufgeben?« [Sure 37, 35.] Den Zweiflern hält der Koran Folgendes entgegen: »Herabgesandt hat ihn der, welcher das Verborgene im Himmel und auf Erden kennt; siehe, er ist verzeihend und barmherzig« [Sure 25, 7].

Von den Anfeindungen ließ sich Mohammed nicht beeindruckt. Er folgte dem Beispiel der Propheten des Alten Testaments, deren Geschichten ihm wohl aus Erzählungen bekannt waren. In diese schwierige Zeit fielen auch die Reise nach Jerusalem und die so genannte Himmelfahrt, eine Vision Mohammeds, von der am Beginn der gleichnamigen Sure berichtet wird: »Preis dem, der seinen Diener des Nachts entführte von der heiligen Moschee zur fernsten Moschee, deren Umgebung wir gesegnet haben, um ihm unsere Zeichen zu zeigen.« Es heißt, Mohammed sei in dieser Nacht auf dem menschenköpfigen Pferd Buraq durch die Lüfte nach Jerusalem geritten – oder vielmehr geflogen. Dort sei er dann auf einer Leiter aus Licht hinauf zum himmlischen Thron gestiegen. Der Aufstieg soll am Heiligen Felsen erfolgt sein, der sich heute unter der Kuppel des Felsendoms befindet.

Die schwierige Lage in Mekka besserte sich nicht. Erst mit der Entscheidung, in die Stadt Yathrib umzusiedeln, sollte der entscheidende Aufschwung für die Lehre und die Gemeinschaft der Muslime erfolgen. In kleinen Gruppen ließ Mohammed seine Anhänger übersiedeln, dann kam er selbst am 20. September 622 in die Stadt, die er Medina nannte. Dieser Umzug von Mekka nach Medina ist allgemein als

»Hidschra« bekannt. Mit diesem Jahr begann die muslimische Zeitrechnung.

Die nächsten Jahre standen im Zeichen zunehmender militärischer Auseinandersetzungen mit den Mekkanern. Gegenseitige Überfälle waren in dieser Zeit an der Tagesordnung. Unterdessen wurde Mohammeds Stellung als Anführer gestärkt. Schließlich konnten die Muslime im Jahr 630 Mekka nahezu kampfflos einnehmen. Nun ließ Mohammed die Götzenbilder aus der Kaaba, dem Heiligtum aus der vorislamischen Zeit, entfernen. Er machte den Bau zum Hauptheiligtum des Islam und zum Ziel der islamischen Wallfahrt. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr, am 8. Juni 632 starb er in Medina, wo sein Grab noch heute unzählige Pilger besuchen. Seinen Anhängern hinterließ er die Offenbarungen, die er über zwanzig Jahre hinweg empfangen hatte.

Der Koran – das Wort bedeutet »Lesung« oder »Rezitation« – wurde nicht von Mohammed selbst niedergeschrieben. Zu seinen Lebzeiten wurden die Offenbarungen von seinen Anhängern zum Teil auswendig gelernt, aber auch schon niedergeschrieben. Erst nach dem Tod des Propheten begann man mit einer systematischen Sammlung dieser Fragmente. Es war schließlich der dritte Kalif Uthman (Klif. 644-656), der eine allgemein anerkannte Sammlung aller Offenbarungen zusammenstellen ließ. Gegenüber dieser Redaktion des Korans kamen abweichende Sammlungen außer Gebrauch, doch es gab weiterhin Verschiedenheiten in den Lesarten einzelner Verse.

In späteren Jahrhunderten sollten sich die christlichen Kommentatoren an dem Prinzip stoßen, nach dem die Suren des Korans angeordnet waren. Wie es im Orient auch bei anderen Textsammlungen üblich war, wurden die Suren der Länge nach geordnet. Die frühen, aber kurzen Suren kamen so an das Ende des Buches, während die längeren, aber später

entstandenen Texte den Anfang bildeten. Damit war die chronologische Ordnung erheblich durcheinandergebracht worden. Doch während die christlichen Kritiker im Mittelalter den Koran aus diesem Grund als konfus schmähten, waren sich die Muslime dieses Umstands immer bewusst. Schon bald nach der Niederschrift war eine chronologische Liste der Suren verfasst worden.

## *Byzanz und der Koran*

Das Byzantinische Reich war eines der ersten christlichen Gebiete, das durch die Eroberungen der islamisch-arabischen Armeen schon bald nach dem Tod Mohammeds bedeutende Gebietsverluste hinnehmen musste. Ägypten und Syrien wurden erobert, womit auch Jerusalem im Jahr 638 unter die Herrschaft der Muslime kam. Die Lage wurde für Byzanz immer bedrohlicher, schon bald hatte es die Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer an die arabischen Flotten verloren, die sich nun bis Konstantinopel vorwagen konnten. Militärisch konnte man den Angreifern wenig entgegensetzen, und so erteilte Kaiser Michael III. (Bas. 842-867) dem Apologeten und Dogmatiker Niketas von Byzanz den Auftrag, eine Schrift zur Widerlegung des Korans zu verfassen. Dafür erntet der Kaiser in der Einleitung großes Lob. Michael ertrage es nicht, schreibt Niketas, »nur die unglücklichen Körper der Barbaren immer wieder in die Flucht zu schlagen, wenn er nicht auch ihre gegen Gott kämpfenden Seelen gleichsam mit dem zweischneidigen Wort der Wahrheit zerschneidet. Daher ruft er auch die Araber zur wahren Frömmigkeit auf, indem er durch die Widerlegung mit Argumenten der Wahrheit ihre widersinnige und irrige Unfrömmigkeit niederschießt.« In sehr martialischen, der Sprache des Krieges entlehnten Worten formuliert Niketas hier, was er als seine Aufgabe betrachtet. Er bittet anschließend Christus um einen darum, dem Kaiser militärische Siege zu gewähren, zum anderen ihm selbst die Zunge zu stärken, »damit ich etwas, was des frommen Glaubens der Christen würdig ist, sagen und die Unfrömmigkeit der Barbaren ganz widerlegen kann« [Niketas, *Confutatio*, Prog. 19-35 (S. 3)]. Die Idee hinter dem Werk des Niketas ist demnach ganz deutlich: Die militärischen

Bemühungen müssen durch eine Widerlegung der Lehren Mohammeds ergänzt werden, um einen vollständigen Sieg zu erringen. Für diese Strategie dürfte auch gesprochen haben, dass sich das Byzantinische Reich seit der ersten Welle der islamischen Expansion nahezu pausenlos in der militärischen Defensive befand und ständig weitere Gebiete verlor. Niketas muss erkannt haben, dass es ihr Glaube war, der die Soldaten aus verschiedenen Völkern in den muslimischen Armeen zusammenschweißte und vereinte. Hier anzusetzen schien wohl das Gebot der Stunde gewesen zu sein.

Für Niketas war es selbstverständlich, dass den Lehren des Korans widersprochen werden konnte: »Das sehr unsinnige Buch Mohammeds bietet viele Ansätze zur Widerlegung, denn es ist ganz brüchig und stürzt leicht ein, so wie ein brüchiges Haus.« Einen dieser Ansätze sieht er im Vergleich mit der Bibel. Dabei geht er zunächst von formalen Kriterien aus, wenn er schreibt: »In der von Gott inspirierten Schrift steht jedes einzelne Buch gesondert für sich, wenn es auch auf einen einheitlichen Zweck, die Frömmigkeit, gerichtet ist, aber jedes ist doch deutlich unterschieden.« Er verweist auch darauf, »dass sie allein schon durch den Titel jeder einzelnen Abhandlung auch den Uneingeweihten zum Anhören bewegt«. In seinem Werk geht Niketas ausführlich auf den Inhalt des Korans ein, den er nach einer heute verlorenen griechischen Übersetzung zitiert. Dabei spart er nicht mit Anklagen, um den Koran als Lügengebäude zu entlarven. Er erhob als Erster gegen die Muslime den Vorwurf, Idole zu verehren. In seiner »Ersten Widerlegung« heißt es: »Damit seine [Mohammeds; JD] List auch noch ganz deutlich werde, stiftete er die unglücklichen Barbaren dazu an, das in Baka [d. i. Die Kaaba; JD] befindliche Götzenbild, das er Anbetungsobjekt des Gottesdienstes nennt, anzubeten. [...] Wie wir von einem ihrer Leute erfahren haben, der zu den Christen gekommen ist, sitzt

in der Mitte des Hauses ein steinernes Götzenbild. Die Leute also, die den Auftrag dieses vom Teufel besessenen Mannes erfüllen, neigen ihre unglücklichen Nacken, strecken eine Hand in die Höhe zu dem Götzenbild hin, halten mit der anderen ihr Ohr fest und laufen im Kreise herum, bis sie vom Schwindel ergriffen niederfallen. Ich glaube, diese Statue ist jenes bekannte Götzenbild der Aphrodite, wie sie wohl auch selbst sagen würden« [Niketas, Confutatio I, 12 (S. 57)]. Diese Darstellung basiert wohl auf Berichten von den Ritualen der Pilger in Mekka, doch sind sie völlig entstellt, zu einer Farce der muslimischen Riten verfremdet, ob nun absichtlich oder aufgrund unverständener Berichte, ist nicht zu klären. Niketas verbreitete auch die Behauptung, die Muslime verehrten mehrere Götter. Auch diese Meinung sollte sich über Jahrhunderte als Vorurteil über den Islam halten, obwohl spätestens seit dem 12. Jahrhundert enge Kontakte zwischen den Religionen bestanden.

## *Erste Auseinandersetzungen mit dem Islam in Spanien*

Als die Araber die iberische Halbinsel eroberten, bedeutete das für die dort lebenden Christen zwar eine militärisch und politisch neue Situation, man musste sich mit den neuen Machthabern arrangieren, was die Ausübung ihres christlichen Glaubens anbelangte, es hatte sich jedoch nichts Wesentliches geändert. Noch Jahrzehnte später war die Auseinandersetzung mit den Juden und Häretikern bestimmender für das Denken als das Eindringen der Muslime in die christlichen Lebensbereiche.

Die Araber hatten noch während der Lebenszeit des großen Gelehrten Beda Venerabilis die größte westliche Expansion erreicht. Und trotz ihres enormen Erfolgs, den er miterlebte, scheinen die Araber und ihre Religion keinen besonderen Eindruck auf den großen Gelehrten gemacht zu haben. Nur beiläufig erwähnt er die Sarazenen in seiner »Historia«. Dies mag darauf zurückzuführen sein, dass er sie nach der Schlacht von Poitiers für endgültig besiegt hielt. In seinen Bibelkommentaren setzt er sich dagegen stärker mit ihnen auseinander, hier allerdings mehr aus Interesse an ihrer Herkunft. Seiner Ansicht nach stammten die Araber von Hagar, der ägyptischen Magd Abrahams, ab. Mit dieser Sicht der Dinge folgt er Eusebius, der sich wiederum auf Flavius Josephus stützte. Aber erst mit Beda setzt sich diese Erklärung der Abkunft der Sarazenen durch. Durch diese Auffassung wurde für viele Menschen den Arabern ihr Platz in der Welt zugewiesen.

Doch im 9. Jahrhundert änderte sich die Lage. Die Eroberer hatten sich dauerhaft im Land niedergelassen, und durch Einwanderung nahm ihre Zahl enorm schnell zu. Große muslimische Zentren entstanden. In dieser Zeit war es für viele

Christen attraktiv, sich zum Islam zu bekennen, da die volle Einbindung in die im Entstehen begriffene neue Gesellschaft nur Muslimen offen stand.

Doch auch Widerstand keimte nun auf. In den Jahren um 850 wurden in Cordoba Christen hingerichtet, die öffentlich die Lehren Mohammeds angegriffen hatten. Diese sogenannten Märtyrer von Cordoba rüttelten viele Christen auf, die sich bereits mit dem Leben unter der muslimischen Herrschaft abgefunden hatten. Aus den Reihen derer, die sich schnell der neuen Lage angepasst hatten, wurde der Vorwurf laut, bei den Märtyrern handele es sich um Fanatiker, die ihre Hinrichtung selbst heraufbeschworen hätten. Nun erhoben der Priester Eulogius und sein Freund, der Laie Paulus Alvarus, ihre Stimmen zur Verteidigung der Märtyrer. Beide zeichneten in ihren Schriften ein betont negatives Bild des Islam. Sie wollten nicht nur das Verhalten der Märtyrer rechtfertigen, sondern auch die Christen, die sich in die islamisch-arabische Gesellschaft integriert hatten, unter Rechtfertigungsdruck setzen. Eulogius griff zurück auf bewährte Polemik. Er stellte die Muslime in der gleichen Weise dar wie die heidnischen Christenverfolger der römischen Kaiserzeit, und Mohammed bezeichnete er als einen falschen Propheten, der die Göttlichkeit Christi leugne und dem deshalb dasselbe gebühre wie dem von den Kirchenvätern verdamnten Arius.

Paulus Alvarus beschritt in seiner im Jahr 854 verfassten Schrift »Indiculus luminosus« einen neuen Weg. Zum ersten Mal identifizierte er Mohammed als den Antichristen. Dazu legte er eine völlige Neuinterpretation der einschlägigen Bibelstellen vor. Gedacht war das Pamphlet ursprünglich als Verteidigungsschrift für die Märtyrer von Cordoba. Im ersten Teil der Schrift unterstrich er die Pflicht der Christen, religiösen Irrtümern mit der Wahrheit des Evangeliums zu begegnen, und er bezichtigte alle Zaudernden der

Kollaboration. Die Märtyrer von Cordoba stellte er dabei in eine Reihe mit den Christen, die im heidnischen Rom getötet worden waren. Im zweiten Teil seiner Schrift lieferte Paulus Alvarus seine Neuinterpretation der Bibel. Zunächst zog er die Kapitel 7 und 11 aus dem Buch Daniel heran, Textstellen, die sich nach dem hl. Hieronymus auf den Antichristen beziehen. Diese Passagen ergänzt er noch durch die Beschreibungen von Behemoth und Leviathan im Buch Hiob und deren Deutung durch den hl. Gregor. Nachdem Alvarus aus dem Buch Daniel die Prophezeiung von dem Tier mit den zehn Hörnern zitiert hat, geht er dazu über, diese Prophezeiung mit dem zu verbinden, was er über den Islam weiß. Unter den zehn Hörnern stieg im Traumgesicht des Propheten Daniel ein weiteres Horn auf, »und drei von den ersten Hörnern wurden vor ihm ausgerissen«. Dabei sagt schon der Prophet Daniel, aus einem großen Reich würden sich zunächst »zehn Könige erheben. Und ein anderer wird sich nach ihnen erheben, und dieser wird verschieden sein von den vorigen, und er wird drei Könige erniedrigen« [Dan 7, 8.24]. Für Paulus Alvarus lag es nun nahe, in dem hinzugekommenen König Mohammed zu sehen. Und er glaubte auch, die Könige identifizieren zu können, die von den Muslimen gedemütigt wurden: den byzantinischen Kaiser, den König der Westgoten, der in Spanien besiegt wurde, und den König der Franken.

## *Der Erste Kreuzzug*

Zur Zeit des Ersten Kreuzzugs (1095-1099) waren die Inhalte der islamischen Glaubenslehre in Westeuropa völlig unbekannt. Als ein eindrucksvoller Beleg dafür kann die Predigt angesehen werden, mit der Papst Urban II (PM 1088-1099) am 27. November 1095 auf dem Konzil von Clermont zum Kreuzzug aufrief. Diese Rede ist in verschiedenen Fassungen überliefert, auch von seinerzeit Anwesenden, jedoch ist nicht davon auszugehen, dass der tatsächliche Wortlaut niedergeschrieben wurde. Doch durch den Vergleich der einzelnen Überlieferungen lässt sich mit einiger Sicherheit das Wesentliche, das der Papst sagte, erschließen. Urban II. hatte von der Bedrohung des Byzantinischen Reichs durch die Seldschuken im März des Jahres 1095 auf dem Konzil von Piacenza erfahren. Dorthin waren Boten des Kaisers Alexios I. (Bas. 1081-1118) gesandt worden, die dem Papst und der versammelten Gesellschaft von den Nöten der Byzantiner berichtet hatten. Seit der Schlacht bei Mantzikert im Jahr 1071 hatten die Seldschuken nach und nach große Gebiete Anatoliens erobert. Um den gewaltigen Strom der nomadischen Reiterkrieger aufhalten zu können, benötigte der byzantinische Kaiser Soldaten. Und diese Soldaten sollten in Europa geworben werden, von wo schon zuvor viele Söldner nach Byzanz gekommen waren. Dieses Hilfsersuchen muss den Papst tief bewegt haben. Als er schließlich in Clermont sein Wort an die Menge richtete, hatte er den Kampf gegen den neuen Feind im Osten längst zu seiner eigenen Sache gemacht. Die Pilgerwege ins Heilige Land seien durch die seldschukischen Eroberungen bedroht und die Christen im Byzantinischen Reich grausamen Misshandlungen durch die Eroberer ausgesetzt, sagte er. Mit keinem Wort geht Urban II.

auf die Religion der Eroberer ein. Laut dem Zeugnis von Fulcher von Chartres rief er seinen Zuhörern zu, ihre im Osten lebenden Glaubensbrüder benötigten dringend Hilfe, da »die Türken und Araber sie angegriffen haben und das Gebiet Romanias [d. i. das Byzantinische Reich; JD] so weit westlich wie die Küste des Mittelmeeres und des Hellespont [...] erobert haben«. Der Papst soll auch von den zerstörten Kirchen gesprochen haben, um dann auszurufen: »Wenn ihr ihnen erlaubt, dies eine Zeit lang mit Unreinheit weiter fortzusetzen, werden die Gläubigen noch viel mehr von ihnen angegriffen werden.« Und dann soll Urban II. geklagt haben: »Oh, was für eine Schande, wenn ein Volk, so verachtet, entartet und versklavt von Dämonen, auf diese Weise ein Volk überwindet, begabt mit dem Glauben an den allmächtigen Gott und glänzend im Namen Christi!« Hier wird deutlich, dass Urban II. die Situation so versteht und darstellt, dass die ganze Christenheit von einem andersgläubigen Volk angegriffen wird. Doch welchen Glauben dieses Volk hatte, sagt er nicht. Auch nach Robert dem Mönch bleibt der Papst hinsichtlich der Feinde ungenau. Seinen Aufzeichnungen nach nannte Urban II. diese »eine Rasse aus dem Königreich der Perser, eine verfluchte Rasse, eine Rasse gänzlich von Gott entfremdet, wahrlich eine Generation, die ihr Herz nicht leitet und ihren Geist Gott anvertraut«. Mit grausigen Details werden hier die Gräueltaten der Eroberungen ausgemalt. Der Feind »hat die Kirchen Gottes entweder völlig zerstört oder verwendet sie für die Riten seiner eigenen Religion. Sie zerstören die Altäre, nachdem sie diese mit ihrer Unreinheit entweiht haben. Sie beschneiden die Christen, und das Blut der Beschneidung spritzen sie entweder auf die Altäre oder gießen es in die Taufsteine.« Eine vage Kenntnis muslimischer Riten – hier der Beschneidung – scheint der Mönch Robert gehabt zu haben. In der Version der Papstrede, die Balderich von Dol überliefert,

heißt es, im Tempel Salomos »stellten die barbarischen Völker ihre Idole auf, entgegen dem Gesetz«. Auch diese Behauptung – die gewiss nicht von Urban II. stammte, denn auch sie ist nur in dieser einen Niederschrift enthalten – belegt in Ansätzen Vorurteile über den Islam, wenn sie die Religion selbst auch nicht beim Namen nennt. Es lässt sich aus diesen genannten Aufzeichnungen der Papstrede und unter Einbeziehung der in der »Gesta Francorum« überlieferten Version sowie der des Guibert von Nogent schließen, dass der Papst keine klare Vorstellung von der Religion des Feindes hatte. Es war offensichtlich, dass man gegen Nichtchristen kämpfte, dem verleiht Urban II. Ausdruck, aber einen übereinstimmenden Hinweis auf den Islam gibt es in all den genannten Quellen nicht. Der Papst hat also mit großer Wahrscheinlichkeit nichts Genaueres über die Religion der Eroberer gewusst. Und noch viel weniger wussten die Fürsten, Ritter und nicht zuletzt Fußsoldaten, die sich alsbald auf den langen und beschwerlichen Marsch ins Heilige Land machten.

Zum ersten Mal hörten die Kreuzfahrer den Namen Mohammed vermutlich während der Kämpfe um Antiochia. Als am 11. Juni 1098 die inzwischen in Antiochia eingedrungenen Kreuzfahrer von den Muslimen angegriffen wurden, hörte Anselm von Ribemont ihren Schlachtruf: »[...] mit lauten Stimmen riefen sie Baphometh an [...]«, schrieb er über dieses Erlebnis an Bischof Manasses von Reims [Dendl, 1999, S. 156]. Diese Form des Namens Mohammed wurde in der provencalischen Sprache gebraucht und sollte noch über 200 Jahre später im Prozess gegen die Templer eine Rolle spielen.

Dass die Christen am Ende des 11. Jahrhunderts den Muslimen magische Praktiken zuschrieben, zeigt eine Episode aus der Zeit der Belagerung von Jerusalem im Jahr 1099. Wilhelm von Tyros und Raimund von Aguilers berichten, man

habe zwei Frauen auf die südliche Stadtmauer gegenüber der großen Schleudermaschine der Provençalen gebracht, die mit Hilfe von Beschwörungen versuchten, die Maschine zu zerstören. Doch ein gezielter Schuss der Maschine habe dem Spuk ein Ende bereitet [Wilhelm v. Tyros Lib. VIII, cap. XV; Raimund v. Aguilers, cap. XX].

In der frühen Kreuzzugszeit gab es auch im Heiligen Land keine Auseinandersetzung mit der Lehre des Islam. Die im Königreich Jerusalem verbliebenen Muslime lebten unter der Herrschaft der Christen, die zum Teil sogar die islamischen Verwaltungseinheiten beibehielten. Zu einer planvollen Missionierung der Muslime kam es nicht.

## *Ein neuer Zugang*

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts begann man sich in Westeuropa intensiver mit dem Koran auseinander zu setzen. Die bis dahin verfolgte Strategie, den Islam als rein militärische Macht in seine Schranken zu verweisen, hatte sich unter den gegebenen militärischen und politischen Kräfteverhältnissen als wirkungslos erwiesen. Folglich setzte ein Umdenken ein, durch das die Widerlegung der religiösen Lehre des Islam und die Bekehrung der Muslime zum Christentum an Bedeutung gewannen. Ein prominenter Vertreter dieser Strategie war Petrus Venerabilis (um 1192-1156), der neunte Abt von Cluny. Auf einer Reise durch Spanien im Jahr 1141 beauftragte er den Engländer Robert von Ketton damit, den Koran ins Lateinische zu übertragen. Es handelt sich dabei nicht um eine Übersetzung im eigentlichen Sinn, sondern um eine sinngemäße Wiedergabe des Inhalts des Korans. Trotz dieses grundlegenden Makels bildete das Werk von Robert von Ketton für Jahrhunderte die Grundlage für die Beschäftigung mit dem Koran im Westen. Im Jahr 1543 druckte T. Bibliander das Buch, das auch als Ausgangstext für die 1547 veröffentlichte erste italienische Übersetzung des Korans durch Andrea Arrivabene diente. Diese italienische Fassung wiederum wurde zur Vorlage der unter dem Titel »Alcoranus Mahometicus« 1616 gedruckten ersten deutschen Übersetzung von Salomon Schweigger.

Mit der Übersetzung durch Robert von Ketton konnten sich die europäischen Gelehrten erstmals mit dem Inhalt des Korans auseinandersetzen. Die Absicht, die Petrus Venerabilis verfolgte, als er die Übersetzung in Auftrag gab, war eindeutig: Er brauchte sie als Grundlage zur Widerlegung der im Koran enthaltenen Lehren. Und so schrieb er: »Ich greife euch nicht

mit Waffen an, wie viele von uns oft tun, sondern mit Worten, nicht mit Gewalt, sondern mit Vernunft, nicht mit Hass, sondern mit Liebe. [...]«

Petrus Venerabilis war nicht der Einzige, der sich an einer Widerlegung des Korans versuchte. Unter dem Namen des Dominikaners Wilhelm von Tripolis, der am Ende des 13. Jahrhunderts im Konvent von Akkon lebte, sind zwei Schriften überliefert, die sich mit der Lehre des Islam befassen. Es sind die »Notitia de Machometo« und »De statu sarracenorum«. Nur wenig ist über das Leben des Verfassers bekannt. Wahrscheinlich stammte er aus Tripolis in Syrien, unbekannt sind das Jahr seiner Geburt und seines Eintritts in den Dominikanerorden. Bis 1264 ist über sein Leben nichts bekannt, denn erst drei in diesem Jahr erlassene Bullen Papst Urbans IV (PM 1261-12164) geben erstmals Auskunft über ihn.

Demnach hatte Wilhelm den Papst von der schwierigen Lage im Heiligen Land wegen der Überfälle des Sultans Baibars (Sl. 1260-1272) berichtet. Daraufhin beauftragte ihn der Papst, nach Frankreich zu reisen und den König davon zu unterrichten. Bei der Gelegenheit sollte er ihm auch mitteilen, dass er die Einnahmen aus der Kreuzzugsabgabe an Erzbischof Gilles von Tyros (Ebf. 1235-1266) und Johann Valenciennes, den Herrn von Haifa, aushändigen solle, damit insbesondere die Burg von Jaffa mit einer besseren Befestigung geschützt werden könne. Am 17. Juli 1264 intervenierte der Papst mit einem Schreiben erneut auf Betreiben Wilhelms, der noch immer auf die Gelder drang, die für die Befestigungsanlagen dringend gebraucht wurden. Bis dahin war also noch kein Geld gezahlt worden. Diese Episode zeigt, dass Wilhelm sehr stark in die Diplomatie des Heiligen Landes eingebunden war. Ob er allerdings, wie Marco Polo in seinem Reisebericht behauptet, mit einem Brief an den Khan zu den Mongolen reisen sollte, ist

unwahrscheinlich. Die einzige weitere historische Information über Wilhelm ist die Nennung seines Namens im Titel der beiden ihm zugeschriebenen Werke. Zwischen Mai und Oktober 1271 verfasste Wilhelm von Tripolis die »Notitia de Machometo« als Informationsschrift für den zu dieser Zeit in Akkon weilenden Theadalo Visconti. Darin heißt es über die Bekehrung der Muslime: »Wenn sie außerdem hören, dass in Christi Lehre der vollkommene und unbefleckte Glaube liegt, das heißt die Erkenntnis des Weges Gottes, die einzige und ausschließliche Vorschrift, die den Gläubigen von Gott gegeben wird, nämlich die Liebe und wahre Freundschaft zu Gott und zum Nächsten, die alleine alle Vorschriften Gottes erfüllt, und dass der Lohn für die Gläubigen ein künftiges glückliches Leben mit den Engeln im Himmel ist, die erhoffte ewige Glückseligkeit, dann lernen sie die erwähnten Wunder sicherlich gerne schätzen. Und auf diese Weise, aufgrund der einfachen Predigt über Gott, ohne gelehrte Diskussionen oder Waffengewalt, streben sie wie einfache Schafe die Taufe Christi an und treten ein in die Herde Gottes« [Notitia 55]. In diesen Sätzen zeigt sich die tiefe innere Überzeugung Wilhelms, durch Missionstätigkeit die Muslime für das Christentum gewinnen zu können. Dabei ging es ihm offensichtlich um ein Zugehen auf die Menschen und nicht um eine gelehrte Auseinandersetzung um Glaubensinhalte. Seine Worte vermitteln den Eindruck seines unerschütterlichen Glaubens an diese Möglichkeit. Von sich selbst behauptete Wilhelm, er sei »einer, der im Namen Gottes schon mehr als tausend getauft hat«.

Eine weitere kleine Schrift verfasste Wilhelm von Tripolis im Jahr 1273, in der er sich mit der Situation der Kreuzfahrerstaaten beschäftigte. Wahrscheinlich war sie als Denkschrift für Papst Gregor X. (PM 1271 bis 1276) gedacht. Nach dem Tod des Papstes wurde aus der schon vorliegenden

»Notitia« und dieser zweiten Schrift von einem unbekanntem Bearbeiter ein Text erstellt, der unter dem Titel »De Statu Sarracenorum« bekannt wurde. Dies geschah mit Sicherheit nicht im Heiligen Land, sondern in Europa. Auch in diesem zweiten Schriftstück verleiht Wilhelm seiner Überzeugung Ausdruck, dass eine Missionierung der Muslime möglich sei. Sobald man den Muslimen die Übereinstimmungen zwischen der christlichen Lehre und dem Koran bewusst gemacht habe, glaubte er, werde es nur durch einfache Predigten und ohne jede Anwendung von Gewalt möglich sein, sie zur Annahme des Christentums zu bewegen. Wilhelms Zuversicht gründet vor allem auf der von ihm vorausgesetzten dogmatischen Nähe zwischen den Christen und den Anhängern des Islam. Er wollte den Muslimen zeigen, dass sie sich längst auf dem Weg zum Heil befänden. Doch wenn Wilhelm darlegt, wie man seinen Vorstellungen zufolge den Muslimen die Dogmen der Dreifaltigkeit und der Inkarnation nahe bringen könne, verrät die Naivität der betreffenden Ausführungen den tatsächlichen Mangel an echter Missionserfahrung. Es gibt auch keine Hinweise auf eine Missionstätigkeit Wilhelms. Und wenn er behauptet, mehr als 1000 Sarazenen getauft zu haben, muss das nicht viel zu bedeuten haben. Die Bekehrung von muslimischen Sklaven, Kriegsgefangenen, desertierten Soldaten und einfachen Landbewohnern dürfte einfach gewesen sein. Für diese Menschen bedeutete der Glaubenswechsel immerhin eine wesentliche Besserstellung innerhalb der christlichen Gesellschaft im Heiligen Land. »De Statu« richtet sich aber gar nicht an Missionare, sondern an Leser, die im lateinischen Westen lebten und durch diese Schrift über den Islam unterrichtet werden sollten. »Seine Ansichten von einem friedlichen Übertritt der Muslime zum Christentum, die jeglicher Gehässigkeit und Polemik entbehren, sind in der Geschichte der christlich-muslimischen

Auseinandersetzungen im Mittelalter ohne Parallele«, schreibt Peter Engels zu den Schriften Wilhelms [Engels, 1992, S. 74].

Tatsächlich aus der Praxis heraus befasste sich Ricoldus de Monte Crucis am Ende der Kreuzfahrerherrschaft mit der Missionierung der Muslime. Er bereiste das Heilige Land und Armenien, und er soll sogar bis nach Bagdad gekommen sein. Seine Schriften zeigen, dass er das Arabische beherrschte, was die unabdingbare Voraussetzung für eine ernst zu nehmende Auseinandersetzung mit der islamische Lehre war. Doch seine »Confutatio Alcorani« blieb dem zu seiner Zeit üblichen Denkmuster verpflichtet. Seine Schrift führte nicht zu einem besseren Verständnis des Islam.

## *Der Koran im späten Mittelalter*

Etwa 130 Jahre nach den im Roman geschilderten Ereignissen beschäftigte sich der Kardinal Nikolaus von Kues (1401-1464) mit dem Koran. Auch er ging davon aus, dass es sich beim Islam um eine christliche Häresie handele, und entsprechend wollte er einen erneuten Versuch unternehmen, die Glaubensaussagen des Korans mithilfe theologischer Argumente zu widerlegen. Dabei war es die erklärte Absicht des Kardinals, das Christentum als den wahren Glauben zu verteidigen, aber den Muslimen auch bei der Annahme des Christentums zu helfen. Es sollte nach seinem Willen zu einer theologischen Verständigung zwischen den beiden Religionen kommen. Sein Werk zu diesem Thema nannte Nikolaus »Cribratio Alcorani« – »Die Sichtung des Korans«. Dabei kam es dem christlichen Gelehrten darauf an, darzustellen, dass der Koran nicht das geistige Eigentum der Muslime sei. Und so schrieb er im Dezember 1454 an Johannes von Segovia: »Wir müssen immer versuchen, jenes Buch, das bei ihnen, den Muslimen, Autorität besitzt, für uns geltend zu machen. Denn wir finden darin Stellen, die uns dienlich sind, und andere, die uns widersprechen, können wir durch sie erklären« [zit. n. Hagemann, 1983, S. 8]. So sollte also den Muslimen ihr heiliges Buch, das ihnen als eigene Offenbarung galt, genommen werden. Nikolaus wollte den Anhängern des Islam vorführen, dass sich selbst in ihrem heiligen Buch Inhalte fänden, die der von ihnen so vehement bekämpften christlichen Religion entstammten.

In der Vorrede zu seiner »Cribratio« bringt Nikolaus seine Überzeugung zum Ausdruck, dass der Islam aus den Lehren der häretischen Nestorianer abgeleitet sei. Damit bekräftigte er die schon seit Jahrhunderten bestehende Ansicht, gemäß der

der Islam als christliche Häresie verstanden wurde. Auch Nikolaus greift dabei auf die Bahira-Legende zurück, nach der es ein christlicher Mönch war, der Mohammeds Prophetentum vorhersagte. Die Spuren christlicher Lehren im Koran sind für Nikolaus vor diesem Hintergrund Belege für den Nestorianismus als Bindeglied zwischen den beiden Religionen. Und so stand der Gedanke der Häresie im Zentrum seiner Auseinandersetzung mit dem Islam. Dabei ging der Kardinal nahezu wissenschaftlich vor. Er stützte seine Arbeit auf eine ganze Reihe von Schriften, die er extra für diesen Zweck gesammelt und studiert hatte. Die Grundlage seiner Korankenntnis bildete auch für ihn die Koranübersetzung des Robert von Ketton. Des Weiteren berücksichtigte er die christliche Apologie des al-Kindi, das »Liber generationis Mahumet« mit jüdisch-islamischen Schöpfungslegenden, Patriarchen- und Prophetengeschichten, die »Fabulae Saracenorum«, die eine Geschichte Mohammeds und knappe Darstellungen des Lebens der ersten sieben Kalifen enthält, die »Fragen des Abd Allah ibn-Salam«, eine Sammlung muslimisch-jüdischer Legenden, sowie das Buch des Petrus Venerabilis gegen die »Häresie der Sarazenen« und dessen Brief an Bernhard von Clairvaux. Überdies hatte Nikolaus von Kues das Werk des Ricoldus de Monte Crucis sowie die Schriften von Dionysius Cartusianus, Thomas von Aquin und Juan de Torquemada zurate gezogen.

Bei seiner Interpretation des Korans stieß Nikolaus allerdings immer wieder an die Grenzen seiner Möglichkeiten. Wenn im Koran Jesus als das »Wort Gottes« bezeichnet wird, so in der Sure »Die Sippe Imrans«, wo es heißt: »Maria! Gott verkündet dir ein Wort von sich, dessen Name Jesus Christus, der Sohn der Maria, ist!« [Sure 3, 45], dann verstand Nikolaus dies in der Tradition der christlichen Dogmatik. Doch widersprechen moderne Interpreten dieser Auslegung. Es sind zwei

Bedeutungen, die dem Begriff »Wort Gottes« im Koran beigelegt werden: Zum einen wurde damit deutlich gemacht, dass Jesus wie alles Seiende durch Gottes Schöpfungswort ins Dasein gerufen worden ist, und zum anderen, dass Jesus der Verkünder von Gottes Wort ist. Andere Überlegungen des Nikolaus von Kues scheiterten an Fehlübersetzungen. So bemühte er sich um eine Deutung des Jesus laut der Koranübersetzung des Robert von Ketton zukommenden Namens als »Antlitz aller Geschlechter«, was er auf Psalm 45,3 bezieht, wo es heißt: »Schön bist du wie keiner unter den Menschen, ausgegossen auf deinen Lippen ist Anmut; so hat dich Gott auf ewig.« Doch die Koranstelle heißt richtig übersetzt: »Er wird im Diesseits und Jenseits angesehen sein, einer von denen, die (Gott) nahe stehen« [Sure 3, 45]. Das arabische Wort für »angesehen« hatte Robert von Ketton mit »Antlitz« übersetzt.

In seinem Bemühen, die Koranaussagen zu Jesus im christlichen Sinne zu deuten, übersah Nikolaus von Kues völlig deren eigentliche Bedeutungen. Dem Koran zufolge ist Jesus Gottes Prophet und ein Gesandter Gottes, aber nicht Gottes Sohn. Weiterhin wird Jesus als der größte Gesandte dargestellt, aber »Abschluss und zugleich Höhepunkt der Prophetengeschichte ist Muhammad, das Siegel der Propheten« [Hagemann, 1983, S. 21]. Selbst der Tod Jesu wird im Koran gelegnet: »[...] und weil sie sagten: ›Wir haben Christus Jesus, den Sohn der Maria und Gesandten Gottes, getötet.‹ – Aber sie haben ihn in Wirklichkeit nicht getötet und auch nicht gekreuzigt. Vielmehr erschien ihnen ein anderer ähnlich, sodass sie ihn mit Jesus verwechselten und töteten« [Sure 4, 157]. Dass es nach dem Koran keinen Jesus als wieder auferstandenen Gottessohn gibt, ließ Nikolaus völlig außer Acht. Durch seine Voreingenommenheit, aber auch aufgrund der durch Fehlinterpretationen und Fehlübersetzungen schon

beeinträchtigten Grundlagen seiner Arbeit war es Nikolaus nicht möglich, ein wirkliches Verständnis des Korans zu entwickeln. Es ist allein sein ehrliches Bemühen um die Aufdeckung der Gemeinsamkeiten zwischen beiden Religionen zu würdigen. Es sollte Jahrhunderte dauern, bis diese Schranken durchbrochen werden konnten und auch der Koran aus sich selbst heraus interpretiert wurde.

Jörg Dendl

## *Literatur:*

C. Colpe, Problem Islam, Frankfurt a. M. 1989

N. Daniel, Islam and the West, Oxford 1993

J. Dendl, Wallfahrt in Waffen, München 1999

E. Dermenghem, Mohammed, Hamburg 1960

J. Ehmann, Ricoldus de Montecrucis: Confutatio Alcorani (1300), Würzburg 1999

P. Engels, Wilhelm von Tripolis: Notitia de Machometo / De statu Sarracenorum, Würzburg 1992

K. Förstel, Niketas von Byzanz: Schriften zum Islam (griech.-dt.), Würzburg 2000

F. Gabrieli, Die Geschichte der Araber, Stuttgart 1963

R. Gleis, Petrus Venerabilis: Schriften zum Islam, Altenberge 1985

L. Hagemann / R. Gleis: Nikolaus von Kues, Cribratio Alkorani. Sichtung des Korans (lat.-dt.)

R. W. Southern, Western Views of Islam in the Middle Ages, Cambridge (Amss.) 1962